

René Tinner: Der St. Galler, der die Neue Deutsche Welle auslöste

Nummer 4 – 26. Januar 2023 – 91. Jahrgang
Fr. 9.–(inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Amerika bleibt unersetzlich

Nur die USA garantieren Ordnung und Sicherheit in der Welt.

John Bolton

Stoppt die Energiewende

Noch ist es nicht zu spät. *Beat Gygi*

Wie Bern die Gazprom-Bank kaputtmacht

Luxemburg lacht sich ins Fäustchen.

Philipp Gut

Napoleon III.
Christophe Büchi würdigt
Frankreichs grossen Kaiser
aus dem Thurgau

4 06900 20761 7

Alle Zeichen sprechen für Silber

Liebe Leserin, lieber Leser

Mit unserem Finanzsystem verhält es sich wie vor 110 Jahren auf der Titanic: Die Musik spielte noch zum Tanz auf, als der Koloss schon dem Untergang geweiht war. Die Seeleute beschränkten sich zunächst darauf, gute Laune zu verbreiten, Bedenken zu zerstreuen, Wände zu reinigen und Wasser mit den Händen hinauszutragen. Gerettet wurden nur jene, die früh eines der wenigen Rettungsboote aufsuchten.

Schauen wir jetzt der Realität ins Auge, wenn es um unser Finanzsystem geht. Kürzlich erreichten die USA die offizielle Schuldenobergrenze. Die US-Finanzministerin Janet Yellen warnte davor, dass ein **drohender Schuldenverzug der USA** nicht nur der US-Wirtschaft, sondern auch der globalen Finanzstabilität «irreparablen Schaden» zufügen würde. Die weltweite Verschuldung ist heute – absolut wie relativ – so hoch wie nie zuvor in der Geschichte. Und egal, wie man die Teuerung misst: Die Inflation ist «viel zu hoch», wie es die Präsidentin der Europäischen Zentralbank, Christine Lagarde, betont.

Wo ist das Rettungsboot, um **das Ersparte sicher ans Ufer zu bringen?** Der Blick in die Geschichte ist ein Kompass. Silber dient seit Jahrtausenden als Zahlungs- und Wertaufbewahrungsmittel. Erste Transaktionen überlieferte beispielsweise die Bibel. Laut dem Wirtschaftsnobelpreisträger Milton Friedman ist **Silber das Geldmetall Nummer eins**, noch vor Gold. Silberwährungen überlebten mehrere Jahrhunderte, während moderne Währungen wie der US-Dollar, der Euro und selbst der Schweizer Franken seit ihrem Bestehen massiv an Kaufkraft verloren haben.

Unabhängig von den Wellen der Märkte kann gut schlafen, wer Silber im Portfolio hat. Seit Längerem wird **deutlich mehr Silber nachgefragt als gefördert**. Rund 60 Prozent des Silbers gehen in die Industrie. Die überragenden Eigenschaften des Edelmetalls machen es unverzichtbar in Handys, Elektroautos und Solarpanels. Zudem wirkt es antimikrobiell. Ohne Silber würden die Firmen von Elon Musk stillstehen. Das Edelmetall ist einer der unverzichtbaren Rohstoffe hin zu einer nachhaltigen und emissionsarmen Wirtschaft. Zugleich bildet es Teil der Grundlage für unsere langfristige finanzielle Freiheit. **Denken Sie um – investieren Sie in Silber!**



Werner J. Ullmann
CEO von BB Wertmetall, Ökonom und Buchautor



Innovation aus Silber:
die Vermögensaufbau-Lösungen
von BB Wertmetall

S-Deposito – smart in Silber investieren

Das S-Deposito der BB Wertmetall vereint die Eigenschaften von physischem Silber mit der Flexibilität eines Depots. Mit jeder Einzahlung erwirbt man direkt reines Silbergranulat, den Grundrohstoff für sämtliche Silberanwendungen. Dabei bewahrt die BB Wertmetall das Silber in einem Zollfreilager in der Schweiz auf – sicher und zu 100 Prozent versichert. Wer investiert, bleibt flexibel: Tägliche Ein- und Auszahlungen sind möglich. Zudem eignet sich das S-Deposito für Tauschgeschäfte: Bei mehr als 60 Unternehmen kann man Einkäufe gegen Silbergranulat tätigen.

 **BB Wertmetall®**
Gut zu haben.

Mehr Freiheit für die Schweiz

Klaus von Dohnanyi, 94, Grandseigneur der deutschen Sozialdemokratie, einst Bildungsminister unter Willy Brandt, Erster Bürgermeister der Freien und Hansestadt Hamburg, Spross einer Familie von Widerstandskämpfern gegen Hitler und zuletzt, im biblischen Alter, hervorgetreten durch den Bestseller «Nationale Interessen», der die haargenaue Gegentese zum kriegerischen Zeitgeist bildet, trat dieser Tage vor einer eindrucklichen Gruppe von Geschäftsfrauen auf, dem Club europäischer Unternehmerinnen. Durch den Abend führte mit eleganter Kompetenz die Präsidentin, Kristina Tröger, Betriebswirtschafterin und mehrfache Unternehmensgründerin.

In einem randvollen Speisesaal im Hamburger Hotel «Vier Jahreszeiten» hielt Dohnanyi, begleitet von seiner Ehefrau Ulla Hahn, einer preisgekrönten Schriftstellerin und bedeutenden Lyrikerin, ein mit Ironie und Charme gespicktes, vor allem aber mit Leidenschaft befeuertes Plädoyer für das Unternehmertum: «Nur die Unternehmer können und werden Deutschland aus der Krise retten.» Er forderte mehr Freiheit für die Wirtschaft, weniger Staat und Regulierung: «Je ungebundener die Unternehmer sind, desto grösser ist die Chance, dass sie die Krise überwinden.»

Dohnanyi kritisierte anhand vieler Beispiele die fortschreitende Fesselung und Selbstankettung Deutschlands, den Verlust an Handlungsfreiheit und ein Überhandnehmen einengender Vorschriften, die das einstige Wirtschaftswunderland der Pioniere und Schwerarbeiter überspitzt formuliert in ein überbremstes Freiluftlabor softsozialistischer Gesellschaftsexperimente zu verwandeln drohen. Dohnanyi drückte sich etwas gewählter aus: «Der Staat ist im Begriff, die deutsche Wirtschaft aus dem Wettbewerb herauszuregeln.»

Tatsächlich lassen sich zu Dohnanyis Befunden dramatische Belege finden. Immer mehr deutsche Industrielle warnen vor einer Verödung des Standorts, vor Deindustrialisierung, explodierenden Kosten und ideologischen Zumutungen von Klimapolitik bis Energiewende, die Deutschland, gemäss den am World Econo-

mic Forum von Kanzler Scholz formulierten Zielen, bis 2050 mit der staatlichen Brechstange zu einer Art grünen Supermacht umgestalten sollen. Was gut klingt und die Medien begeistert, löst bei vielen Betrieben Fassungslosigkeit, ja nackte Panik aus.

Auch in der Schweiz breiten sich Verpolitisierung und Moralisation aus. Die «Woke»-Ideologie, zunächst ein Phänomen der Journalisten, der Kultur und der Universitäten, greift auf die Wirtschaft über. Jüngstes Beispiel:

Nehmen wir von Dohnanyi beim Wort: Entfesseln, entlasten wir die Schweiz, ihre Wirtschaft, ihre Bürger.

Der Zürcher Kantonsrat verpflichtet die Zürcher Kantonalbank auf umfassende klimapolitische Vorgaben. Eine linksgrüne Mehrheit von Abgeordneten, von denen die wenigsten in ihrem Leben schon einen Bleistift verkauft haben dürften, mischt sich tief in die Belange dieses Finanzkonzerns ein, der zu den grössten Banken der Schweiz gehört.

Doch nicht nur staatsnahen Unternehmen, sondern ganz allgemein der Schweizer Wirtschaft wird ein beklemmendes grün-ideologisches Korsett aufgezwungen. Der Staat legt den Unternehmen ökologische Ketten an, nötigt ihnen Ziele auf, die nichts mit der eigentlichen Geschäftstätigkeit zu tun haben. Das neue Aktienrecht, trotz einer faktisch bürgerlichen Mehrheit dank den Stimmen von Mitte und Teilen der FDP durchgedrückt, strotzt vor anti-freiheitlichen Zutaten wie etwa Geschlechterquoten, die das Leistungsprinzip durch die Biologie aushebeln wollen.

Schon jetzt sehen sich Schweizer Unternehmen gezwungen, ihre Mitarbeiter nach allen möglichen politisch aufgepfropften Kriterien und Willkürlichkeiten auszuwählen, nur nicht nach dem einzigen Massstab, der eigentlich zu gelten hätte: dem Leistungsgedanken. Täuscht der Eindruck, oder sind wir auch in der Schweiz zusehends dabei, das Leistungsprinzip abzuschaffen? Es wäre ein gigantischer Fehler, denn

das Leistungsprinzip ist nicht nur die Grundlage jeden Wohlstands, sondern auch die grösste Antriebsfeder der Freiheit und des sozialen Aufstiegs, die wir kennen.

Tragischer- und vielleicht bezeichnenderweise vermischt sich diese narkotisierende Fesselung und Freiheitsberaubung der Wirtschaft mit der fortschreitenden Neigung unserer Politik, Handlungsfreiheit und damit Eigenverantwortung preiszugeben, die Schweiz an auswärtige Institutionen anzubinden, weil man offensichtlich Angst davor hat, das Schicksal unseres Landes selber in die Hand zu nehmen. Die Neigung einer Mehrheit der Parteien im Bundeshaus, dem Druck der EU nachzugeben und Brüssel als Gesetzgeber in der Schweiz zu installieren, ist das exakte Gegenteil dessen, was Klaus von Dohnanyi in Hamburg für die Wirtschaft, aber auch für die Politik forderte: «Im Sturm muss jeder Schiffer sein Segel selber setzen können.»

Die Schweiz hat sich gefesselt. Aussenpolitisch durch zahlreiche «dynamische» Verträge mit der Europäischen Union, durch die Personenfreizügigkeit und die Asylabkommen. Wir sind heute faktisch nicht mehr in der Lage, unsere Probleme selber zu lösen, etwa die ausser Rand und Band geratene Zuwanderung zu stoppen. Die Schweiz ist nicht mehr neutral, Kriegspartei gegen Russland, eingezwungen in die Fronten, Verlust von Handlungsfreiheit auch hier. Im Innern wuchert der Staat, Regulierungen, Vorschriften und Abgaben, Bleiplatte um Bleiplatte auf die Unternehmen schichtend.

Nehmen wir Klaus von Dohnanyi beim Wort: Entfesseln, entlasten wir die Schweiz, ihre Wirtschaft und ihre Bürger. Denn was für die Betriebe gilt, stimmt für den Einzelnen erst recht: In der Krise braucht es Freiheit, Eigenverantwortung, weniger Staat. Alles auf den Staat zu schieben, nach oben, am besten gleich nach Brüssel, führt in den Abgrund. Um genau dies zu verhindern, haben unsere Verfassungsväter vor 175 Jahren den Bundesstaat gegründet, sturmfestes Bollwerk der Unabhängigkeit und Ausdruck des Willens der Schweizer, frei und selbstbestimmt zu sein. R. K.

John Bolton über Amerikas Rolle in der Welt, Alain Berset, Chinas Mandarine, Musikproduzent René Tinner, Energiewende stoppen

Amerika wird bisweilen als sinkender und moralisch bankrotter Hegemon karikiert. Der amerikanische Geostratege John Bolton hält in einem Essay, den er für die *Weltwoche* geschrieben hat, dagegen. Nach 1945 habe Amerika gemeinsam mit Verbündeten der freien Welt verschiedene aussenpolitische Versuche zur Wiederherstellung von Frieden und Stabilität unternommen. «Kritikern dieser von Amerika angeführten Bestrebungen steht es frei, bessere Alternativen vorzuschlagen», so der ehemalige Nationale Sicherheitsberater von Donald Trump, der nun selbst erwägt, als Präsidentschaftskandidat in den Ring zu steigen, um eine Rückkehr Trumps ins Weisse Haus zu verhindern. Er warnt: «Ein Rückzug Amerikas aus der Welt ginge mit dem Risiko einher, dass derjenige, der über kurz oder lang die Leerstelle füllen würde, nicht die Interessen der freien Welt im Sinn hätte.» **Seite 12**

Der bundespräsidiale Grenzüberschreiter Alain Berset findet unter den Journalisten noch immer Bewunderer. Die *NZZ* gibt sich beeindruckt, wie souverän und äusserlich unbewegt der Freiburger alle seine Affären übersteht. Wie wenn Robustheit und Widerstandskraft die einzigen entscheidenden Kriterien für das Bundesratsamt wären – statt einer Mindestausstattung an Charakter und eines gewissen moralischen Kompasses. Doch Berset bestimmt die Agenda der Aufdeckung seines Gemauschels mit Ringier ebenso wenig wie das Parlament. Entscheidend ist das weitere Vorgehen des



Tonmeister der Neuen Deutschen Welle: Soundtüftler Tinner.

Whistleblowers von CH Media und von deren Journalisten. **Seite 20**

Xi Jinping sei ein neuer Kaiser. Und seine neue Führungsriege führe das Reich der Mitte durch zentralisierte Kontrolle und Unterdrückung der privatwirtschaftlichen Initiativen auf einen gefährlichen Kurs, warnen westliche Medien. Das Gegenteil sei der Fall, schreiben die Asienkenner Uwe Parpart und David Goldman. Sie analysieren die Schlüsselfiguren der Spitze

Chinas und kommen zum Schluss: Die neuen Mandarine stehen für die Rückkehr zu unbremstem Wachstum. «Chinas Tür wird sich künftig noch weiter öffnen.» **Seite 24**

Als kaum Zwanzigjähriger zog der St. Galler René Tinner nach Deutschland und kehrte nie mehr in die Schweiz zurück. Er war dem Ruf der legendären Krautrockband Can gefolgt und entwickelte ein Gespür für neue Musik. Der Soundtüftler prägte die Neue Deutsche Welle, sass mit Lou Reed im Studio, war mit Trio auf Amerika-Tour und arbeitete am Schweizer Welthit «The Captain of Her Heart» mit. Wir trafen den sympathisch zurückhaltenden Musikproduzenten und Tonmeister, den man in der Schweiz kaum kennt, zum Interview in der Nähe von Köln, wo er seit Jahrzehnten wohnt. **Seite 36**

Der neue Bundesrat Albert Rösti bringt Bewegung in die Szene. Unlängst, am Stromkongress, sprach er kurz von der Bedeutung der Kernkraft für die Energieversorgung, und sofort ist man mitten im Thema Energiewende. Diesen Winter kommt die Schweiz energiemässig wohl noch glimpflich davon, aber langfristig gefährdet die Lücke in der einheimischen Stromproduktion die Versorgung der Schweiz. Die Energiewende, die bis 2050 die CO₂-Emissionen auf null drücken soll, muss jetzt gestoppt werden; null ist nicht nötig, neue Diskussionen sind fällig. **Seite 42**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.










PLATIN CLUB-ANGEBOTE 2023 IN ZUSAMMENARBEIT MIT **Mondial Tours**

Sehr geehrte Weltwoche-Leser!

Für die Platin Club-Leserangebote der Weltwoche haben wir für 2023 exklusive Reiseziele ausgewählt. Damit Sie auch rechtzeitig planen können, stellen wir Ihnen diese Angebote zum Jahresanfang vor. Völlig sorglos können Sie beim Reiseveranstalter Mondial Tours buchen.

Viel Freude beim Ausschauen!

	MUSIKREISEN	11. - 14.06.2023 – DRESDEN – KULTURREICHTUM AN DER ELBE * Kulturelle Glanzpunkte mit Aufführung in der Semperoper und Besichtigungen der wunderschönen, weltberühmten Bauwerke im «Elbflorenz». Erleben Sie das 11. Symphoniekonzert mit Stardirigent Myung-Whun Chung in der Semperoper.	CHF 1'550,-
		15. - 17.05.2023 – HAMBURG UND DIE ELBPILHARMONIE * Brillantes Saitenspiel und der Pulsschlag der Weltstadt mit ihren unzähligen Sehenswürdigkeiten. Ein unvergessliches Konzert in der Elbphilharmonie. Auf dieser Musik-Reise ist die aussergewöhnlich transparente Akustik im Grossen Saal bei einem Konzert der Academy of St. Martin in the Fields zu geniessen. Es ist eines der bedeutendsten Kammerorchester auf der Welt.	CHF 1'495,-
	AUTO & MOTORSPORT	08. - 11.06. 05. - 08.10.2023 – MOTOR-MANIA* Faszinierender Rennsport und die Italienische Küche. Besuch von weltberühmten italienischen Motorsport-Werkstätten. Hinter den Kulissen von Lamborghini, Ducati, Maserati, Pagani und Ferrari. Auge in Auge mit den grossartigen Boliden und markanten Fahrzeugen. Museale Sportwagen-Juwelen die Gelegenheit, mit Fabio Lamborghini zu fachsimpeln.	CHF 1'795,-
	NATURREISEN	15. - 22.05.2023 – KALABRIEN – DAS UNBEKANNTE ITALIEN * Die süditalienische Küstenregion Kalabrien zählt mit lauschigen Buchten, rauen Gebirgslandschaften und urigen Dörfern zu den schönsten Urlaubszielen in Italien.	CHF 1'780,-
	STÄDTEREISEN	05. - 09.11.2023 – VENEDIG – VENEDIG UND DIE TATORTE VON COMMISSARIO BRUNETTI* Auf den Spuren von Commissario Brunetti in der Kulisse weltbekannter Sehenswürdigkeiten. Die zauberhafte Lagunenstadt Venedig aus ganz besonderen Perspektiven. Ein weiteres Highlight ist der Besuch der Peggy Guggenheim Collection. 12. - 18.11.2023 – ROM MIT ALLEN SINNEN ENTDECKEN * Exklusive Erlebnisse: Ein Besuch bei der Schweizergarde, das unbekannte Rom entdecken und ein Besuch der Vatikanischen Museen.	CHF 1'780,- CHF 1'980,-
	FERNREISEN	06. - 18.11.2023 – TANSANIAS WILDE WEITE Tansania ist Afrika pur! Die faszinierenden Landschaften und der enorme Tierreichtum sind aussergewöhnlich. Safaris, Pirschfahrten, Naturspaziergänge und Wildbeobachtungen garantieren unvergessliche Anblicke. 08. - 14.11.2023 – DUBAI UND ABU DHABI Der Traum aus tausend und einer Nacht und im Gegensatz dazu die ultramoderne Bauweise der Neuzeit. Atemberaubende Architektur und die höchsten Gebäude der Welt direkt am Meer, aber inmitten einer Wüste. Städte der Superlative mit beeindruckenden Skylines.	CHF 7'980,- CHF 2'580,-
	GENUSSREISE	19. - 23.10.2023 – PIEMONTE – TRÜFFEL, WEIN UND KULTUR * Eine Gourmet-Reise zur Trüffelzeit. Die kulturellen, landschaftlichen und gastronomischen Sonnenseiten des Piemont genussvoll entdecken.	CHF 1'580,-

Sonderpreise für Abonnenten des Platin-Clubs der Weltwoche.

*Die mit Sternchen gebuchten Destinationen können ohne Flug gebucht werden, Ermässigung CHF 250.- pro Person

Hinweis: Wir reisen mit kleinen Gruppen, maximale Teilnehmeranzahl 25 Personen!

Mitglied:



Informationen, Beratung und Buchung:

Mondial Tours MT SA

Via Varenna 29

6600 Locarno

091 752 35 20 / info@mondial-tours.ch



Tiktok ins Glück: Doja Cat. Seite 23



Kaiser aus dem Thurgau: Napoleon III. Seite 59



Himmliche Haarpracht: Seite 48

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung Solidarität der Schweiz
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber David Constantin
- 10 Tagebuch Adrian Steiner
- 11 Bern Bundeshaus
Ringier und die Sozialdemokraten
- 12 Amerika bleibt unersetzlich
Garant für Ordnung und Sicherheit
- 16 Weisheit des Herzens Wege ins Glück
- 17 Personenkontrolle
- 17 News Souveräner Xhaka im Massanzug
- 18 Mörgeli Kriegslüsterer Bonsai-Klitschko
- 18 Neue Zahlen Entzauberung der Impfung
- 19 Peter Bodenmann Rössli hü!
- 20 Affäre Berset Die Schlinge zieht sich zu
- 22 Stalingrad Vor achtzig Jahren
kapitulierte die 6. Armee
- 23 Tiktok Vom Smartphone in die Charts
- 24 Wer sind Chinas Mandarine?
Xi regiert das Reich der Mitte nicht allein
- 27 Sollberger zeigt, wie's geht
SVP-Nationalrätin mit Signalwirkung
- 28 Schweiz macht Gazprombank kaputt
Luxemburg lacht sich ins Fäustchen
- 29 Inside Washington
- 30 Mehr Schweiz wagen Alice Weidels
Einsichten von der Albisgüetli-Tagung
- 31 Kurt W. Zimmermann
Spiel mir das Lied der Unabhängigkeit
- 32 Verbrannte Geschichte
Anschlag auf das moderne Peru
- 32 News Die Fasnacht ist gerettet

- 34 Israel Die EU unterstützt Palästinenser
bei völkerrechtswidrigen Aktionen
- 35 Sex wie ein Regenwurm
Gender-Theater für Kinder in Zollikon
- 36 «Es gingen neue Welten auf»
Der Schweizer Soundtüftler René Tinner
- 40 Bürgergeld Deutschland schläft aus
- 41 Herodot
- 42 Stoppt die Energiewende
Die Diskussion muss neu gestartet werden
- 43 News Pistorius überholt Baerbock & Co.
- 44 Schöne neue Welt Klaus Schwabs
Elitenzirkus hat seinen Zauber verloren
- 45 Gerhard Pfister Phantom des Bundeshauses
- 46 Humor in Zeiten des Krieges
Darüber lachen die Ukrainer
- 47 News Was der Staat wirklich tun muss
- 48 Sandro Botticellis Revolte
Frauenhaar war eine Schlange
- 49 Anabel Schunke Lindners Liberalala
- 50 Lara Stalder Sie will gewinnen, immer
- 51 Wohnungsnot In der Stadt wird's eng
- 52 Harald Kujat Ein Sieg der Ukraine
ist ausgeschlossen
- 53 Tamara Wernli «Ihr seid schuld!»
- 54 Demografie Seid fruchtbar
und mehret euch
- 56 Leserbriefe
- 57 Nachruf David Crosby
- 58 Beat Gygi Notenbanken und Inflation

GESCHICHTE: NAPOLEON III.

- 59 Frankreichs Kaiser aus dem Thurgau
Napoleon III., der verkannte *empereur*,
der am Bodensee aufwuchs

LITERATUR UND KUNST

- 65 Ikone der Woche
- 66 Alexandre Dumas Wer war
der Mann mit der eisernen Maske?
- 68 Bücher der Woche
- 71 Die Bibel
- 72 Urs Fischer
Worin liegt der Reiz seines Werks?
- 74 Fernsehen
- 74 Rock Iggy Pop
- 75 Ausstellung «Ave Caesar!»
- 76 Film «Babylon»
- 77 Games «Swordship»
- 77 Jazz Andrew Cyrille

LEBEN HEUTE

- 78 Wunderbare Welt
- 78 Unten durch
- 79 Frauen
- 80 Thiel Davos
- 80 Häuser
- 81 Was macht eigentlich? Benedikt Weibel
- 82 Essen/Wein
- 83 Auto
- 83 Objekt der Woche
- 84 Bei den Leuten
58. Filmtage in Solothurn
- 86 Zeitzeichen
- 86 Fragen Sie Dania
- 87 Auf einen Kaffee mit ...
Hans-Ulrich Bigler
- 88 Menschen von morgen Oliver Burger
- 90 Das indiskrete Interview Sandra Studer

Ihr Immobilientraum?

www.immobilientraum.info

aktuell im Verkauf

<p>3 Rebweg 8457 Humlikon</p>  <p>ab CHF 1'470'000.-</p> <p>6½ Zi. Doppel-EFH's +41 52 338 07 09 www.rebweg.ch</p>	<p>5 Trottenacker 8458 Dorf</p>  <p>ab CHF 715'000.-</p> <p>3½ - 5½ Zi.-Wohnungen +41 52 338 07 09 www.trottenacker.info</p>	<p>6 Vistadelsole 8370 Sirnach</p>  <p>CHF 747'900.-</p> <p>4½ Zi.-Wohnung +41 52 338 07 09 www.vistadelsole.ch</p>	<p>12 Schlossblick 8610 Uster</p>  <p>ab CHF 1'101'000.-</p> <p>2½ - 4½ Zi.-Wohnungen +41 44 316 13 42 www.schlossblick.ch</p>	<p>14 Glattwies 8152 Glattbrugg</p>  <p>CHF 1'554'000.-</p> <p>4½-Zi.-Wohnung +41 44 316 13 87 www.glattwies.ch</p>
---	--	--	--	--

<p>16 Vistacasa 8308 Illnau</p>  <p>ab CHF 1'145'000.-</p> <p>3½ - 4½ Zi.-Wohnungen +41 52 338 07 09 www.vistacasa.ch</p>	<p>18 Schmiedgass 8545 Rickenbach</p>  <p>ab CHF 715'000.-</p> <p>3½ - 5½ Zi.-Wohnung +41 55 610 47 46 www.schmiedgass.ch</p>	<p>22 Solevista 8615 Wermatswil</p>  <p>CHF 2'158'000.-</p> <p>4½ Zi.-Wohnung +41 44 316 13 42 www.solevista.ch</p>	<h3>Projektankündigungen</h3> <table border="0"> <tr> <td data-bbox="1003 621 1307 959"> <p>1 am Goldenberg 8400 Winterthur</p>  <p>3½ - 4½-Zi. Wohnungen +41 55 610 47 46 www.amgoldenberg.ch</p> </td> <td data-bbox="1307 621 1654 959"> <p>2 Römergarten 8404 Winterthur</p>  <p>3½ - 5½-Zi. Mietwohnungen +41 55 610 47 46 www.immobilientraum.info</p> </td> </tr> </table>		<p>1 am Goldenberg 8400 Winterthur</p>  <p>3½ - 4½-Zi. Wohnungen +41 55 610 47 46 www.amgoldenberg.ch</p>	<p>2 Römergarten 8404 Winterthur</p>  <p>3½ - 5½-Zi. Mietwohnungen +41 55 610 47 46 www.immobilientraum.info</p>
<p>1 am Goldenberg 8400 Winterthur</p>  <p>3½ - 4½-Zi. Wohnungen +41 55 610 47 46 www.amgoldenberg.ch</p>	<p>2 Römergarten 8404 Winterthur</p>  <p>3½ - 5½-Zi. Mietwohnungen +41 55 610 47 46 www.immobilientraum.info</p>					

„Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienträume verwirklicht werden können?“

Melden Sie sich bei mir.
ulrich.koller@lerchpartner.ch
+41 52 235 80 00



<p>4 Projektankündigung 8311 Brütten</p>  <p>6½ Zi. Reihen-EFH's +41 52 338 07 09 www.immobilientraum.info</p>	<p>6 Duovivo 8904 Aesch ZH</p>  <p>3½ - 4½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.duovivo.ch</p>	<p>7 Uetliblick 8136 Thalwil-Gattikon</p>  <p>3½ - 4½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.uetliblick-gattikon.ch</p>
--	---	--

<p>9 Chridlerpark 8127 Aesch-Maur</p>  <p>Liegt seit 15 Monaten beim Bundesgericht!!</p> <p>3½ - 6½ Zi. WHG und EFH +41 55 610 47 46 www.chridlerpark.ch</p>	<p>10 am Zentrum 8910 Affoltern a.A.</p>  <p>2½ - 4½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.amzentrum.ch</p>	<p>11 am Eichacher 8904 Aesch</p>  <p>3½ - 5½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.ameichacher.ch</p>	<p>13 Soley 8309 Birchwil</p>  <p>3½ - 4½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.soley-birchwil.ch</p>	<p>15 Puro Vivere 8157 Dielsdorf</p>  <p>5½-Zi. Reihen-Doppel-EFH's +41 55 610 47 46 www.purovivere.ch</p>
<p>17 inside 8152 Glattbrugg</p>  <p>3½ - 5½-Zi. Mietwohnungen +41 55 610 47 46 www.immobilientraum.info</p>	<p>19 Projektankündigung 8404 Stadel</p>  <p>3½ - 5½ Zi. Whg. und EFH +41 52 338 07 09 www.immobilientraum.info</p>	<p>20 Tre Fiori 8913 Ottenbach</p>  <p>7½-Zi. Reihen-EFH +41 55 610 47 46 www.tre-fiori.ch</p>	<p>21 Grastal 8310 Grafstal</p>  <p>3½ - 5½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.grastal.ch</p>	<p>23 Dreieckspitz 8406 Winterthur</p>  <p>2½ - 5½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.dreieckspitz.ch</p>

Jetzt Newsletter abonnieren!



Heute schon happy im Job!?

Wir suchen eine/n

**Hochbauzeichner/in EFZ
Architektur oder Architekt/in**

Hast du Lust in unserem jungen und motivierten Planungsteam zu Arbeiten? Dann bewirb dich unter workbylepa.ch

Solidarität der Schweiz

Ausländische Politiker werfen dem Bundesrat vor, die Ukraine-Hilfe zu vernachlässigen. Dabei ist die Eidgenossenschaft mehr als grosszügig.

Marcel Odermatt

Bern

Sie war der Star am Weltwirtschaftsforum (WEF) in Davos. «Bitte stoppt eure Hilfe nicht!», rief Olena Selenska, die First Lady der Ukraine, den versammelten Staats- und Wirtschaftschefs zu. Und dem Gastgeberland sprach sie ins Gewissen: «Neutralität darf es jetzt nicht geben!»

Die einschlägigen Schweiz-Kritiker aus Brüssel und Berlin nahmen den Ball dankbar auf. EU-Kommissions-Präsidentin Ursula von der Leyen erklärte, Enthaltung und Abseitsstehen seien «in diesem grausamen Krieg keine Option». Der deutsche Vizekanzler Robert Habeck sekundierte, es wäre «gerecht und hilfreich, wenn die Schweiz Munition zur Verfügung stellen würde» – was eine Verletzung der international anerkannten Schweizer Neutralität bedeuten würde.

Mehr Flüchtlinge als Frankreich

Die Aufforderung zum Rechtsbruch blieb unwidersprochen. Die eidgenössische Politiker-Elite, die zahlreich nach Davos gepilgert war, duckte sich weg, allen voran Bundespräsident Alain Berset (SP). Dabei ist nicht nur der Angriff auf die Neutralität ein diplomatischer Verstoss. Auch von fehlender Solidarität der Schweiz kann keine Rede sein, ganz im Gegenteil, was niemand besser weiss als der Bundesrat selber.

Das Parlament wollte kürzlich von der Landesregierung erfahren, wie viele Mittel der Bund ab Kriegsbeginn am 24. Februar 2022 bis zum 12. Januar dieses Jahres aufgewendet hat, um die leidgeprüfte Bevölkerung in der Ukraine zu unterstützen. Die Verwaltung hat die Zahlen nun fein säuberlich zusammengetragen. Die Aufstellung liegt der *Weltwoche* vor.

Mehr als 76 000 Ukrainer haben in den letzten Monaten den Schutzstatus S beantragt. Gemessen an der Einwohnerzahl, nahm die Schweiz in Westeuropa nach Deutschland und Österreich am drittmeisten Ukraine-Flüchtlinge auf, deutlich mehr als wichtige EU-Län-



«Neutralität darf es jetzt nicht geben!»:
First Lady Olena Selenska.

der wie Frankreich, Italien, Spanien und die Beneluxstaaten.

Die Kosten dieser grosszügigen Politik sind hoch. Allein «Unterbringung, Sozialhilfeleistungen und Gesundheitsdienste sowie kostenlose öffentliche Verkehrsmittel für ukrainische Flüchtlinge in der Schweiz» schlagen mit 1100 Millionen Franken zu Buche, wie der Bund in seiner Zusammenstellung schreibt. Die Kosten von Kantonen und Gemeinden sind da noch nicht enthalten.

National- und Ständerat bewilligten weiter humanitäre Hilfe in der Höhe von 80 Millio-

nen als Soforthilfe für die vom Konflikt betroffene Bevölkerung in der Ukraine und in den Nachbarländern. In der Wintersession stockten die beiden Räte diesen Betrag um 100 Millionen auf. Es brauche eine «dringende Sanierung der Energieinfrastruktur und Grundversorgungssysteme».

Schon vor dem Krieg war die Ukraine das Armenhaus Europas. Die Wirtschaftsleistung pro Kopf entsprach einem Drittel Rumäniens. Der Bund entschied nun, die

Die eidgenössische Politiker-Elite, die zahlreich nach Davos gepilgert war, duckte sich weg.

Entwicklungshilfe auf 50 Millionen für die Jahre 2022/23 zu verdoppeln. Die zusätzlichen Mittel seien notwendig für «bedeutende Projektanpassungen an die aktuelle Situation», erklären Mitarbeiter von Aussenminister Ignazio Cassis (FDP).

1400 Millionen Franken

Doch nicht nur das Aussendepartement zeigt sich spendabel. Das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) von Bundesrat Guy Parmelin (SVP) überwies 23 Millionen an die Weltbank sowie an die Europäische Bank für Wiederaufbau und Entwicklung. Das Geld soll helfen, die «nichtmilitärischen Funktionen des ukrainischen Staates aufrechtzuerhalten».

15 Millionen gibt die Schweiz aus, um ukrainischen Start-ups im Technologiebereich unter die Arme zu greifen. Mit 1,5 Millionen unterstützt sie Projekte im Bereich Frieden und Menschenrechte, mit 600 000 Franken den Schutz von Kulturgütern.

Insgesamt 1400 Millionen Franken hat allein der Bund in elf Monaten für die Ukraine-Hilfe aufgewendet. Eidgenössische Politiker haben jeden Grund, selbstbewusst aufzutreten und Kollegen aus anderen europäischen Staaten, die über die Schweiz herziehen, freundlich, aber bestimmt in die Schranken zu weisen.

Lieber David Constantin

Ich gestehe, dass ich mich wieder einmal total getäuscht habe. Nach der ersten Folge von «Tschugger», dieser Komödie, bei der Sie Regie führten und die Hauptrolle, den Bax, spielten, dachte ich, das wird sicher ein Riesenflop. Die Oberwalliser werden es nie tolerieren, dass sie hier als Oberdeppen, als eine Art Alpenkretins mit struppigem Kopfhair, dargestellt werden. Und das Schweizer Publikum wird seine grösste Mühe haben mit dem Walliser Dialekt. Und überhaupt: Alles ist völlig überzeichnet und überdreht in dieser Polizeikomödie.

Nach zwei Folgen habe ich mich gelangweilt. Und jetzt das: Sie erhielten nach drei Staffeln, die nur höchste Einschaltquoten erzielten, bei den Solothurner Filmtagen den «Prix Swissperform» für die beste Hauptrolle 2023, der Moderator sagte: «Bax, sexy und grössenwahnsinnig, verpeilt, aber immer mit einem kristallklaren moralischen Kompass, ist eine Wucht.»



Begleitung durch Kinder empfohlen:
«Tschugger»-Macher Constantin.

Selbst im Welschland kommt die Serie sehr gut an.

Im Nachhinein kann ich nur den Verantwortlichen von SRF gratulieren, dass sie Ihre turbulente, durchwegs absurde, aber bei allem Irrsinn mit wunderbaren Dialogen gespickte Komödie – nach anfänglicher Ablehnung –

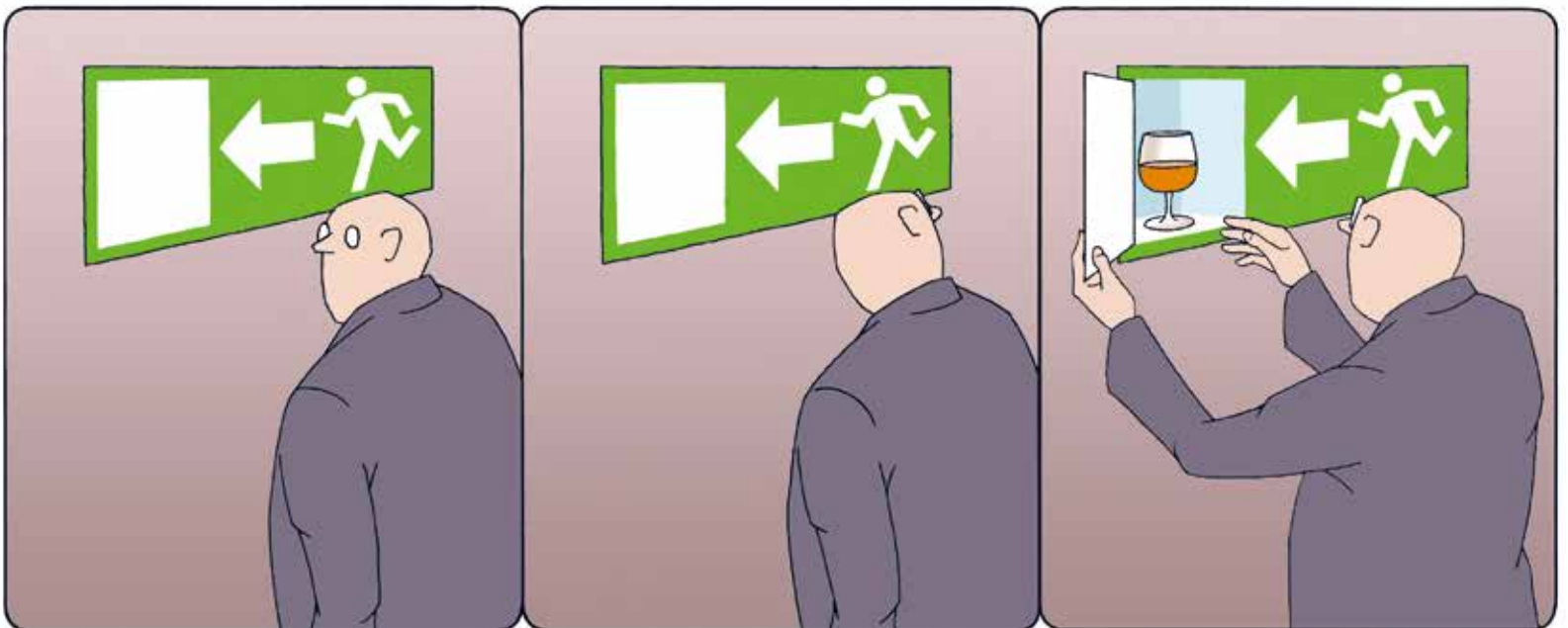
ins Programm aufgenommen haben. Den Wallisern gratuliere ich zu so viel Sinn für Selbstironie. Bei Sprüchen wie «Wir versuchen das Wallis zu retten, und du bist stockbesoffen» schimmert ja viel realistisches Lokalkolorit durch.

Ihnen wünsche ich weiterhin so viel Durchhaltevermögen, wenn Sie wieder mal eine völlig durchgeknallte Idee haben. Offenbar sind Sie mit einem besonders guten Gespür für Unterhaltung gesegnet, die bei einem jüngeren und mittelalterlichen Publikum ankommt.

Echt niedlich finde ich die SRF-Warnung: «Begleitung durch Erwachsene empfohlen». Ich denke, es ist eher umgekehrt: Ich hätte die Serie besser in Begleitung eines Kindes angeschaut, das mir erklärt hätte, wie geil «Tschugger» ist.

Mit freundlichen Grüßen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Adrian Steiner



Immer wieder werde ich von Journalisten gefragt, ob die Saison gut begonnen habe. Dann muss ich schmunzeln. Bei uns endet die Saison nie. Seit über zwanzig Jahren sind wir permanent auf Sendung. 2022 lockte «Das Zelt» rund 150 000 Zuschauer an. In den kommenden Jahren wollen wir diesen Wert deutlich steigern. Derzeit gastieren wir auf dem Stierenmarktareal in Zug, ab dem 10. Februar geht's in Lenk im Berner Oberland weiter.

Während viele Zirkusunternehmen die Zahl der Gastspielorte reduzieren, glauben wir an das Konzept der Regionalisierung. Die Kunden müssen nicht zu uns kommen – wir gehen zu den Kunden. Zwar sind wir so eine Art Zigeuner (falls ich diesen Begriff noch verwenden darf), aber wir – meine Ehefrau Cathrine und die Kinder Nico und Josephine – wohnen nicht im Wohnwagen, sondern führen ein eher bürgerliches Leben mit einem Haus in Basel.

Ich kann mir keinen spannenderen Job als den des Unterhaltungsunternehmers vorstellen. Wir bereiten den Menschen mit unserer Arbeit viel Freude. Was gibt es Schöneres als das? Wir kommen ohne Subventionen aus – und besitzen so alle künstlerischen Freiheiten. Vor allem das Programm «Young Artists» ist eine Herzensangelegenheit. Wir haben so viele wunderbare Talente in der Schweiz. Diese müssen entdeckt und gefördert werden – damit Zirkus und Shows den Menschen in diesem Land auch noch in zwanzig Jahren viel Vergnügen bereiten.

Für dieses Format konnten wir einen kleinen personellen Coup landen – mit der

Verpflichtung von Sänger Luca Hänni und seiner Verlobten, der Profitänzerin Christina Luft. Die beiden sind Top-Performer und besitzen eine enorme Ausstrahlung – und eine ebenso grosse Reichweite in den sozialen Medien. Allein mit einem Post generierten sie 19 000 Likes und erreichten eine halbe Million Menschen, bis weit über die Grenze nach Deutschland.

Cathrine ist extrovertierter als ich. Sie liebt es, zu singen und Musik zu machen. So hat sie mit 45 Jahren ihre Karriere als Sängerin lanciert. Nun steht sie regelmässig mit Rock-, Country- und Blues-Stücken auf der Bühne –

Irgendwann erkannte ich, dass ich zu bürgerlich bin für dieses Künstlerdasein.

und macht das hervorragend. Dies sage ich mit grösstem Respekt und gutem Gewissen – obwohl ich nicht ganz neutral bin.

Ich selber ziehe lieber im Hintergrund die Fäden. Das war aber nicht immer so: Als Teenager gründete ich mit meinen Brüdern in Basel den Quartier Circus Bruederholz. Später trat ich als Fahrradartist bei Galas auf, tourte 1991 auch mit dem Circus Knie und tingelte danach sieben Jahre durch die Welt. Doch irgendwann erkannte ich, dass ich zu bürgerlich bin für dieses Künstlerdasein.

So absolvierte ich ein Jusstudium, schrieb die Doktorarbeit zum Thema «Urheberrechtliche Schutzfähigkeit der Zirkus- und Variétékunst» und wurde Rechtsanwalt und Notar – mit genau einem Klienten: David Dimitri, Hochseilartist und Sohn des Clowns Dimitri. Er suchte einen Rechtsbeistand für die Ver-

handlungen mit der Expo.02, die in finanziellen Schwierigkeiten steckte.

Zusammen machten wir aus der Not eine Tugend und lancierten auf der Artepilge in Biel «Das Zelt». Damals zogen wir in 156 Tagen eine Million Besucher an. Es war der Startschuss zu dieser bemerkenswerten Erfolgsstory. David konzentrierte sich bald wieder auf seine eigenen Projekte. Dafür stiess Cathrine 2003 zum Team – als Eventmanagerin. Heute ist sie die Frau für alle Fälle und unser grösster Trumpf. Es gab auch turbulente Zeiten, als uns fast der Schnauf ausgegangen wäre. Aber irgendwie haben wir uns immer durchgehängt und den Betrieb kontinuierlich erweitert.

Über was ich mich aber noch immer wundere, das sind die bürokratischen Hindernisse, die einem in der Schweiz in den Weg gelegt werden. Es gibt immer mehr Gesetze und Vorschriften. Bewerben wir uns für einen Standort, sieht man vor lauter Paragraphen den Weg zum Ziel nicht mehr. Wir müssen die Richtlinien der Feuerpolizei, der Stadtgärtnerei, des Lärmschutzamtes, des Verkehrsdepartements, des Arbeitsamtes, der Strombehörden und des Naturschutzes erfüllen. Und wenn wir in der Nähe eines Sees gastieren, kommt der Gewässerschutz dazu.

Beklagen will ich mich nicht. Wir leben in der Schweiz in einem Paradies. Aber punkto Bürokratie wäre weniger manchmal mehr – viel mehr.

Adrian Steiner, 54, ist Direktor des Tourneetheaters «Das Zelt».

Ringier und die Sozialdemokraten

Die Zusammenarbeit zwischen dem Ringier-Verlag und der SP hat eine lange Tradition. Sie begann mit dem Ende der Ära Bodenmann.

Auf den *Blick* konnte sich Bundesrat Berset auch in finsternen Zeiten verlassen. Gerade in jenen Wochen und Monaten, in denen er wegen der Erpressungsgeschichte um seine frühere Geliebte unter Druck stand, schaltete die Zeitung ganzseitige Leserbriefseiten mit fetten wohlwollenden Titeln wie: «Der Mann hat dringend Ferien nötig und verdient». Oder nach einer SRF-«Arena»: «Berset war überzeugend, ehrlich, klar und fair». Es war eine eher unverdächtige Art, dem Gesundheitsminister beizustehen und für ihn Propaganda zu machen – indem man Sätze von Leserbriefschreibern zu Schlagzeilen hochstemmte.

Dieses Teamwork brachte der Zeitung Primeurs und Berset ein positives Image als Krisenmanager. Aber diese Zusammenarbeit zwischen auflagenstarken Ringier-Produkten und der SP entstand nicht während der Pandemie, sondern hat eine jahrzehntelange Tradition. Genauer gesagt begann sie just nach dem Ende der Ära von Peter Bodenmann als Präsident der Sozialdemokraten Ende der 1990er Jahre. Bis zu diesem Zeitpunkt war für die Genossen die *Sonntagszeitung* aus dem Tamedia-Verlag erste Anlaufstelle, wo mit Chefredaktor Ueli Haldimann ein Studien- und WG-Kollege Bodenmanns das Sagen hatte. Das änderte sich, als Haldimann zurücktreten musste und Andreas Durisch das Kommando übernahm.

Neid von ganz links

Das Ende der Zusammenarbeit zwischen Sonntagszeitung und den Genossen lässt sich an einer Geschichte festzurren, bei der es um eine von Gewerkschaften und SP initiierte Kampagne gegen einen Sparkurs des damaligen Finanzministers Kaspar Villiger (FDP) ging. Der Aufreger dabei war, dass dessen Vorgänger, der langjährige SP-Bundesrat Otto Stich, die Politik seines Nachfolgers öffentlich kritisiert hatte. Hässig wurden die Linken, weil das Blatt nicht die Kampagne in den Vordergrund rückte, sondern die Geschichte zum Teil auf Peter Bodenmann drehte, den man als Urheber dieser Aktion sah. Der Briger war zu diesem Zeitpunkt



Beisshemmungen? Lauener (l.), Berset.

aber schon längst nicht mehr Präsident der SP Schweiz.

Die Episode lieferte dem damaligen SP-Generalsekretär Jean-François Steiert (heute Freiburger Staatsrat) und anderen den Grund, künftig der Sonntagszeitung die kalte Schulter zu zeigen. Von da an waren *Blick* und *Sonntagsblick* die publizistischen Anlaufstellen für die SP Schweiz. Es ging nicht lange, da monierte die linke Wochenzeitung wohl etwas neidisch, das Ringier-Boulevardblatt sei die einzige linke Tageszeitung der Schweiz.

Als Beispiel dafür wurde die vom *Sonntagsblick* in den Jahren um die Jahrtausendwende lancierte und vom *Blick* weitergeführte Kampagne «Linke Sicherheit» erwähnt, die prominente Berichterstattung nach einem Krankenkassen-Prämienstopp, der Streik der Gewerkschaft Bau und Industrie (GBI) im Lötschberg sowie die «Abzocker»-Debatte. Die SP-Präsidenten und -Generalsekretäre kamen und gingen, die Leitung von *Blick* und *Sonntagsblick* wechselte noch häufiger, das Teamwork jedoch überdauerte.

Dazu gehörten auch gute Verbindungen zu den SP-Mitgliedern in der Landesregierung. Insbesondere die Genfer Bundesrätin Micheline Calmy-Rey erhielt grossen Support von Ringier. Während der sogenannten Geisel-Affäre, in der es um die Befreiung von zwei Schwei-

zern ging, die von Libyens Herrscher Muammar al-Gaddafi damals festgehalten wurden, stilisierte die Ringier-Presse die Aussenministerin zur überlegt handelnden Staatsfrau hoch. FDP-Bundesrat Hans-Rudolf Merz, der als 2009 Bundespräsident anfänglich mit dem Krisenmanagement betraut gewesen war, wurde dagegen von den gleichen Blättern in Grund und Boden gestampft. Er habe sich von Gaddafi in Tripolis wie ein Tanzbär vorführen lassen.

Nach Schockstarre wieder SVP-Kritik

Interessant ist, dass besonders der *Blick* die Feindbilder der SP übernahm. Zwischen 2003 und 2007 waren dies vor allem die Bundesräte Hans-Rudolf Merz (FDP) und Christoph Blocher (SVP), in den letzten Jahren die SVP-Bundesräte Guy Parmelin und Ueli Maurer. Wobei Parmelin zuerst noch als zugänglicher SVP-Vertreter, als der sympathische Weinbauer abgefeiert wurde. Später attackierte ihn die glei-

Interessant ist, dass besonders der «Blick» die Feindbilder der SP übernahm.

che Zeitung wegen der sogenannten Bauland-Affäre. Parmelin hat im Bundesrat heftig für ein Steuerprivileg für einige wenige Bauland-Bauern gekämpft, von dem er und seine Familie direkt hätten profitieren können. Ueli Maurer war für den *Blick* immer ein rotes Tuch.

Bersets Informationschef Peter Lauener, der frühere SP-Kampagnenleiter, hat mit seinen vielen Mails an den Ringier-CEO Marc Walder das Teamwork jetzt auf eine fast institutionelle Ebene gehoben. Das könnte ihm und seinem Chef, Bundespräsident Alain Berset, zum Verhängnis werden. Die alte Achse SP-Ringier dürfte hingegen weiter bestehen. Die Journalisten des Verlags haben zwar nach anfänglicher Schockstarre begonnen, über die Affäre zu berichten. Ihre Kritik richtet sich aber vor allem gegen die SVP («Beisshemmungen bei Bersets Kritikern»).



Welche Zeitenwende?

Amerika bleibt unersetzlich

Die grössten Bedrohungen für die Welt gehen von China und Russland aus. Nur die USA garantieren globale Ordnung und Sicherheit.

John Bolton

Im Jahr 1942, fast neun Monate nach dem japanischen Überfall auf Pearl Harbor, prägte Henry Luce, der Herausgeber der Zeitschrift *Time*, den Begriff «amerikanisches Jahrhundert». Damit wollte er beschreiben, wie er sich die nächsten Jahrzehnte vorstellte, und seine Einschätzung erwies sich als weitgehend korrekt. In den folgenden sechs Jahrzehnten gewannen die Vereinigten Staaten zwei Weltkriege, den gegen die Achsenmächte und den Kalten Krieg gegen die Sowjetunion. Unbeabsichtigt und trotz zahlreicher Schwierigkeiten, Irrtümer und Niederlagen schuf Washington eine Art «Weltordnung», in der wir heute im Grunde immer noch leben. Diese Ordnung, von ihrem Wesen her defensiv und reaktiv, erzwingt nirgendwo Frieden und Stabilität, sondern ist bemüht, Bedrohungen entgegenzuwirken und überall dort zu reagieren, wo sie sich zeigen.

Viele Länder, zu unterschiedlichen Zeiten wahrscheinlich eine Mehrheit, lehnten nicht nur die Pax Americana ab, sondern alles, wofür sie stand – freie Völker, die unter freien Regierungen in Freiheit leben. Die sowjetischen

Kommunisten verachteten das amerikanische Jahrhundert natürlich, und der Krieg ihrer russischen Nachfolger in der Ukraine richtet sich auch gegen Amerika. Die chinesische Kommunistische Partei blieb an der Macht, während die Sowjetunion zerfiel. 1989 ging die Pekinger Führung brutal gegen die Demonstranten auf dem Tiananmen-Platz vor, und dann folgten lange Jahre unter Deng Xiaoping, dessen Motto lau-

«Wir müssen die Welt in erster Linie für uns selbst sicher machen. Das ist unser Hauptinteresse.»

tete: «Stärke verbergen und auf den richtigen Augenblick warten». Heutzutage verbirgt China seine Stärke nicht mehr, wie im Indopazifik und in wachsendem Mass weltweit deutlich wird.

Junge, unabhängig gewordene Staaten, einstige Kolonien europäischer Kolonialmächte, versuchten in den 1950ern und 1960ern, eine «Dritte Welt» zu schaffen, eine «neue Weltordnung», eine «neue internationale Informa-

tions- und Kommunikationsordnung» und so weiter – heute nicht mehr als historische Kuriositäten. Gleichwohl sind überall in der ehemaligen Dritten Welt schwerwiegende Probleme des internationalen Terrorismus und der Verbreitung von Massenvernichtungswaffen zu beobachten. Interne Konflikte haben in mehreren postkolonialen Staaten für Auflösungs- und Zerfallserscheinungen gesorgt, und das wird auch in Zukunft so sein.

«Das ist unser Krieg, Amerikas Krieg»

Was genau bewog die Vereinigten Staaten, nach 1945 die unvollständige «Ordnung» zu schaffen, die wir heute haben? Entgegen der üblichen anti-amerikanischen Propaganda liessen wir uns nicht von imperialistischen Ambitionen leiten, schon gar nicht, wenn man es mit den europäischen Eroberungen in vorangegangenen Jahrhunderten oder den alten Grossreichen vergleicht. Aussenminister Colin Powell hat, Weltkriegsgeneral Mark Clark paraphrasierend, oft gesagt: «Das Land, das wir haben wollten, sollte nur dazu dienen, unsere Toten zu begraben.»

Amerika war auch nicht darauf aus, Demokratie zu verbreiten, wie heutzutage oft behauptet wird. Statt sich an Woodrow Wilson zu orientieren, der es als Ziel Amerikas im Ersten Weltkrieg bezeichnet hatte, die Welt «sicher für die Demokratie» zu machen, vertrat Präsident Theodore Roosevelt, ein Republikaner, die sehr viel realistischere Ansicht: «Wir müssen die Welt in erster Linie für uns selbst sicher machen. Das ist unser Hauptinteresse. Das ist unser Krieg, Amerikas Krieg.»

Nach 1945 unternahm Amerika aus diversen Gründen gemeinsam mit den Verbündeten der freien Welt verschiedene aussenpolitische Versuche zur Wiederherstellung von Frieden und Stabilität. Einige Sicherheitsorganisationen, namentlich die Vereinten Nationen, sind bei den wichtigsten politischen Konflikten der Welt, wie etwa dem Kalten Krieg, erfolglos gewesen und sind es weiterhin. Dagegen funktionierten Verteidigungsbündnisse, insbesondere die Nato, die erfolgreichste politisch-militärische Allianz der Geschichte. Neben dem nordatlantischen Bündnis schmiedete Amerika starke bilaterale Bündnisse mit Japan, Südkorea, Australien und anderen Staaten. Auf wirtschaftlichem Gebiet wurden unterschiedlich erfolgreiche Finanz- und Handelsinstitutionen gegründet, die weder reformbedürftig noch überflüssig sind. Viele dieser Organisationen richteten sich ausdrücklich gegen die kommunistische Bedrohung. Sie alle haben sich in einer sich wandelnden Welt weiterentwickelt, einige besser als andere.

Virus des Isolationismus

Kritikern dieser von Amerika angeführten Bestrebungen steht es frei, bessere Alternativen vorzuschlagen. Aber wer oder was könnte eine solche Aufgabe wahrnehmen? Ein Rückzug Amerikas aus der Welt ginge jedenfalls mit dem Risiko einher, dass derjenige, der über kurz oder lang die Leerstelle füllen würde, nicht die Interessen der freien Welt im Sinn hätte.

Die Vereinten Nationen sind gewiss nicht die Antwort. Russland und China, ständige Mitglieder des Sicherheitsrats, können durch ihr Veto jede bedeutsame Aktion der Uno verhindern. Weil das Vetorecht auch für eventuelle Änderungen der Uno-Charta gilt, können Moskau und Peking sich innerhalb der Vereinten Nationen völlig sicher fühlen.

Ebenso wenig kann die Europäische Union die Antwort sein. Die Vorstellung, die EU habe dafür gesorgt, dass es auf dem Kontinent keinen Krieg mehr gegeben habe, ist ein gefährlicher Irrglaube. Vielmehr bedeutete die alliierte Besatzung der geschlagenen Achsenmächte, auf welche die Stationierung starker Nato-Verbände während des Kalten Kriegs folgte, dass Washington bestens über die Verhältnisse im militärisch-industriellen Komplex Europas Bescheid wusste. Dank der Präsenz von Besatzungstruppen in

den besiegten europäischen Ländern ging von ihnen, anders als in der Zeit nach 1918, auch keine Gefahr für den Weltfrieden aus. Und es war nicht irgendein EU-Politiker, sondern Ronald Reagan, der in Berlin ausrief: «Mr Gorbatschow, reissen Sie diese Mauer ein.»

Seit in jüngster Zeit der Virus eines Isolationismus unter Republikanern wie Demokraten (wenn auch aus unterschiedlichen Gründen) wieder umgeht, sollte in Amerika und im Ausland erkannt werden, dass die amerikanische Aussenpolitik noch nie von reinem Altruismus getrieben war. Diese Realität sollte Freunde und Verbündete nicht beunruhigen, sondern ihnen Sicherheit geben. Eine Politik, die den eigenen staatlichen Interessen dient, ist eine weit-

Es war kein EU-Politiker, der in Berlin rief: «Mr Gorbatschow, reissen Sie diese Mauer ein!»

aus zuverlässigere Grundlage für Bündnisse und Freundschaften als beliebige Ideologien oder emotionale Impulse. Gewiss, der Aufbau selbst einer unvollständigen, unvollkommenen Ordnung war leichter in einer Zeit, in der die natürlichen Verbündeten Amerikas eingedenk ihrer eigenen Schwäche die Notwendigkeit erkannten, die erforderlichen Schritte zu unternehmen, bis sie sich nach dem Zweiten Weltkrieg wieder erholt hatten. Ehemalige Achsenmächte übernahmen erst dann eine Rolle, als die Dimensionen des Kalten Kriegs klar wurden.

Trotz des überwältigenden, friedlichen Siegs des von den USA geführten anti-kommunistischen Blocks schwächte der Ausgang des Kalten Krieges bedauerlicherweise das westliche Verteidigungsbündnis. Davon erholen wir uns erst jetzt. Manche sprachen nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion von einem «Ende der Geschichte». Sie sahen eine «Friedensdividende» als Belohnung, was zu massiven Kürzungen bei den Verteidigungsausgaben von Nato-Staaten führte, die erst dann aufwachten, als die Welt nach den Anschlägen vom 11. September 2001 mit internationalem Terrorismus und atomarer Aufrüstung konfrontiert war. Präsident George W. Bush kündigte den ABM-Vertrag von 1972, um das Raketenabwehrsystem NMD für die Vereinigten Staaten und für Verbündete aufbauen zu können. Dennoch hatten viele Leute ein kurzes Gedächtnis. Die Militärausgaben waren so drastisch gekürzt worden, dass selbst Barack Obama der Nato empfahl, die Verteidigungsausgaben zu erhöhen. 2014 wurde vereinbart, die Ausgaben bis 2024 auf zwei Prozent des Bruttoinlandsprodukts (BIP) zu erhöhen. Obwohl Donald Trump auf der Einhaltung dieses Ziels bestand und sich damit unbeliebt machte, sagte er nur ein wenig lauter, was andere Amerikaner, einschliesslich

Barack Obama, seit Jahren gesagt hatten: Die Verbündeten sollten sich angemessen an den Verteidigungsausgaben beteiligen. Leider sind viele noch immer weit von diesem Ziel entfernt.

Selbstzufriedener Westen

2019 bezeichnete Emmanuel Macron die Nato als «hirtot». Russland widerlegte ihn, auch wenn der Westen die Invasion nicht verhindert und nach wie vor keine adäquate Strategie im Kampf gegen die russische Aggression hat. Dennoch erwies sich die Nato als so attraktiv, dass Finnland und Schweden einen Aufnahmeantrag stellten – trotz Macron. Vielleicht werden die Neuen die übrigen Nato-Staaten ermutigen, ihren Rüstungsverpflichtungen nachzukommen.

Wie bei der Gründung der Nato und anderer westlicher Bündnisse nach 1945 bedurfte es unübersehbarer Gefahren, die den selbstzufriedenen, bürgerlichen Westen zu der Erkenntnis brachten, dass internationale Risiken und Bedrohungen nicht verschwunden waren. Die Gefahren zeigten sich weltweit in vielerlei Gestalt. Australien und Neuseeland wiesen uns auf die Bedrohung der internationalen Telekommunikation durch China hin, das sich anschickte, mit Unternehmen

Pensionierung

AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse

Rente, Kapital oder beides?

Hypothek

Soll ich amortisieren?

Steuern

Wie kann ich sparen?

Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:
vzch.com/merkblatt-pensionierung

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

www.vermoegenszentrum.ch



«Unsere Verbündeten müssen erkennen, dass wir mit einem globalen Konflikt konfrontiert sind»: Biden (l.) und Putin bei Guy Parmelin in Genf, 16. Juni 2021.

wie ZTE und Huawei die Kontrolle über Telekommunikationsnetze der fünften Generation zu erlangen, um an interessante Daten zu kommen. Daraus ergab sich ein tieferer Einblick in die wirtschaftlichen, sozialen, politischen und militärischen Interessen Chinas, das entschlossen ist, sich im indopazifischen Raum und weltweit als Hegemonialmacht zu etablieren. China geht auf Konfrontationskurs mit Taiwan, erhebt Ansprüche auf das Südchinesische Meer und bedroht die Anliegerstaaten. Man provoziert die südlichen Nachbarn, von Vietnam bis Indien. Mit Hilfe der Neuen Seidenstrasse will China seinen Einfluss in Afrika, Nahost und auch in Europa ausweiten.

Präsident Bidens Abzug der westlichen Streitkräfte aus Afghanistan, dem Trumps desaströses Abkommen mit den Taliban vorangegangen war, hatte katastrophale Konsequenzen. Afghanistan wurde abermals ein Rückzugsort für internationale Terroristen, das entstandene Vakuum wird von China und Russland ausgefüllt, und die Bevölkerung wird unterdrückt. Der Iran schreitet auf dem Weg zur Produktion einsatzfähiger Atomwaffen immer weiter voran (genau wie Nordkorea), obwohl das Mullah-Regime durch massive, landesweite Proteste ernsthafter gefährdet ist als zu irgendeinem Zeit-

punkt seit dem Sturz des Schahs 1979 durch die Islamische Revolution. Für Europa zeigte sich die Jahrhundertbedrohung am 24. Februar vergangenen Jahres, als Russland unprovokiert die Ukraine angriff. Auch in der ehemaligen Dritten Welt kam es zu Instabilität und Gefahren für den Weltfrieden.

Diese Probleme, angefangen mit der chinesischn-russischen Entente, stellen globale Bedrohungen dar, die eine vereinte Reaktion des Westens erfordern. Amerika muss diese Reaktion anführen, weil seine nationalen Interessen durch jede dieser Gefahren bedroht sind. Unsere Verbündeten und Freunde in Asien und Europa müssen jedoch erkennen, dass auch sie mit einem globalen Konflikt konfrontiert sind, und sich vorbehaltlos an der Reaktion beteiligen. Bundeskanzler Olaf Scholz hat dies offenbar erkannt, als er kurz nach der russischen Invasion von einer «Zeitenwende» in der deutschen Sicherheitspolitik sprach. Leider ist, abgesehen von einigen bescheidenen Schritten, bislang wenig passiert. Das muss sich ändern, und das gilt auch für Macrons Haltung zur Nato.

Das Gipfeltreffen von Joe Biden und dem japanischen Ministerpräsidenten Fumio Kishida am 13. Januar war eine historische Gelegenheit. Kurz zuvor hatte Kishida eine noch grössere Wende als Scholz angekündigt, als er bekanntgab, dass die faktisch pazifistische Verfassung abgeändert werden solle – ein altes Projekt seines Vorgängers Shinzo Abe. Offenkundig als Reaktion auf die massiven Drohungen von China und Nordkorea versprach Kishida, dass Japan seine Rüstungsausgaben binnen fünf Jahren auf zwei Prozent des BIP (das Nato-Ziel) erhöhen werde. Japan wird dann, nach Amerika und China, das drittstärkste Militär der Welt haben. Kishidas Entscheidung waren jahrzehntelange Debatten vorausgegangen, ob Japan eine «normale Nation» geworden sei, die – in enger Ko-

operation mit den USA – für seine Verteidigung einstehen könne. Die Deutschen müssen die gleiche Debatte führen und zu dem gleichen Ergebnis kommen.

«Fenster der Verwundbarkeit»

Der russische Angriff auf die Ukraine und die Unterstützung durch China beschleunigte natürlich die japanische Entscheidung und wird auch in anderen Teilen Asiens zu einem Stimmungsumschwung führen. Unter Abe gab Tokio wichtige Impulse, um die Quad-Gruppe (Japan, Indien, Australien, USA) zu stärken, die das Ziel verfolgt, einen «freien und offenen Indopazifik» zu garantieren, und Südkorea liefert mittlerweile Waffen nach Polen. Da viele asiatische Länder nur bilaterale Verträge mit Washington geschlossen haben, wird es noch lange dauern, bis es ost- und südasiatische Militärbündnisse gibt, die mit der Nato vergleichbar wären. Aber die Dinge entwickeln sich schnell.

Weder Europa noch Amerika können sich weitere Fehler oder Ängstlichkeiten leisten. Die globalen Bedrohungen, bekannte und noch unbekannt, nehmen zu, nicht ab. Die nächsten zwei Jahre werden daher ein «Fenster der Ver-

Weder Europa noch Amerika können sich weitere Fehler oder Ängstlichkeiten leisten.

wundbarkeit» sein. China und Russland (die beiden grössten weltweiten Bedrohungen), Terroristen, Waffenhändler und Schurkenstaaten werden bestrebt sein, die aktuelle Situation auszunutzen, bevor der Westen bereit ist.

Der Ausgang der nächsten Präsidentschaftswahl in Amerika könnte die amerikanische Aussenpolitik für den Rest des Jahrhunderts prägen. Höchstwahrscheinlich werden weder Trump noch Biden kandidieren, und wer von den beiden Parteien ins Rennen geschickt wird, ist völlig offen. Angesichts der Bedrohungen für die nationale Sicherheit dürften aussenpolitische und militärische Themen eine wichtigere Rolle spielen als bei jeder anderen Präsidentschaftswahl seit dem Ende des Kalten Kriegs. Zwar haben Isolationisten in der jüngsten Zeit unverhältnismässig viel Medienaufmerksamkeit bekommen, aber sie repräsentieren nur einen sehr geringen Anteil der Bevölkerung. Die eigentliche Frage lautet, ob es in der Republikanischen Partei einen neuen Ronald Reagan gibt, der die Sicherheitsstrukturen schaffen und stärken kann, welche die freie Welt in einem zweiten amerikanischen Jahrhundert schützen werden. Wir werden sehen.

John Bolton war nationaler Sicherheitsberater des ehemaligen US-Präsidenten Donald Trump. Aus dem Englischen von Matthias Fienbork





Gourmet-Spezial: Hotel «Hof Weissbad» (4*S) und «Weissbad Lodge»

Appenzell à la carte

Schweizer Qualität, urchiges Brauchtum und intakte Natur – gönnen Sie sich eine Auszeit im einzigartigen Appenzellerland. Sie haben die Wahl zwischen dem erstklassigen Komfort im 4-Sterne-Superior-Hotel «Hof Weissbad» und der unkompliziert-modernen «Weissbad Lodge» gleich nebenan. Gelebte Gastfreundschaft, hochstehende Gastronomie und ein breites Freizeit- und Wellness-Angebot lassen den Alltag im Nu vergessen.

Zwischen Alpstein und Bodensee, inmitten von sanften Hügeln, empfängt Sie der innovative «Hof Weissbad» als Magnet und Inspirationsquelle für Aktive und Ruhesuchende. Ob spektakuläre Bergwelt oder stille Matten, enge Gassen oder geschichtsträchtige Bauten, aufregende Steinzeitfunde oder einladende Sportanlagen – rund um den «Hof Weissbad» locken hinreissende Attraktionen. Hier ist der ideale Ausgangspunkt für alle, die das unvergleichliche Appenzellerland erleben und geniessen möchten.

Als Gäste des 4-Sterne-Superior-Hotels «Hof Weissbad» erwarten Sie 87 moderne Zimmer und Suiten, die keine Wünsche offenlassen. Stilvolle Akzente aus Kultur und Tradition des Appenzellerlandes prägen die Atmosphäre. Der Wellnessbereich bietet ein umfangreiches Angebot mit Quellwasser im Innen- und Aussenbad, Saunalandschaft, Fitness, Gymnastik, Massagen und Kosmetik. Ruhe erleben Sie im weitläufigen Hotelpark

mit Wald, Wiesen, Bach und Kräutergarten. Um das kulinarische Wohl kümmert sich unsere mit 16 Gault-Millau-Punkten prämierte Spitzenküche von Küchenchefin Käthi Fässler mit ihrem Team.

Trendig, praktisch und unkompliziert logieren Sie in der «Weissbad Lodge». Das Nebenhaus ergänzt das Hotelangebot seit Sommer 2018 mit geräumigen und hellen Zimmern und bietet alles, was aktive Erholungssuchende erwarten. Egal, ob Tempofanatiker auf dem Mountainbike oder Wanderer in roten Socken – hier ist der perfekte Ort zum Erleben und Geniessen.

Die einmalige Landschaft erkunden Sie beim Wandern oder auf einer Tour mit dem E-Flyer oder E-Mountainbike, die (im Hof kostenlos) zur Verfügung stehen. Mit der Ferienkarte sind Fahrten mit der Appenzeller Bahn, den drei Luftseilbahnen sowie Museumseintritte gratis.

Weltwoche-Spezialangebot

Gourmet-Spezial Appenzellerland

Leistungen Hotel «Hof Weissbad»:

- 3 Übernachtungen inkl. Frühstücksbuffet
- 3 Abendessen bei Halbpension (4-Gang-Menü, 18 Gerichte zur Auswahl), mittwochs Appenzeller Spezialitäten vom Buffet
- Kostenlose E-Bike-Benützung

Leistungen «Weissbad Lodge»:

- 3 Übernachtungen
- Frühstücks-Auswahl in Selbstbedienung
- 3 Abendessen im Bistro (3-Gang-Menü)
- Tischfussball und Billard

In beiden Angeboten inkl.:

- Anreise mit dem ÖV ab jedem Bahnhof der Schweiz
- Mittwochs ab 20 Uhr Appenzeller Musik in der Hotelhalle
- Bade- und Saunalandschaft, Fitnessraum, kostenlose Gruppenkationen
- Appenzeller Ferienkarte
- Kostenloser Parkplatz in der Tiefgarage oder im Freien

Preise «Hof Weissbad» (pro Pers.):

Doppelzimmer: Fr. 780.– (statt Fr. 870.–)
Einzelzimmer: Fr. 900.– (statt Fr. 1005.–)

Preise «Weissbad Lodge» (pro Pers.):

Doppelzimmer: Fr. 444.– (statt Fr. 494.–)
Einzelzimmer: Fr. 498.– (statt Fr. 554.–)

Buchung/Veranstalter:

Reservieren Sie Ihr Arrangement online unter www.privateselection.ch/weltwoche, per Mail an info@privateselection.ch oder telefonisch über Tel. 041 368 1005. Bitte das Stichwort «Platin-Club» angeben. Buchbar bis 31. August 2023 (ausgenommen Fest- und Feiertage).

Sie wohnen im:

Hotel «Hof Weissbad», www.hofweissbad.ch oder Weissbad Lodge, www.weissbadlodge.ch, 9057 Weissbad-Appenzell

www.weltwoche.ch/platin-club

Wege ins Glück

Ich fragte mich, was mich dann geführt hat auf meinem Weg des Lebens.



Man kann trotzdem eine Menge Spass haben.

Gelegentlich, wenn die vielfältige Belagerung der Welt nicht nachlässt und all die kleinen Gefängnisse sich anfühlen, als ob sie zum Kerker werden könnten, flüchte ich. Manchmal in die Vergangenheit, manchmal in die Zukunft, einfach weg von der Gegenwart.

Die Vehikel der Flucht sind stets dieselben; Bars und Bücher. In beiden kann man in die Zeitlosigkeit gleiten, eintauchen ins bereits und noch nicht Gelebte, in eigene Welten und in jene anderer. Unlängst, als die Bedrängnis der Welt sich anmachte, zu einer Zerhäckselung des eigenen Seins zu werden, und ich selbst mit zunehmender Geschwindigkeit in den Ellipsen der eigenen Unzulänglichkeiten unterwegs war, nahm ich ein Buch in die Hand.

Es gibt kein besseres Buch für Menschen, deren Leben im Kopf nicht jenem entspricht, das sie gerade führen, als Paul Nizons «Belagerung der Welt». Es sind tagebuchähnliche Aufzeichnungen, die kurzen Betrachtungen und *pensées* sind wie jene Steinmännchen, die in unübersichtlichem Gelände den Weg weisen. Sie sind, mehr noch als die Romane Nizons, die ich stets als eine Art über die Massen akademisierte Literatur empfand, ein kleines Stückchen Weltliteratur.

Das Tröstliche an ihnen ist, dass man in ihnen findet, was man gerade zu verlieren glaubt, sich selbst, und dass Nizon stets noch tiefer im existenziellen Kampf zu stecken scheint. Nizon ist den härtesten Weg ge-

gangen, den einer gehen kann, der mit Worten das Glück finden will oder das Unglück auf erträgliche Distanz halten. Er verliess einen gutbezahlten Feuilleton-Job in der Schweiz, ein sicheres Leben mit Frau und Kind in Zürich und ging nach Paris, um sich schreibend sich selbst und seiner Poesie anzunähern. Er machte keinen Gefangenen, nahm nur sich selbst in Gefangenschaft.

Ich bin ihm zwei Mal begegnet in Paris, danach hatte ich stets eine Art Depression. Wir trafen uns in seiner Wohnung, sassen am Küchentisch, tranken, und dann gingen wir in die «Closierie des Lilas», wo wir noch mehr tranken und ein wenig assen. Nizon erzählte vom Sein, von seinen Spaziergängen, seinen Amours fous, seiner Liebe zu Autos, vom Verschwinden der Kraft und dass es im Grunde schon viel sei, dass er von seinen Worten leben könne, eine Aussage, die ich als unter seiner Würde empfand, weil er im Grunde den Nobelpreis verdient hätte.

Ich brachte ihn dann jeweils nach Hause, er in einem sehr literarischen Mantel und mit einem Gehstock mit Silberknopf, er hakte sich unter, und wir liefen, sprachen über Belanglosigkeiten oder die Bedeutung des Verlustes des Flanierenkönnens, danach ging ich in mein Hotel unweit seiner Wohnung, legte mich aufs Bett und nahm mir vor, mein Leben komplett zu ändern und *all in* zu gehen endlich. Am anderen Tag hatte ich einen Kater, stieg in Paris in

den Zug, in der Schweiz wieder aus, wandelte im Selbstmitleid durch meine eigene und die helvetische Leblosigkeit, kaufte mir Stifte und Hefte und machte mich an einen Roman. Schwamm wie ein Irrer auf dem Ozean der Worte, und dann ersoff ich darin und ergoss mich in weltliche Vergnügungen, ich bin nicht stolz darauf.

Als ich unlängst in Nizons «Belagerung» jene Sätze suchte, die mir einst waren, was Seeleuten die Leuchttürme sind, wurde mir klar, dass ihr Licht mich nicht führen würde, dass es so hell war, dass es blendete. Und ich fragte mich, was mich dann geführt hat auf meinem Weg des Lebens, durch all die Täler, über all die Höhenzüge, auf all den Umwegen, den Wegen, die gross und breit schienen und sich dann im Nirgendwo verliefen, an all das Verlorene und Gefundene.

Ich fand nicht unverzüglich eine Antwort, und um ehrlich zu sein, habe ich sie immer noch nicht gefunden. Ich glaube nicht, dass das eine Tragödie ist, oder jenes Stück meiner Erde, auf dem deswegen nichts wirklich wachsen will. Und egal, welches Leben man führt, man sehnt sich, das ist nichts Neues, nach der jeweils anderen Seite dieses Lebens. Ich glaube, dass eine Existenz ein Leben lang nie endgültig ankommt, und dann stirbt sie. Das ist alles, aber man kann trotzdem eine Menge Spass haben. Wenn die Belagerung der Welt sich in Grenzen hält.

PERSONENKONTROLLE

Rösti, Widmer-Schlumpf, Grünenfelder, Blocher, Marti, Probst, Federer, Schumacher, Macron, Scholz, Andrew, Charles, Harry, William, Rama, Metsola, Tresch, Russi, Berthod, Vesti



Abschied: Gina-Maria Schumacher.

Albert Rösti, Hahn im Korb, hatte an der SVP-Tagung im Albisgüetli seinen ersten Auftritt als Bundesrat vor seinen Leuten. In seiner Rede betonte der Infrastrukturminister, er sei sich bewusst, dass die SVP nur dank der erfolgreichen Arbeit der Zürcher Sektion heute zwei Vertreter in der Landesregierung habe. Nachdem ausgerechnet **Eveline Widmer-Schlumpf** jahrelang diesen Platz beansprucht hatte, freute diese Aussage viele im Schützenhaus besonders. *(odm)*

Peter Grünenfelder, Verwandlungskünstler, hat einen wichtigen Schritt in seiner politischen Laufbahn geschafft. Der Zürcher FDP-Regierungsratskandidat pilgerte ins Albisgüetli und wurde von SVP-Doyen **Christoph Blocher**, wie von ihm sehnlichst gewünscht, zur Wahl am 12. Februar empfohlen. Die Konkurrenz reagierte mit bissigem Spott. «Steile Karriere vom EU-Turbo zum Blocher-Adlatu. Ist das noch Wahlkampf oder schon Opportunismus?», kommentierte Nationalrätin **Min Li Marti**. In der Tat: Wer weiss, wie sich der Avenir-Suisse-Direktor in den letzten Jahren positioniert hat, für den kommt seine neu entdeckte Liebe für die SVP tatsächlich etwas abrupt. *(odm)*

Emanuel Probst, Tennisfan, ist in Melbourne am Australian Open eingetroffen. «Das hat bei mir eine lange Tradition», sagt der CEO von Jura-Kaffeemaschinen. «Ich erinnere mich an unzählige herrliche Matches meines einzigen Firmenbotschafters **Roger Federer**.» Dieses Jahr sei er aber aus anderem Grund mächtig stolz: Erstmals ist seine Tochter Kristina dabei. *(ah)*

Gina-Maria Schumacher, Western-Reiterin, trauert um ihr Pferd «Gunners Enterprise». Die 25-jährige Tochter von Formel-1-Legende **Michael Schumacher** sagt: «Ich musste mich



Unvergesslich: Tresch, Russi, Berthod.

von einem meiner besten Freunde, einem der grossherzigsten und einem der tollsten Pferde meines Lebens verabschieden.» Der Hengst, den sie liebevoll «Digger» nannte, musste im Alter von achtzehn Jahren eingeschläfert werden. *(ah)*

Emmanuel Macron, Gourmet, hat **Olaf Scholz** nach Strich und Faden verwöhnt. Zum Abschluss der Feiern zum 60. Jahrestag des Elysée-Vertrags lud Frankreichs Staatschef Deutschlands Kanzler für ein Diner in sein Lieblingsrestaurant «La Rotonde» ein. Macron und Ehefrau **Brigitte** sind dort Stammgäste. *(ky)*

Andrew, Schmuddelprinz, kann hoffen. König **Charles** rehabilitiert den in Ungnade gefallenen Bruder. Den Weihnachtsgottesdienst durfte er wieder gemeinsam mit der Familie besuchen. Palast-Insider berichten, dass dem König ein Familienzwiß – mit Sohn **Harry** – genüge. Wenn das mal gutgeht. Prinz **William** möchte Onkel Andrew weiter fernhalten. *(ky)*

Edi Rama, Witzbold, genoss süsse Rache. In Davos traf Albaniens Regierungschef auf EU-Parlamentspräsidentin **Roberta Metsola**, die mit einem Korruptionsskandal zu kämpfen hat, aber selbst immer albanische Bestechlichkeit kritisierte. Maliziös bemerkte Rama: «Karma ist ein Miststück, nicht wahr?» *(ky)*

Am Lauberhorn trafen sich vor zwei Wochen die Skistars und viele Skilegenden. Sympathisch wie immer: **Walter Tresch**, **Bernhard Russi** und **René Berthod**. In der Ausgabe vom 19. Januar 2023 («Bei den Leuten», Seite 85) kam es leider zu einer Verwechslung: Natürlich ist auf dem Bild wie erwähnt Walter Tresch zu sehen – und nicht **Walter Vesti**. Wir bitten um Entschuldigung und wünschen Ski Heil. *(ah)*

Souveräner Xhaka im Massanzug

Granit Xhaka ist Schweizer Fussballer des Jahres. Im Berner Casino durfte er an der Swiss Football Night die Huldigung des Fussball-Establishments entgegennehmen. Verbandspräsident Dominique Blanc und seine Entourage, Nationaltrainer Murat Yakin und eine grosse Anzahl von Vertretern der Liga verneigten sich einträchtig vor dem Nati-Kapitän.

Dieser ist – mitten im englischen Meisterschaftskampf – aus London angereist, um die Trophäe und die allgemeine Anerkennung entgegenzunehmen. Es macht den Anschein, als sei es auch eine Therapie-stunde für einen Missverstandenen.

In Xhakas Dank nach der Auszeichnung war auch etwas von Trotz und verletzter Seele: «Vielen Dank für alles. Danke an den Coach, an meine Familie und an alle Leute, die an mich geglaubt haben. Aber auch an die Leute, die nicht an mich geglaubt haben. Ihr habt mich immer gepusht.»



Champagne! Fussballer des Jahres Xhaka.

Zu seiner Situation bei Arsenal schiebt er nach: «Vor drei Jahren war ich bei Arsenal am Boden, und jetzt stehe ich hier als Tabellenführer. Der Award bedeutet mir viel. Es ist besonders schön, in der Heimat geehrt zu werden.» Die Familie ist sicher – kritische Voten sind ausgeschlossen.

Alle Nebengeräusche im Umfeld der WM in Katar bleiben ausgeblendet: die Provokationen nach dem Sieg gegen Serbien, die Nullleistung im Achtelfinal gegen Portugal, Szenen im kosovarischen Fernsehen.

So stösst die Fussballgemeinde an der After-Show-Party mit dem einen oder anderen Gläschen Champagner auf die kollektive Glückseligkeit an – mittendrin ein strahlender Granit Xhaka. Im Massanzug wirkt er wesentlich souveräner und abgeklärter als in umstrittenen Szenen auf dem Fussballplatz oder in Medienkonferenzen bei einer kritischen Frage.

Thomas Renggli

MÖRGELI

Kriegslüsterner Bonsai-Klitschko

Weil auch *Blick*-Chefredaktor Christian Dorer dabei war («Der Chef am WEF»), ist das Weltwirtschaftsforum ein voller Erfolg geworden. Mit frischgewaschenem Gehirn dank Selenskyj, Klitschko und dem Falkennest amerikanischer, britischer und deutscher Waffenlieferanten kam Dorer zum Fazit: «Feige Schweiz». Der *Blick*-Chef suhlt sich richtiggehend in Flug- und Panzerabwehrraketen, Panzern, gepanzerten Fahrzeugen und Gewehrmunition. Ein Feldherr im Westentaschenformat. Fast schon der Führer der «freien Welt».

Nur die «feige Schweiz» liefere keine Waffen. Obwohl der Kiewer Bürgermeister sowohl Waffen wie das Ende der Neutralität fordere. Obendrein habe ein Minister am WEF Christian Dorer vom *Blick* anvertraut: Wer sich raushalte, mache «einen schweren Fehler». Dann vergleicht Dorer die heutige «feige Schweiz» mit der «feigen Schweiz» im Zweiten Weltkrieg. Damals habe es unser Land «aus Mangel an Mut» auch mit keinem Land verscherzen wollen. Nicht mal mit den Nazis.

Man stelle sich vor, 1933 bis 1945 hätte die mutige Ringier-Generation eines Christian Dorer, Gieri Cavelti oder Marc Walder die Verantwortung für die Schweiz getragen. Von Ringiers damaligen Illustrierten ist bekannt, dass sie Adolf Hitler in Wort und Bild als einfühlsamen Tierfreund vorführten. Selbstverständlich in brauner Farbe. Konkjunkturgewinnler Paul August Ringier übernahm die Aktienmehrheit der Firma Jelmoli von geflohenen Juden – für ihn ein glänzendes, wenn auch nicht besonders mutiges Geschäft.

Die «feige Schweiz» liess sich den Ukraine-Krieg fast eineinhalb Milliarden Franken kosten. Wobei sie weder in Flugabwehr noch in Panzer investierte, sondern in humanitäre Hilfe. 76 000 Ukrainer weilen hier, wobei die allerwenigsten arbeiten. Denn die Ukraine war und ist ein Armenhaus mit schlechtem Bildungssystem. Dieses produziert auch dort zu viele Studierende und zu wenig Berufsleute. Übrigens gibt es auch hierzulande einen Unterschied zwischen einem Handwerker und – sagen wir – Alain Berset. Der Handwerker kommt nicht. Und Alain Berset geht nicht.

Christoph Mörgeli

Entzauberung der Impfung

Die Covid-19-Impfung hätte den Tod verhindern sollen. Die Zahlen zeigen etwas anderes.

Stefan Millius

Es gilt mittlerweile als Tatsache: Seit 2020 herrscht weltweit eine Übersterblichkeit. Nur schon das ist zweifelhaft. Eine Untersuchung zeigt, dass sich die noch nie dagewesene Übersterblichkeit abseits von Faktoren wie Bevölkerungswachstum und Überalterung auf die USA, Polen und Italien beschränkt. Die Autoren sind unbestritten Experten: der Nobelpreisträger Michael Levitt und John Ioannidis, der weltweit meistzitierte Gesundheitsstatistiker.

Auch in der Schweiz habe es in den letzten drei Jahren kein rekordverdächtiges Sterben gegeben, sagt Gesundheitsökonom Konstantin Beck von der Universität Luzern. «2020 starben mehr Menschen als erwartet, aber solche Ausschläge gibt es alle paar Jahre.» Bei den unter 65-Jährigen sei die Sterblichkeit 2015 etwa höher gewesen als 2020, obschon die Bevölkerungszahl in dieser Zeit gewachsen ist. Aber selbst wenn man von Übersterblichkeit sprechen will, bleibt eine Frage: Was genau hat der Impfstoff gegen Covid-19 ausgerichtet?

Sommerhitze als Ausrede

Nachdem die Impfung 2021 ausgerollt worden war, verstarben 920 Personen zwischen 0 und 64 Jahren mehr als prognostiziert. Ein Teil davon lässt sich mit der anwachsenden Bevölkerung erklären. Laut Beck bleibt die unerwartete Sterblichkeit aber auch dann mehr als doppelt so hoch wie im Jahr 2020 mit 353. Es starben also weit mehr Leute in dieser Altersgruppe nach Einführung der Impfung als im ersten Jahr von Corona.

Dasselbe Bild präsentiert sich bei der Gesamtbevölkerung. Rund 7000 Todesfälle über Erwartung waren es 2020, rund 8000 nach Einführung der Impfung. Die Impfkampagne hat also die überdurchschnittliche Sterblichkeit nicht reduziert, obwohl sie angeblich schwere Verläufe und den Tod als Folge verhindern sollte. Und obschon laut Virologen jede Mutation des Virus nach 2020 eine tiefere Fallsterblichkeit aufwies. Auch international stieg die Anzahl der Staaten mit Übersterblichkeit 2021 um den Faktor sechs.

Wie kann es sein, dass weniger gefährliche Covid-19-Varianten, begleitet von der Impfung, zu einer grösseren Sterblichkeit führten, als das

2020 der Fall war, als angeblich die Krematorien am Anschlag waren? Warum setzte sich der Trend 2022 fort, als quer durchs Land Auffrischimpfungen verabreicht wurden und das Virus als weit weniger dramatisch eingeschätzt wurde?

Die Übersterblichkeit 2020 diente als Beleg für die Gefährlichkeit des Virus, als Argument für die Impfung. Dass die Zahl der Todesfälle zunahm, nachdem die Impfung eingeführt worden war, ist für die Verantwortlichen der Impfkampagne schlechte Werbung. Selbst wenn man davon ausgehen will, dass der Impfstoff kein Risiko darstellt: Entfaltung entwickelt er offenbar auch nicht.

Um das zu verschleiern, sprechen Experten und Medien in Bezug auf 2022 von der Sommerhitze, die schuld sei (*Weltwoche* Nr. 3/23). Statistiken zeigen, dass das nicht möglich ist. Die Übersterblichkeit zog sich durchs ganze Jahr. Vor allem: 2022 brachte einige Temperaturrekorde, das Jahr davor aber nicht.

liebe ist...



... ihm ein kleines
Nickerchen zu gönnen.

Rössli hü!

In Davos begrüßte Habeck den «lieben Kollegen Röstli». Danach gab es keine Versprechen.



In der Sendung «NZZ-Standpunkte» interviewte Eric Gujer den emeritierten Professor und Unternehmer Anton Gunzinger. Der NZZ-Chefredaktor klebte an der viel zu teuren Atomenergie wie eine Klette an der gestrickten Strumpfhose der vorletzten Generation. Der vitalere Gunzinger war deutlich besser drauf.

Blicken wir über die Grenzen der kleinen Schweiz: In Deutschland sind Energiekonzerne bereit, Bauernbetrieben pro Hektar und Jahr bis zu 3000 Euro zu bezahlen, wenn sie ihr Land für solare Freiflächenanlagen zur Verfügung stellen. Die Bäuerinnen und Bauern sind deswegen skeptisch, weil sie hohe Erbschaftssteuern bezahlen müssten. Wie gesagt, in Deutschland.

Die Schweiz hat solar die weit besseren Lagen als Deutschland. Pro Hektar kann man deshalb mehr Kilowattstunden produzieren als jenseits des Bodensees. Logo, Deutschland ist unser Nachbar im Norden. Und in der Schweiz sind die Bauern politisch so stark, dass niemand auch nur auf die Idee käme, künftige Solar-Bauern steuerlich zu melken. Etwa mittels Mehrwertabschöpfung.

Die in Belp geplante BKW-Solaranlage – direkt neben dem chronisch defizitären Bundesratsflughafen – ist die Blaupause. Sie zeigt auf, welch goldige Zeiten für innovative Betriebe anbrechen könnten. Belpmoos Solar beansprucht 25 Hektar. Der Präsident des Bauernverbandes – neu dessen Sohn – bewirtschaftet dreissig Hektar. Noch wehrt sich der Bauernpräsident gegen solare Freiflächenanlagen im Mittelland. Dabei schlummert hier ein Schatz, den Bundesrat Röstli heben müsste. Umso mehr, als sein Wohnort Uetendorf nur fünfzehn Kilometer entfernt liegt.

Der Wurm muss dem Fisch schmecken, nicht dem Fischer. Die Fische sind die Schweizer Bäuerinnen und Bauern. Wie kann man sie überzeugen, mit weniger Arbeit endlich mehr Geld zu verdienen? Dank Diversifizieren statt Lamentieren?

Rössli hü! 1 — Bäuerinnen und Bauern, die der Axpo, Alpiq, den BKW und Co. ihre 25 Hektar zur Verfügung stellen, erhalten pro Hektar und Jahr 4000 Franken Pachtzins. Macht pro Kilowattstunde nur lächerliche 0,26 Rappen aus. Ein Viertel des Wasserzinses. Und trotzdem bringt das jährlich pro 25 Hektar 100 000 Franken Einnahmen. Mehrwertsteuerfrei. Nicht schlecht.

In der Schweiz käme niemand auch nur auf die Idee, künftige Solar-Bauern steuerlich zu melken.

Rössli hü! 2 — BKW und Co. müssten die Areale so oder so einzäunen, damit niemand in der Nacht ihre Solarzellen klaut. Unter den Solarpanels könnten somit gut geschützt vor dem Wolf ganzjährig 150 Schafe weiden. Mit Vorzug – wegen der Bundesrätin Baume-Schneider – wetterresistente Walliser Schwarznasenschafe. Und so umweltfreundlich die Biodiversität erhöhen. Spült noch einmal alles in allem mindestens 70 000 Franken ins Kässeli der Bäuerinnen und Bauern, obwohl Schafwolle nichts mehr wert ist. Dies dank dem Verkauf von Fleisch und vorab dank den Direktzahlungen des Bundes. Denn warum auch sollten Schafbauern ohne Solaranlagen mehr Direktzahlungen erhalten als Schafbauern mit Solaranlagen?

Rössli hü! 3 — Die von den BKW berechneten Investitionskosten von lächerlichen 85 Rappen pro jährlich produzierte Kilowattstunde Strom berücksichtigen – wie mir der Konzern inzwischen schriftlich bestätigt hat – allfällige Subventionen noch nicht. Unter dem Strich braucht Röstli somit nicht mehr Geld, sondern muss nur zwei Dinge durchsetzen: erstens schnellere Verfahren. Und zweitens die Regelung, dass solare Bauernbetriebe nicht steuerlich gemolken werden. Keine Herkulesaufgabe.

Rössli hü! 4 — Auf 5 Prozent der landwirtschaftlichen Fläche kann die Schweiz die notwendigen 25 Milliarden Kilowattstunden Winterstrom produzieren. Damit Bundesrat Röstli genügend Strom hat für Elektroautos sowie Wärmepumpen. Und die bestehenden Atomkraftwerke nicht subventionieren muss, sondern abstellen kann. Die Schweizer Bauernpolitiker sind eigentlich die grössten Schlitzohren westlich der Oder-Neisse-Grenze. Der Intelligenztest: Wann springt der erste Bauernpolitiker auf diesen Rössli-hü!-Zug auf?

Natürlich kann man dies in den Alpen weit umweltfreundlicher und erst noch zum halben Preis produzieren. Aber Kurt Fluri, Raimund Rodewald, Vera Weber und Co. wollen – wie Belpmoos Solar belegt – Solaranlagen lieber vor der Haustür als im abgelegenen Saffischtal realisiert sehen. *Henusode*. Nichts ist in der Politik alternativlos. Und paradoxe Interventionen fördern ab und zu den Erkenntnisgewinn.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Die Schlinge zieht sich zu

Bundespräsident Berset steckt in der Bredouille. Die Indiskretionsaffäre setzt ihm weiter zu. Der einstige SP-Star ist heute ein Getriebener eines Whistleblowers und zweier Journalisten.

Christoph Mörgeli

Es scheint, als glaubten der Bundesrat, die parlamentarische Geschäftsprüfungskommission (GPK) und die Führung der SP Schweiz ernsthaft, sie könnten im Berset-Ringier-Skandal noch Regie führen. In Wahrheit bestimmen die Agenda die *Schweiz am Wochenende* und der Whistleblower, der über sämtliche Strafakten der mutmasslichen Amtsgeheimnisverletzungen verfügt. So können die CH Media Samstag für Samstag oder auch unter der Woche ständig neue Auszüge aus den Einvernahmeprotokollen oder E-Mails veröffentlichen.

Kaum hoffen die Politiker oder andere Medien, sie hätten eine ernstfalltaugliche Abwehrfront errichtet, werden sie von Peter Wanners Truppe vorgeführt – wahlweise als Naivlinge, Nebelwerfer oder Notlügner. Die Journalisten

Der staatsnahe Komplex und die Linke erahnen mittlerweile den politischen Flurschaden.

Patrik Müller und Francesco Benini allein haben die Handlungsfreiheit, regelmässig ein Brikett nachzuschieben und so die verantwortliche Führung des Innendepartements, des Hauses Ringier und der SP schmoren zu lassen.

In geschickter Inszenierung veröffentlicht die *Schweiz am Wochenende* immer neue, schockierende Tatsachen über die ebenso systematische wie verheimlichte Zusammenarbeit zwischen dem Departement Berset und dem Ringier-Verlag. Die CH Media lässt den SP-Politikern bei ihren verzweifelten Verteidigungsversuchen immer gerade so viel Zeit für ihre Ausreden und Falschaussagen, bis sie durch weitere Ausschnitte aus Befragungsprotokollen blamiert sind.

Steilvorlage für Basler Fasnacht

So behauptete SP-Nationalrätin Jacqueline Badran in der SRF-«Arena» gewohnt drastisch, es habe sich lediglich «um zwei verdammte E-Mails» gehandelt. Diese Aussage eignet sich mittlerweile höchstens noch als Steilvorlage für die Basler Fasnacht. Denn die anderntags in der *Schweiz am Wochenende* publizierte Fülle von E-



Anlass zu ernsthafteren Sorgen:
Berset am WEF in Davos, 17. Januar.

Mails zwischen Alain Bersets Kommunikationschef Peter Lauener und dem Ringier-CEO Marc Walder widerlegte ihre Schutzbehauptung so gründlich, dass Badrans voreilige Aussage zum Treppenwitz geworden ist.

Auch die Glaubwürdigkeit der Distanzierung von Bundespräsident Alain Berset von seinem mittlerweile geschassten Kommunikations-

chef scheint vollkommen diskreditiert. Zumal Bersets Name in den E-Mails permanent auftaucht und die veröffentlichten Stellen auch den direkten Austausch von Berset mit dem Ringier-Chef nahelegen. Der Bundespräsident verbreitet jetzt die Schutzbehauptung, er habe Lauener unmittelbar nach Auffliegen von dessen unerlaubter Kommunikation entlassen. Das widerlegt aber keineswegs Bersets Mitwisserschaft, über die er sich jetzt aussprechen muss.

Noch bewegt sich FDP-Präsident Thierry Burkart auf der verbalen Hochebene und spricht von einer «ernsten staatspolitischen Dimension». Dieser müsse «mit grosser Seriosität Beachtung geschenkt» werden. Doch die Freisinnigen beginnen allmählich zu realisieren, welch treibende Rolle Berset und sein Departement bei der politischen Destabilisierung von Aussenminister Ignazio Cassis (FDP) gespielt haben. Das Gesundheitsdepartement wollte Cassis während der Corona-Pandemie via eine Bundeshausjournalistin im *Sonntagsblick* als ärztlichen Fachmann wie als Aussenminister schlechtmachen. Das Ziel von Bersets Truppe lautete, Cassis als fachlichen Gegenspieler abzuservieren, ja sogar, den Weg für Berset ins Aussenministerium freizuräumen.

Keller-Sutters Nähe zu Walder

Der FDP-Präsident hält sich auffallend zurück, weil er als Vertrauter von Bundesrätin Karin Keller-Sutter dem mit ihr verfeindeten Ignazio Cassis eher fernsteht. Zudem dürfte Thierry Burkart bekannt sein, dass sich die Justizministerin mit Ringier-CEO Walder in einem Mass ausgetauscht hat, der jenem von Berset nicht gross nachsteht. Beeinflusst von ihrem medizinisch geschulten Mann und persönlichen Endloskontakten zu Walder, gehörte auch Keller-Sutter in der Pandemiezeit zu den strengsten Massnahmenbefürwortern. Der *Sonntagsblick* belohnte sie dafür mit Spitzenresultaten bei Bundesrats-Rankings und titelte: «Königin Karin die Erste». Um fortzufahren: «Der Kontrast zu ihrem Parteikollegen könnte nicht grösser sein: Bundespräsident Ignazio Cassis steht mit einer Bewertung von nur gerade 3,2 am Schluss.»

Besser als Keller-Sutter erging es nur dem Gesundheitsminister dank seiner noch intensiveren Standleitung zu CEO Walder. Bei angeblichen Volksbefragungen hiess es bei Ringier dann so: «Trotz Corona-Krise ist das Vertrauen in den Bundesrat gross – am grössten, trotz aller Kritik, in Gesundheitsminister Alain Berset. Am schlechtesten schneidet bei der *Blick*-Umfrage Aussenminister Ignazio Cassis ab.» Nach einer exklusiven Umfrage über das Vertrauen in den Bundesrat während der Corona-Krise schrieb der *Blick* in fetten Lettern: «Berset hat die Bevölkerung auf seiner Seite.» Die Autorin hiess hier Gianna Blum, genau wie bei der Verspottung des Berset-Konkurrenten Daniel Koch («Showmaster der Pandemie»). Blum wurde für ihre Beleuchtungsdienste von Alain Berset mit dem Amt einer Kommunikationschefin belohnt, bundesbesoldet und durch die Steuerzahler verrentet.

SP für Berset verantwortlich

Die Geschäftsprüfungskommission wie der Bundesrat können die Affäre weder aussitzen noch abdämpfen. Selbst bei der Mitte-Partei machen sich führende Stimmen ernsthafte Sorgen um die Funktionsfähigkeit des Bundesrats als Kollegialbehörde. Einzig Parteipräsident Gerhard Pfister schweigt sich bislang eisern aus. Ihm werden Ambitionen fürs Bundesratsamt nachgesagt, und dieses dürfte er nur mit den Stimmen des linken Lagers erreichen.

Wer die Auszüge der Mail-Kaskade zwischen dem Departement Berset und dem Ringier-Konzern liest, kann sich eine turbulente Bundesrats-sitzung vom letzten Mittwoch vorstellen. Sie erinnert an jene vom 18. Juni 1917. Nur haben damals drei Bundesräte ihrem Kollegen Arthur Hoffmann das Vertrauen entzogen. Der freisinnige St. Galler hatte im Alleingang einen neutralitätswidrigen Separatfrieden zwischen Deutschland und Russland aushandeln wollen. Hoffmann gab bereits am nächsten Tag dem Parlament seinen Rücktritt bekannt.

Der staatsnahe Komplex und die Linke erahnen mittlerweile den politischen Flurschaden. Alain Berset galt für sie als unangreifbarer Star, spätestens bis sich der strahlende Überflieger als inkompetenter Privatpilot entpuppte. Sollte der Politiker Berset untergehen, verschwindet mehr als ein gewöhnlicher Bundesrat. Es handelte sich um den Einsturz einer ganzen Kulisse, welche die SP samt den ihr nahestehenden Medien über Jahre hinweg aufgebaut haben. So gesehen, war die verzweifelte rhetorische Schaumschlägerei von SP-Präsident Cédric Wermuth in der Sendung «Samstagsrundschau» von Radio SRF zum Erbarmen. Abwarten, untersuchen, Zeit gewinnen – so lautet seine Devise. Nebst der Konstruktion einer SVP-Verschwörung, ganz nach dem Drehbuch der *Wochezeitung*.

Trotzdem dürfte der SP-Spitze mittlerweile dämmern, dass die Strategie der überlaut ver-



Damals noch unerbittlich:
Blick-Titelseite, 10. Dezember 1988.

kündeten Nibelungentreue zu Bundespräsident Alain Berset auf die Partei zurückfällt. Für jede weitere Ausrede, jeden weiteren Trick und jede weitere Lüge wird die SP direkt verantwortlich gemacht. Wollte Helmut Hubacher einst eine «schampar ungemütliche Partei» führen, könnte jetzt das Wahljahr 2023 für die SP «schampar ungemütlich» werden.

Zu den erheiternden Nebenschauplätzen des Berset-Ringier-Skandals gehört, dass die *NZZ* die linke Mär eines Komplotts der SVP in jeder einzelnen personellen Verästelung nacherzählte. Das staatstragende Blatt hat einen Sturz des Giganten Berset trotz aller Skandale jeweils un-

Berset beantwortet alles Heikle und Dunkle mit Schweigen, wo doch Antworten unumgänglich sind.

verzüglich ausgeschlossen. So kommentierte die *NZZ* die versuchte Erpressung einer Ex-Geliebten von 2021 so: «Nach heutigem Wissensstand wird Bundesrat Berset die Aufarbeitung der laufenden Affäre kaum das Amt kosten.» Und nun hält die Falkenstrasse den Ball neuerdings flach: «Auch diese Affäre wird an Berset abprallen.»

Journalistenpreis dank Lauener

Auch in der *Sonntagszeitung* versuchte Politchef Denis von Burg einen Entlastungsschlag. Der wiederholte Amtsgeheimnisverrat aus dem Departement Berset sei nichts als gewöhnlicher Alltag im Bundeshaus. Dies mag für die Inlandjournalisten von Tamedia sogar zutreffen. Bersets Kommunikationschef Lauener gewährte ihnen eine fast ebenso vertrauensvolle Zusammenarbeit wie den Kollegen von Ringier.

Um seine These der permanenten Leaks zu untermauern, verriet Journalist von Burg sogar einen früheren SVP-Informanten. Womit er erreichen dürfte, dass diese Partei als Quelle für ihn endgültig versiegt. Auch der Vergleich mit den undichten Von-Wattenwyl-Gesprächen zwi-

schen Bundesrat und Partei- sowie Fraktions-spitzen der Bundesratsparteien ist weit hergeholt. Weil dort angesichts der Vielzahl von Teilnehmern die Vertraulichkeit ohnehin nicht gewährleistet ist, hütet sich der Bundesrat, wirklich amtsgeheime Geschäfte auszubreiten.

Christoph Lenz, ehemals Ringier, dann Tamedia, dürfte seinen Journalistenpreis nicht zuletzt Peter Lauener verdanken. So berichten es jedenfalls Kenner der Bundeshauptstadt. Lenz veröffentlichte seine gekrönte «Enthüllung des Bauland-Skandals um Bundesrat Guy Parmelin» noch im *Blick* – und zwar unter Verwendung von Amtsgeheimnissen direkt aus dem Bundesrat. Sein Vorwurf vom Mai 2016 lautete, der neugewählte SVP-Bundesrat habe für ein Steuerprivileg gekämpft, von dem seine Familie profitiert hätte. An Parmelin blieb nichts hängen, doch vermutete dessen Umfeld schon damals, das Departement Berset habe den zweiten bundesrätlichen Romand aus der ungeliebten SVP diffamieren und schwächen wollen.

Zerfall des Schweizer Wertesystems

Das Schweizer Fernsehen verarbeitete nach kurzer Schockstarre das Ereignis breit (siehe auch «Spiel mir das Lied der Unabhängigkeit», S. 31). Immerhin versuchte die «Tagesschau» eine unbeholfene Verteidigung, indem sie in der linken Stadt Zürich eine zufällige Strassenumfrage veranstaltete. Mit dem erwarteten Resultat, dass angeblich dreissig Passanten befragt worden seien, von denen die Mehrheit keinen Rücktritt von Alain Berset verlange.

Selbstverständlich vergass das Schweizer Fernsehen die Präzisierung all jener, die nur ein vorläufiges Nein zum Berset-Rücktritt aussprachen und erst die Ermittlungen abwarten wollten. Stattdessen feierte der Kommentator ganz aus dem Häuschen «Bersets Rückhalt in der Bevölkerung». Am Folgetag musste die «Tagesschau» kleinlaut eingestehen, dass es sich beim Beitrag keineswegs um eine repräsentative Umfrage gehandelt habe.

Anlass zu ernsthafteren Sorgen gibt indessen das Amtsgebaren von Bundespräsident Alain Berset. Er beantwortet alles Heikle und Dunkle mit Schweigen, wo doch Antworten unumgänglich sind. Berset ist im Begriff, das Wertesystem der Schweiz massiv nach unten zu verschieben und damit das Ansehen der Landesregierung dauerhaft zu beschädigen. Wenn Korruption, Mischeln, Verwedeln und Abstreiten zum Charakterkorsett im Bundesstaat und zum festen Bestandteil unserer politischen Kultur werden, unterscheidet die Eidgenossenschaft nichts mehr von den vielkritisierten Oligarchien.

Noch im Jahr 1988 stürzte FDP-Bundesrätin Elisabeth Kopp wegen eines einzigen Telefonats mit ihrem Mann. Damals, als nicht Ringier von der Indiskretion profitierte, titelte der *Blick* noch unerbittlich: «Frau Kopp, jetzt müssen Sie zurücktreten!»

Selbsttherapie mit Panzern

«Stalingrad» lässt die Deutschen nicht los. Nun tritt die Traumabewältigung in eine neue Phase. Gerne würde man die Schlacht noch einmal schlagen, aber diesmal auf der richtigen Seite.

Alexander Grau

Vor achtzig Jahren, am 31. Januar 1943, kapitulierte das Oberkommando der 6. Armee unter dem soeben zum Generalfeldmarschall ernannten Friedrich Paulus im Südkessel von Stalingrad. Zwei Tage später folgte der Nordkessel unter General Strecker.

Begonnen hatte die Tragödie mit der Operation Uranus am 19. November 1942, also dem russischen Angriff auf die Flanken der 6. Armee. Als sich am 23. November die Zange der Roten Armee schloss, begann ein monströser Todeskampf. Von den ungefähr 250 000 eingeschlossenen deutschen Soldaten gingen etwas mehr als 90 000 in russische Kriegsgefangenschaft, von denen nur 5000 in ihre Heimat zurückkehrten. Man versteht Deutschland nicht, wenn man sich dieses Trauma nicht vor Augen führt.

«Hunde, wollt ihr ewig leben»

Entsprechend ist die Rezeptionsgeschichte dieser infernalischen Schlacht ein Psychogramm der deutschen Seele und Protokoll einer kollektiven Psychotherapie. Bis weit in die achtziger Jahre hinein dominierten zunächst Schuldzuweisungen den Diskurs. Und die Schuldigen waren schnell gefunden: Hitler, der unfähige Göring und der «feige» Paulus. Diese Schuldigen passten nur allzu gut in die Entlastungserzählung, in die sich viele Deutsche ohnehin geflüchtet hatten.

Demnach war Hitler allein verantwortlich für den Krieg, die Massenmorde und die Niederlage. Allenfalls ein paar willfährige Lakaien und Opportunisten hätten ihm bei seinen Verbrechen zur Seite gestanden. Das war ebenso bequem wie falsch. Stalingrad macht das deutlich.

Denn schon mit Beginn von «Uranus» war die 6. Armee faktisch verloren. Infolge der schlechten Nachschublage verfügte die ausgemergelte Armee schon zu diesem Zeitpunkt nicht annähernd über ausreichend Munition, Betriebsstoffe und gepanzerte Fahrzeuge, um sich über sieben bis achtzig Kilometer offenes Steppengelände bei widrigen Wetterbedingungen gegen einen hochüberlegenen Gegner zur Heeresgruppe A durchzuschlagen. Und auch der Plan, die Bestände der Armee via Luftbrücke aufzufüllen, zeigte sich bald als undurchführbar. Die 250 000 Mann der 6. Armee, sie hatten nie eine Chance.

Die Entlastungserzählung, wonach allein der Fanatismus Hitlers, die Inkompetenz Görings und ein wahlweise unfähiger, zögerlicher oder mutloser Paulus in die Niederlage geführt hätten, ist Unsinn, passte jedoch gut in eine Zeit, als sich die allermeisten Deutschen als Opfer Hitlers sahen. Bestseller wie Fritz Wöss' «Hunde, wollt ihr ewig leben» oder Konsaliks «Der Arzt von Stalingrad» stützten diese Haltung.

Das änderte sich Mitte der neunziger Jahre. Mit der Wehrmachtausstellung wandelte sich, was von nun an Erinnerungskultur hiess. Schon das Wort «Kultur» musste dabei stutzig machen. An die Stelle der Schuldzuweisungen der Überlebenden trat nun eine offizielle Erinnerungsprogrammatisierung.

Schwerpunkt waren dabei die Verstrickungen der 6. Armee in die Verbrechen hinter der Front. Deren Aufarbeitung war wichtig, um den Krieg gegen die Sowjetunion in seiner ganzen Vernichtungspraxis zu erfassen. Dennoch wurde damit die Fragestellung verschoben. Der Opferdiskurs der Nachkriegszeit wandelte sich zu einem Täterdiskurs der Nachgeborenen.

Koste es, was es wolle

Wenn die Anzeichen nicht trügen, ist man in Deutschland nun in der dritten Phase der Selbsttherapie angekommen: der Projektion. All die Vergehen und Verbrechen, deren man sich selbst schuldig gemacht hat und deren man mit immer grösserer Routine mahnend gedenkt, werden nun auf einen ganz anders gelagerten historischen Fall projiziert.

Da wird Putin zum Hitler, dem man entsprechend entschlossen und koste es, was es wolle, entgegentreten muss. Und Argumente, die in Deutschland noch vor kurzem als Verharmlosung des Nationalsozialismus galten – vorzugsweise irgendwelche Hitler-Vergleiche –, gehen heutzutage selbst geübten Antifaschisten locker über die Lippen. Dazu passt, dass ausgerechnet die Friedensbewegten und Antimilitaristen von gestern am lautesten mit dem Säbel rasseln. Allzu gerne würde man die Schlacht an der Wolga noch einmal schlagen, aber diesmal auf der richtigen Seite.

Offensichtlich befindet sich Deutschland auch achtzig Jahre nach Stalingrad noch immer in der akuten Traumabewältigung. Angesichts des Ausmasses der Katastrophe verwundert das nicht. Doch aus Gründen der Selbsttherapie mit Panzern zu spielen, ist grob fahrlässig. In dem Wahn, nun endlich das Richtige tun zu müssen, läuft man in Deutschland Gefahr, einen gefährlichen Fehler zu machen.



Vergehen und Verbrechen: Schlacht von Stalingrad, Januar 1943.

Mit dem Smartphone in die Charts

Dank der Videoplattform Tiktok können Jungkünstler ein Millionenpublikum erreichen. Ist die Super-App Fluch oder Segen für die Musikindustrie?

Mark van Huissing

Wenn ich ein Künstler bin, dann sind alle Menschen auch Künstler», sagte Joseph Beuys. Und dachte dabei nicht an Tiktok, eine Videoplattform / eine Super-App aus China, mittels deren (weltweit) jeden Monat eine Milliarde hauptsächlich sehr junge (und sehr junggebliebene) Menschen in 150 Ländern sich auf Smartphones mit Musik unterlegte Kürzestvideos anschauen. Respektive, eben, ihre im Kinderzimmer, Shopping-Center oder irgendwo selbst hergestellten Videos hochladen. Schliesslich ist jede und jeder ein *artiste*, wie der deutsche Aktionskünstler schon vor über fünfzig Jahren erkannte.

Millionen-Hits mit alten Songs

Oder auch nicht, wenn man sich die Ergebnisse anschaut – auf jede, die tanzen, beziehungsweise jeden, der unterhalten kann, kommen Dutzende, die es unterlassen sollten. Was aber die Plattform, die Donald Trump schliessen oder nationalisieren wollte, weil darauf zu viele persönliche Daten von amerikanischen Nutzerinnen gesammelt und vielleicht an die chinesische Regierung weitergeleitet werden, für viele Unternehmen und Marktteilnehmer der Musikbranche kaum weniger attraktiv macht (Mitglieder von Präsident Joe Bidens Kommunikationskommission sehen Tiktok weiterhin als «Bedrohung der Sicherheit Amerikas»; Quelle: *New Yorker*. Und EU-Kommissar Thierry Breton droht mit Sanktionen, sollte sich die Tiktok-Leitung nicht an die Einhaltung der EU-Rechtsvorschriften zu Datenschutz, Urheberrechten und Online-Plattformen halten.)

Ihnen geht es nicht um die Qualität der sogenannten *creators*, Mädchen und Jungen, die mit ihren von Kim Kardashian et cetera beeinflussten Gesichtern oder bei Hip-Hop-Stars abgeschauten Looks vor der Kamera rumhampeln. Sondern um die Songs, mit denen die Darbietungen unterlegt sind. Das heisst, «Songs» ist eine Übertreibung, vielmehr handelt es sich dabei in der Regel bloss um sekundenkurze *snippets*, Ausschnitte, von Stücken.

Denn wenn eine solche *collaboration*, Zusammenarbeit, von der die für die Musik Ver-

antwortlichen oft anfangs nichts wissen, eine gelungene Verbindung darstellt, kann es sein, dass das Ganze grösser wird als die Summe der Teile, viel grösser. Dann geht ein verwendeter Track «viral», wie man sagt, *mildly*, mild, oder sogar *wildly*, wild: Wird also viele Millionen Mal angehört. Und zwar egal, ob es sich dabei um einen goldenen Oldie handelt, das 46-jährige Lied «Dreams» von Fleetwood Mac beispielsweise, das vergangenes Jahr seinen zweiten Frühling im grossen Stil hatte. Oder um ein neues Stück wie «Old Town Road» von Lil Nas X – aus dem weitgehend unbekanntes Lied wurde 2019 ein Welthit (als Remix), nachdem ein 21-Jähriger auf Tiktok dazu einen Kostümwechsel in ein Cowboy-Outfit im Zeitraffer zeigte.

Bloss, gewinnen alle, die bei einer solchen Zusammenarbeit mitmachen, vorausgesetzt, das Video schlägt ein? Die Antwort ist schwieriger oder fällt abgestuft aus zumindest. Die unbekannte Künstlerin ist eine Gewinnerin, wenn ihr bisher unveröffentlichter Song plötzlich weitherum gehört wird. Sie kann in der kurzen Zeit, in der die Bevölkerung des Planeten Tiktok ihre Musik liebt, vielleicht einen Plattenvertrag abschliessen, besonders wenn sie einen geschickten verhandelnden Agenten hat (der ebenfalls profitiert). Auch für besteingeführte Künstler liegt zusätzlich was drin, falls ein alter Hit oder eine Neuveröffentlichung jäh von einer weiteren Zielgruppe beachtet wird.

Blieben die Plattenfirmen. In der Theorie verschafft die App auch ihnen zusätzliches Einkommen. Links unten auf dem Smartphone-Bildschirm gibt es ein Notensymbol, wer dieses anklickt, gelangt zu offiziellen Plattformen, die Musik verkaufen, Spotify oder Apple beispielsweise. Diese treten einen Teil des verlangten Preises an die Rechteinhaber ab (weil immer mehr junge Künstler die Rechte an ihrer Musik behalten wollen; Taylor Swift hat ihnen diese Haltung vorgelebt). «Doch in der Praxis streamt meine vierzehnjährige Tochter den Song dann auf Youtube [eine App, die Musik gratis anbietet, da dort bezahlte Werbung läuft]», schreibt der Autor eines Artikels



Ein kluger move:
Tiktok-Grossmeisterin Doja Cat.

über Tiktok im *New Yorker*. Youtube, deren Besitzerin die Google-Mutterfirma Alphabet ist, zahlt den Rechteinhabern auch etwas, bloss weniger als die Musikstreaming-Dienste.

Den neuen Anbieter umarmen

Der Schluss, Tiktok sei keine Freundin der Musikindustrie, wäre ein falscher dennoch. Die App ist ein wichtiger Vertriebskanal, der Plattenfirmen und ihren Künstlern zusätzliche Reichweite verschafft. Vor zwanzig Jahren, als Streaming noch Zukunfts-Musik war, hatten sich die Verantwortlichen der Multis gegen die neuen Anbieter gewehrt. Sie haben daraus gelernt und versuchen nun, Tiktok zu umarmen. Ein kluger *move*, so sieht's aus. Jedenfalls solange die Entscheidungsträger von Bytedance, der Firma, der die chinesische Super-App gehört, ihren eigenen Streamingdienst mit Namen Resso eher klein halten – er ist zurzeit erst in wenigen Ländern aktiv – und nicht mit voller Lautstärke gegen die Branchen-Player antreten.

Wer sind Chinas Mandarine?

Die Welt schaut auf Xi Jinping. Aber er regiert das Reich der Mitte nicht allein. Die Männer, die ihn umgeben, verfolgen keine Verschärfung der zentralisierten Kontrolle, wie westliche Medien berichten. Sie wollen eine Rückkehr zu ungebremstem Wachstum.

Uwe Parpart und David Goldman

Hongkong

Selten lag die westliche Presse in ihrer Berichterstattung über China in der jüngeren Geschichte so weit daneben wie im Fall des 20. Parteitags der Kommunistischen Partei Chinas im Oktober 2022 und seiner Folgen.

Die Analyse von Chinas neuer Führungsriege ist umso wichtiger, als der Kongress Präsident Xi Jinping – ein Novum in Chinas Geschichte – für eine dritte Amtszeit gewählt hat. Somit bleibt er für weitere fünf Jahre Generalsekretär der Kommunistischen Partei, Vorsitzender der Zentralen Militärkommission und der oberste Führer Chinas. Eine Fehlinterpretation und Fehleinschätzung des aussen- und wirtschaftspolitischen Kurses des nunmehr unangefochtenen obersten chinesischen Entscheidungsträgers könnte sich direkt auf den globalen Frieden und Wohlstand auswirken.

Zu faul, weiter nachzuforschen

Die voreingenommene und schlecht informierte «Berichterstattung» der westlichen Presse stellte die dritte Amtszeit von Generalsekretär Xi Jinping als eine weitere Verschärfung der zentralisierten Kontrolle der Wirtschaft und der Unterdrückung privatwirtschaftlicher Initiativen dar. Sie werde durch eine engmaschige Gruppe handverlesener Xi-Loyalisten geprägt. Das Gegenteil ist der Fall.

Das hätte jedem unvoreingenommenen Beobachter in dem Moment klar werden können und müssen, als der damalige Parteichef von Schanghai, Li Qiang, bei der Vorstellung des neuen Ständigen Ausschusses des Politbüros nach Abschluss des Parteitags als Nummer zwei hinter Xi auftrat. Die zweite Position in Chinas Hierarchie macht Li zum designierten Ministerpräsidenten und Leiter der neuen Regierung (Staatsrat), die vom 14. Nationalen Volkskongress Anfang März ernannt werden soll.

Wer ist Li Qiang? Ein Xi-Loyalist, sagt das westliche Kommentariat, das sich mit einer abschätzigen Bezeichnung zufriedengibt und zu faul ist, weiter nachzuforschen.



Nummer zwei hinter Xi: Li Qiang.

«Die Beförderung des Chefs von Schanghai stellt Loyalität über alles», heisst es bei Bloomberg News.

Ja, Li Qiang ist ein Xi-Loyalist. Er begann seine politische Karriere als Parteisekretär von Wenzhou, einer stolzen Bastion des freien Unternehmertums in der Provinz Zhejiang und einer der einkommensstärksten Städte Chinas. Sie war die erste Grossstadt, die 1978 eine Wirtschaftsreform einleitete und umsetzte, die erste, die private Unternehmen gründete. Das Pro-Kopf-Einkommen ist in diesem Zeitraum um das 500-Fache gestiegen.

Nach seiner Zeit in Wenzhou erwarb Li einen MBA-Abschluss an der Polytechnischen Universität Hongkong, einem der besten Technologieinstitute Asiens, arbeitete dann unter Xi Jinping in Zhejiang, wurde 2013 Gouverneur der Provinz und stieg 2017 zum Parteisekretär von Schanghai auf. Während seiner

fünf Jahre an der Spitze Schanghais machte Li – ein guter Freund von Jack Ma von Alibaba – die Entwicklung von Hightech-Industrien sowie finanzielle und technologische Innovationen in der Schanghaier Special Economic Zone (SEZ) zu seinem Markenzeichen. Er eröffnete den neuen Star-Markt für Technologieunternehmen an der Schanghaier Börse und half Elon Musk dabei, die Tesla Gigafactory in Schanghai in der Rekordzeit von zehn Monaten zu bauen. Zum Vergleich: Der Bau der etwa gleich grossen Gigafactory Berlin-Brandenburg dauerte über zwei Jahre.

Und hier wird es nun interessant: Li Qiang hat sich im März/April 2022 zunächst gegen die drastische Abriegelung Schanghais gewehrt und es versäumt, den grossflächigen Ausbruch von Omikron wirksam zu bekämpfen. Die «Eiserne Lady» des Politbüros, Sun Chunlan, wurde entsandt, um strenge Abriegelungsmassnahmen zu verhängen. Laut der Agentur Bloomberg, die



Neu im Politbüro: Liu Guozhong.

den westlichen Medienchor anführt, «wurde Lis anfänglicher sanfter Ansatz zu Chinas strikter Null-Covid-Strategie Anfang des Jahres durch die übertragbarere Omikron-Variante durchbrochen, was seinen Aufstieg in Frage stellte».

Kompetentes Team

Doch Xi zählte auf Lis Erfahrung und seinen Reformwillen, um die chinesische Wirtschaft zu leiten. Sun ist inzwischen im Ruhestand. Das wirft die Frage auf: Warum sollte Xi einen Loyalisten mit dem Hintergrund von Li zu seinem für die Wirtschaft zuständigen Premierminister machen, wenn er tatsächlich



Harvard-Absolvent: Zhang Guoqing.

eine Politik in die entgegengesetzte Richtung verfolgen wollte, eine neomaoistische, autarke Kommandowirtschaftspolitik?

Das ist eine widersprüchliche «Analyse», wie sie nur die unglücklichen Bewohner der Washingtoner Blase erstellen können. Die einfache Antwort ist, dass die Ernennung von Li Qiang, dem Loyalisten, als klarer Hinweis auf die wirtschaftspolitische Richtung zu verstehen ist, die Xi in seiner dritten Amtszeit verfolgen wird.

Unseren Quellen zufolge, die dem neuen Staatsrat (der vollziehenden Behörde des Nationalen Volkskongresses und dem höchsten Verwaltungsorgan) nahestehen, war die plötzliche Umstellung von «Zero Covid» auf «Wiedereröffnung» die wichtigste politische Entscheidung und allein Xi Jinpings Werk. Die meisten Mitglieder des Staatsrats, darunter auch der scheidende Ministerpräsident

Li Keqiang, verteidigten die Lockdowns und argumentierten, dass sich Chinas Wirtschaft trotz der Lockdowns angemessen entwickeln würde. Kurz vor dem 20. Parteitag kam Xi jedoch zum Schluss, dass Li Keqiang und andere die negativen wirtschaftlichen Auswirkungen der Lockdowns drastisch unterschätzt hatten, und setzte die Umstellung auf die Wiedereröffnung durch. Die Aussagen dazu waren uneinheitlich, da die Mitglieder des Staatsrats, die brüsk überstimmt wurden, zusammen mit ihren Teams bis zur offiziellen Amtsübergabe im März im Amt bleiben. Aber die neue Politik ist beschlossene Sache.

Westliche Medien beklagen die rasche Abkehr von der Null-Covid-Strategie ebenso vehement, wie sie zuvor deren harte Umsetzung beklagten. Es gibt Opfer und wird auch weiterhin Opfer geben. Doch China hat die harte und schwierige Entscheidung getroffen, dass das Wirtschaftswachstum wiederaufgenommen werden muss. Und selbst wenn, wie einige Experten vermuten, fast eine Million Menschen sterben sollten, wären dies, gemessen an der Bevölkerungszahl, immer noch weniger als ein Viertel der Todesfälle, die in den Vereinigten Staaten und anderen westlichen Ländern verzeichnet wurden.

Li Qiang wird in Xis dritter Amtszeit das wirtschaftliche Ruder in die Hand nehmen, und man kann davon ausgehen, dass er mit dem gleichen Mass an Kompetenz agieren wird wie sein reformorientierter Vorgänger Zhu Rongji in der kritischen Zeit der asiatischen Wirtschaftskrise von 1998 bis 2003. Als Premierminister wird Li ein kompetentes Team mit ähnlicher Erfahrung und Überzeugung zur



WHO-Gesundheitsexperte: Yin Li.

Seite stehen. Es sind dies die frisch ernannten Politbüromitglieder Zhang Guoqing, Liu Guozhong, Chen Jining und Yin Li. Sie werden voraussichtlich in Lis neuem Staatsrat oder in prominenten lokalen Positionen tätig sein.

Zhang wird wahrscheinlich für die Industriepolitik zuständig sein. Er ist derzeit Parteisekretär von Liaoning und war zuvor Bürgermeister der Millionenstädte Chongqing und Tianjin. Er hat an der Tsinghua-Universität in Wirtschaftswissenschaften promoviert und an der Harvard Business School einen Kurs in Unternehmensführung absolviert.

Liu ist der Parteisekretär der Provinz Shaanxi, des Geburtsorts von Xis Vater. Zuvor war er stellvertretender Parteisekretär von Sichuan. Liu machte einen Hochschulabschluss am Harbin Institute of Technology und ist

Eine Fehleinschätzung könnte sich direkt auf den globalen Frieden und Wohlstand auswirken.

für die Landwirtschaft und die Lebensmittelproduktion zuständig.

Yin Li, der frühere Parteisekretär der Provinz Fujian, ist ein Gesundheitsexperte und hatte führende Positionen in der chinesischen Lebensmittel- und Arzneimittelbehörde und bei der WHO inne. Zwischen 2002 und 2003 absolvierte Yin einen Studienaufenthalt als Gastwissenschaftler an der Harvard T. H. Chan School of Public Health. Er war Vizeminister für Gesundheit und wurde gerade zum Parteisekretär von Peking ernannt.

Neo-Maoisten-Ideologen?

Chen Jining, ehemaliger amtierender Bürgermeister von Peking, Präsident der Tsinghua-Universität und Umweltminister, ist der neue Parteichef von Schanghai. Im Jahr 2018 kündigte er Pläne zur Verbesserung der Luftqualität in Peking an und setzte durch, dass Erdgas die Kohle bei der Beheizung von Wohnungen und in der Industrie ersetzt.

Eine weitere wichtige Ernennung, die im März erwartet wird, ist die Nachfolge des Vizepremiers und Wirtschaftszenen Liu He, 70, der in den Ruhestand geht.

Er wird sein Mandat höchstwahrscheinlich an He Lifeng übergeben, den derzeitigen Leiter der Nationalen Entwicklungs- und Reformkommission (seit 2017) und ebenfalls neues Mitglied des Politbüros. He Lifeng hat bei der Durchführung der Wirtschafts- und Finanzpolitik eng mit Liu zusammengearbeitet. Er studierte Finanzen an der Xiamen University School of Economics und promovierte. Er begann seine politische Laufbahn in der Stadtverwaltung von Xiamen und war massgeblich an der Einrichtung der Sonderwirtschaftszone Xiamen beteiligt.

>>>

All diese «Xi-Loyalisten», wie sie im Westen abwertend genannt werden, sind hochqualifizierte Fachleute und keine kugelhöpfigen (Betonköpfe, wie man in Deutschland sagt) Neo-Maoisten-Ideologen, wie der Begriff Xi-Loyalist eigentlich suggerieren soll.

Nicht unerwähnt bleiben soll auch Chinas neuer Aussenminister Qin Gang, der bisherige Botschafter in den Vereinigten Staaten. Seine Ernennung signalisiert das starke Engagement für eine Verbesserung der Beziehungen zwischen den USA und China.

Scheidender Wirtschaftschar

Aufgrund der Abkehr von der wirtschaftlich destruktiven Null-Covid-Strategie haben mehrere globale Investmenthäuser kürzlich ihre Wachstumsprognosen für China für 2023 von 4 auf deutlich über 5 Prozent angehoben. Unserer Meinung nach ist das viel zu konservativ. Ein «explosiver Wachstumsschub» (in den Worten eines sehr erfahrenen China-Investors mit Sitz in Hongkong) im Bereich von 7 bis 8 Prozent ist sehr wahrscheinlich, wenn die derzeitige Covid-Welle zurückgeht.

Die Grundvoraussetzung für ein explosives Wachstum im Jahr 2023 ist jedoch die bevorstehende Ernennung eines Wirtschaftskabinetts unter der Führung von Li Qiang, das sich explizit dem Wachstum verschreibt.

Seit Lis Ernennung zum Premierminister haben alle relevanten Stellen im Politbüro und in der Regierung eindeutig auf eine stark wachstums- und konsumorientierte sowie geldpolitisch gestützte Wirtschaft gesetzt.

Bloomberg zitiert den ehemaligen Forschungsleiter von Bocom International, Hong Hao, einen ausgesprochenen China-Bear [jemand, der die Wachstumsaussichten normalerweise recht negativ sieht, Anm. d. Red.], mit der Bemerkung, dass es «in fast jedem einzelnen Sektor politische Richtungswechsel» gegeben habe.

Was die zahlreichen wachstumsfördernden Massnahmen betrifft, so werden wir hier nur die wichtigsten und folgenreichsten aufzählen:



Parteichef von Shanghai: Chen Jining.

Guo Shuqing, Chef der Kommunistischen Partei bei der People's Bank of China (PBoC), erklärte am 7. Januar gegenüber der Nachrichtenagentur Xinhua, dass das harte Durchgreifen gegen die Fintech-Aktivitäten und -Plattformen der vierzehn wichtigsten Internetunternehmen «im Grunde» beendet sei. «Als Nächstes werden wir die gesunde Entwicklung von Internetplattformen fördern. [...] Wir werden sie ermutigen, das Wirtschaftswachstum anzuführen, mehr Arbeitsplätze zu schaffen und im globalen Wettbewerb zu bestehen», sagte Guo.

Die PBoC hat gesagt, dass sie alles tun werde, was nötig ist, um den Immobilienmarkt und das allgemeine Wachstum von Konsum und Investitionen geldpolitisch zu unterstützen. Nachdem die Inflationsrate in China im September 2022 einen Höchststand von 2,8 Prozent erreicht hatte, sank sie im November auf 1,6 Prozent – was bedeutet, dass eine Deflation nun eher eine Gefahr darstellt. Es gibt reichlich Spielraum für eine geldpolitische Lockerung des derzeitigen Leitzinses von 3,65 Prozent.

Liu He, der scheidende Wirtschaftschar, wurde mit der Aufgabe betraut, den Immobilienmarkt zu sanieren. Er hat mehr als jeder andere die Befähigung und die politische Unterstützung, dies zu tun. Für den wirtschaftlichen Aufschwung wird mehr bezahlbare Energie benötigt. China hat seine Reserven mit billigem russischem Öl aufgefüllt. Nun hat es auch das zweijährige Einfuhrverbot für australische Kohle aufgehoben.

Am 8. Januar wurde die Grenze zwischen Hongkong und dem chinesischen Festland wieder geöffnet. Abgesehen von der reinen Freu-

de über die Familienzusammenführung nach drei Jahren ist der grenzüberschreitende Personen- und Warenverkehr von entscheidender Bedeutung für die Erholung der Volkswirtschaften von Hongkong und der Provinz Guangdong, die neben Shanghai die produktivsten Volkswirtschaften Chinas sind.

Schliesslich wurde an der Central Economic Work Conference im Dezember 2022, auf der die Wirtschaftspolitik für 2023 festgelegt

Ein «explosiver Wachstumsschub» im Bereich von 7 bis 8 Prozent ist sehr wahrscheinlich.

wurde, nicht nur eine geldpolitische Unterstützung zur Wachstumsbeschleunigung gefordert, sondern auch ausdrücklich die rasche Entwicklung der digitalen Wirtschaft und die Unterstützung der Rolle von Online-Plattformunternehmen für das Wirtschaftswachstum. Ferner wurde darauf hingewiesen, dass die chinesischen Haushalte im Zeitraum von 2020 bis 2022 mehr als sechs Billionen Renminbi (RMB) an überschüssigen Ersparnissen anhäufen werden, was dem Konsum einen kräftigen Schub verleihen dürfte.

All dies wurde von Chinas Wirtschaftschar Liu He auf einer Sondersitzung des Weltwirtschaftsforums in Davos am 17. Januar ausdrücklich, unmissverständlich und ohne Raum für Fehlinterpretationen dargelegt.

«Chinas Tür wird sich weiter öffnen»

«Einige Leute sagen, China werde sich für die Planwirtschaft entscheiden», sagte Liu He. «Das ist auf keinen Fall möglich.» Das Unternehmertum ist ein Schlüsselfaktor für die Schaffung von Wohlstand in der Gesellschaft. Unternehmer, sowohl chinesische als auch ausländische, würden eine wichtige Rolle als Motor für Chinas Streben nach allgemeinem Wohlstand spielen, erklärte der Vizepremier: «Allgemeiner Wohlstand ist keineswegs ein Synonym für Gleichmacherei oder Wohltätigkeit.»

China wird die Umstrukturierung staatlicher Unternehmen vertiefen, den Privatsektor unterstützen und fairen Wettbewerb, Kartellrecht und Unternehmertum fördern.

Die Öffnung als grundlegende staatliche Politik sei ein Katalysator für Reformen und Entwicklung und eine wichtige Triebkraft für den wirtschaftlichen Fortschritt in China, sagte Liu. «Chinas Tür nach aussen wird sich nur noch weiter öffnen.»

Uwe Parpart ist Herausgeber der Online-Tageszeitung *Asia Times* und ehemaliger Asien-Strategie bei der Bank of America in Hongkong.

David Goldman ist Wirtschaftsredaktor der *Asia Times* und war zuvor Leiter des Fixed Income Research bei der Credit Suisse und der Bank of America in New York.

Sollberger zeigt, wie's geht

Die SVP-Nationalrätin will Baselbieter Regierungsrätin werden. Ihre Gegner drehen im Roten. Kein Wunder, die Wahl der bodenständigen Politikerin hätte Signalwirkung für die Schweiz.

Marcel Odermatt

Regierungswahlen sind für eine aufsässige Partei wie die SVP nie ein Spaziergang. Diese Erfahrung macht nun auch Nationalrätin Sandra Sollberger, die am 12. Februar den Sprung in die Baselbieter Exekutive schaffen will. Auf dem Podium eines regionalen Wirtschaftsverbands gefragt, ob es zur «Sicherung der bilateralen Verträge» noch in diesem Jahr neue Verhandlungen mit der EU brauche, konnten die Bewerber mit Grün für Ja oder mit Rot für Nein antworten. Sollberger hob als Einzige erst die rote Karte, um dann schnell auch die grüne zu zücken.

Der Spott war gross – so gross, dass er missverständlich stimmen musste. Das Beispiel zeige einmal mehr, dass Sollberger keine Haltung habe, behaupteten ihre Gegner, die ihre todesmutige Kritik vorzugsweise im Schutz der Anonymität vorbrachten. Das lokale Nachrichtenportal *onlinereports.ch* berichtete raunend von Bürgerlichen, die Sollberger für «nicht exekutivtauglich» hielten, aber die «Faust im Sack» machten, weil sie fürchteten, «eine oppositionell erhitzte SVP könnte die neue Amtsperiode zur Blockade-Hölle machen». Sandra Sollberger, die Lady Macbeth von Bubendorf?

«Wir betonen die Gemeinsamkeiten»

Die *Basler Zeitung* setzte zum Blattschuss an. «Ihre Voten sind plump und zeugen teils von mangelhaftem Fachwissen», behauptete der Tamedia-Ableger in einem Tonfall der Herablassung, der schlecht zum feministischen Kurs des Mutterhauses passen will. Mehr noch: SVP-Politikerin Sollberger gefährde mit wirren Aussagen, etwa in der Europapolitik, die bürgerliche Regierungsmehrheit – was gleich doppelt unglaublich ist. Erstens dürfte jedem Wähler bewusst sein, dass über die Zukunft der Schweizer Europapolitik nicht im barocken Regierungsgebäude zu Liestal entschieden wird. Und zweitens ist im linksdrehenden Tamedia-Universum kaum eine Frage weniger bedeutsam als die, ob eine bürgerliche Zusammenarbeit gefährdet sei.

Bern

Wer seine Gegner so zur Weissglut treibt, dass sie sich nur noch mit Herabwürdigungen zu helfen wissen, macht vieles richtig. Tatsächlich hat Sandra Sollberger gute Chancen, den freierwerbenden Sitz in der Baselbieter Regierung zu erobern, was im eidgenössischen Wahljahr eine Signalwirkung über den Kanton hinaus hätte – nach dem Motto: Seht her, die bürgerliche Zusammenarbeit kann funktionieren, sooft sie auch totgesagt wurde. SVP, FDP und Mitte stellen in Baselland je einen aussichtsreichen Kandidaten. Zusammen hätten sie im fünfköpfigen Regierungsrat wie bis anhin die Mehrheit. Sollbergers Wahlkampf steht ganz im Zeichen des bürgerlichen Schulterchlusses. «Wir betonen die Gemeinsamkeiten, nicht die durchaus vorhandenen Differenzen», sagt die SVP-Politikerin, die den Kurs ihrer Partei glaubwürdig vertritt und trotzdem viele Übereinstimmungen mit FDP und Mitte findet. Die Politik im Baselbiet drehe sich eben nicht um Themen wie Europa und Neutralität, sondern um Steuerpolitik, Infrastrukturausbau und die Abwehr radikaler Klimainitiativen.

Entsprechend nervös reagieren die Gegner. Sie zogen eine Kampagne auf, um den Besuch des neuen SVP-Bundesrats Albert Rösti an einer Wahlveranstaltung von Sollberger zu verhindern – was ihnen prompt gelang. Gleichzeitig behaupten sie, Sollberger fürchte die Konfrontation und sage darum auch Auftritte an Schulen ab. Eine Anschuldigung, die sie von sich weist: «Ich bin Nationalrätin und führe das Büro in unserem Betrieb mit zwölf Angestellten. Da kann es schon einmal zu Terminkollisionen kommen.»

Schafft sie die Wahl in den Regierungsrat, dürften viele ihrer Kollegen im Bundeshaus diesen Erfolg mit einem lachenden und einem weinenden Auge aufnehmen. Die bodenständige Politikerin – Markenzeichen: rosa Strähne im kurzen dunklen Haar – gehört zu den beliebtesten Parlamentarierinnen in Bern und ist Chefköchin des sogenannten Members-Club. Dessen Mitglieder treffen sich einmal pro Session zum Essen. Jeder bringt einen Gast mit. «Wir wollen so den Zusammenhalt

fördern, gerade auch über die Parteigrenzen hinaus», sagt Sollberger.

Klassische Ochsentour

Was es heisst, über Grenzen hinweg zu wirken, weiss sie aus persönlicher Erfahrung. Sollberger ist eigentlich Aargauerin, stammt aus Zofingen. In der Malermeisterschule in Olten, die sie als einzige Frau besuchte, lern-



Lady Macbeth von Bubendorf?
Sandra Sollberger.

te sie ihren künftigen Mann kennen, mit dem sie heute zwei Kinder hat. Sie zog nach Bubendorf und übernahm mit ihm das Geschäft der Schwiegereltern, engagierte sich in Vereinen, spielte in der Guggenmusik und stieg 2008 als Gemeinderätin in die Politik ein. 2015 wurde sie erst Land-, dann Nationalrätin.

Sandra Sollberger hat die klassische Ochsentour absolviert und steht als Gewerblerin und Mutter mit beiden Füßen auf dem Boden. Auch wenn es viele Politiker und Journalisten ungern hören: Sie bringt für das Amt der Regierungsrätin die idealen Voraussetzungen mit.

Schweiz macht Gazprombank kaputt

Die Gazprombank Schweiz muss schliessen. Der Grund sind politische Manöver. Nun übernimmt der EU-Staat Luxemburg – und lacht sich ins Fäustchen.

Philipp Gut

Die Gazprombank Schweiz AG steht vor dem Aus. Nicht weil sie schlecht gewirtschaftet oder gegen Auflagen verstossen hätte. Nein, die Bank verfügte über ausgewiesene Spezialisten und eine gesunde Bilanz, vor allem aber spielte sie eine wichtige Rolle bei der Finanzierung von Exporten und beim Rohstoffhandel. Dass sie nun trotzdem die Lizenz abgeben musste, hat politische Gründe. Nur sagt das niemand.

Die Gazprombank Schweiz mit Sitz in Zürich ist eine Tochter der russischen Gazprombank. Sie blickt auf dreizehn Jahre erfolgreiche Geschäftstätigkeit in der Schweiz zurück – mit einem multinationalen Team von über achtzig Bankfachleuten. Ihre Vorgängerbank ist seit 1966 aktiv in der Schweiz. Mit ihren Kern-

Bereits kurz nach Kriegsbeginn verfügte die Finma erste Restriktionen. Weitere Massnahmen folgten.

aktivitäten – insbesondere der Abwicklung und Finanzierung von Handelsströmen zwischen der Schweiz und Russland sowie der Gemeinschaft Unabhängiger Staaten (GUS) von Armenien bis Usbekistan – ist (oder war) sie auch für die Schweizer Exportindustrie von Bedeutung.

Finanzierung für Stadler Rail

So finanzierte sie – um ein prominentes Beispiel zu nennen – die Lieferung von über hundert Doppelstockwagen der Thurgauer Stadler Rail für den sogenannten Aeroexpress, der die Moskauer Flughäfen mit dem Zentrum der russischen Hauptstadt verbindet. Bei solchen Exportgeschäften arbeitete die Bank eng mit der Schweizerischen Exportrisikoversicherung (SERV) zusammen.

So weit, so gut. Doch mit dem Überfall Russlands auf die Ukraine änderte sich das von einem Tag auf den anderen. Die Schweizer Behörden, angeführt von der Eidgenössischen Finanzmarktaufsicht (Finma) unter Direktor Urban Angehrn, schränkten die Geschäftstätigkeit der Bank immer mehr ein, bis hin zu einem fakti-



Neue Geschäftsbedingungen von einem Tag auf den andern: Finma-Chef Urban Angehrn.

schon Betriebsverbot. Bereits kurz nach Kriegsbeginn verfügte die Finma erste Restriktionen. Weitere Massnahmen folgten in regelmässigen Abständen. Besonders gravierend war das Verbot, neue Kunden aufzunehmen beziehungsweise bestehende Kunden mit weiteren Krediten zu bedienen. Damit konnte die Bank ihren Job de facto nicht mehr wahrnehmen.

Der eigentliche Knock-out folgte jedoch erst. An dieser Stelle der Geschichte kommen die Revisoren ins Spiel. Dazu muss man wissen: Die Abnahme durch eine externe Revisionsstelle ist eine Bedingung für die Beibehaltung einer Banklizenz. Seit 2013 übte die KPMG – eine der *big four* der Branche – diese Funktion für die Gazprombank Schweiz aus. Nun aber lehnte es die

KPMG ab, das Mandat weiterzuführen. Damit nicht genug. Es gibt in der Schweiz nur wenige Revisionsstellen, welche von der Revisionsaufsichtsbehörde (RAB) zur Revision von Banken zugelassen sind, nämlich deren acht. Und die KPMG ist mit ihrem Boykott nicht allein: Auch alle anderen sagten *njet*.

Welche Möglichkeiten hatte die Gazprombank jetzt noch? Diese Frage führt zurück zu den Schweizer Behörden. Die Bank ersuchte die Finma mehrmals um Unterstützung. Doch

Es sind also nicht verbindliche Vorgaben, die zum Verlust der Bewilligung geführt haben.

davon wollte die Finma nichts wissen – mit der Begründung, sie sei in dieser Frage «neutral». Mit anderen Worten: Die Finma stellt sich auf einen rein formalistischen Standpunkt. Keine Revisionsstelle, keine Bewilligung. Da sei halt leider nichts zu machen. Das brach der Schweizer Gazprombank letztlich das Genick.

Doch ist das die ganze Wahrheit? Ist die Finma hier wirklich neutral? Und wie steht die Schweiz dazu? Recherchen der *Weltwoche* zeigen: Das Eidgenössische Finanzdepartement (EFD) hatte Kenntnis von dem Fall. Es wurde darüber aufgeklärt und über die möglichen Konsequenzen informiert. Doch unternommen hat es nichts.

Forscht man nach den Motiven, warum die Schweizer Behörden die Gazprombank über die Klinge springen liessen, drängt sich die Antwort auf: Es sind politische Gründe. Anders sind die Geschehnisse kaum zu deuten. Fragwürdig daran ist, dass dies niemand klar kommuniziert und dass es keine eigentliche Grundlage dafür gibt. Es existiert weder ein entsprechender politischer Beschluss noch eine internationale Verpflichtung zu einem solchen Vorgehen.

Wie neutral ist die Finanzmarktaufsicht?

Im Gegenteil: Die für die betroffene Schweizer Bank bittere Pointe ist, dass sie nicht sanktioniert ist – und trotzdem in die Liquidation getrieben wird. Weder die Vereinigten Staaten von Amerika noch die EU noch die Schweiz haben nach dem 24. Februar 2022 Sanktionen gegen die Gazprombank ergriffen. Auch das russische Mutterhaus ist seither nicht auf eine Sanktionsliste gekommen. Damit hat die Bank grundsätzlich weiterhin Zugang zu Clearing-Dienstleistungen in allen wichtigen Währungen – insbesondere in US-Dollar und Euro.

Es sind also nicht verbindliche politische oder juristische Vorgaben, die zum Verlust der Bewilligung geführt haben. Der Fall illustriert vielmehr, wie unausgesprochene politische Vorbehalte und mangelnde Führungsverantwortung bei den entscheidenden Akteuren eine unbescholtene Schweizer Bank in die Knie

zwingen – weil sie die Tochter einer russischen Mutter ist. Die Revisionsfirmen befürchten offensichtlich einen Reputationsschaden. Die Finma versteckt sich hinter Formalismen und lässt die Bank bewusst auflaufen. Das EFD will sich die Finger nicht verbrennen und duckt sich weg. Dabei gibt es durchaus Argumente, weshalb es für die Schweiz und ihre Wirtschaft vernünftig (gewesen) wäre, die Gazprombank nicht vor die Hunde gehen zu lassen. Das Institut war die einzige schweizerische Bank, die den Handel zwischen der Schweiz und Russland sowie der GUS abwickeln konnte. Und diesen Handel wird es immer geben, in Zukunft möglicherweise wieder vermehrt. So wie es humanitäre Korridore brauche, brauche es auch einen Banking-Korridor, sagt eine Expertin dazu. Genau das ist auch der Grund, weshalb die Gazprombank-Gruppe zurzeit eine gewisse geopolitische Immunität genießt und international nicht weiter belangt wird.

Brüssel kichert mit

Wie quer die Schweiz in der Landschaft steht, zeigt die Tatsache, dass das Geschäft nun von Zürich nach Luxemburg abwandert. Ironischerweise wird die dortige Gazprombank, eine Schwester der schweizerischen, weiterhin von der KPMG revidiert. Die internationale Revisionsgesellschaft misst also je nach Land mit unterschiedlichen Massstäben. Das Mandat, das sie in der Schweiz ablehnt, ist ihr in Luxemburg willkommen. Auch das luxemburgische Pendant der Finma, die Commission de Surveillance du Secteur Financier (CSSF), sieht keine Probleme. Der Schildbürgerstreich der Schweizer Behörden freut den Finanzplatz Luxemburg. Der EU-Staat lacht sich ins Fäustchen. Brüssel kichert mit.

Auf Anfrage der *Weltwoche* lehnt das Eidgenössische Finanzdepartement jede Verantwortung für den Fall ab und spielt den Ball der Finma zu: «Dem EFD ist hierbei keine Rolle zugeschrieben», lässt eine Sprecherin von Bundesrätin Karin Keller-Sutter (FDP) ausrichten. Die Finma ihrerseits bestätigt, «seit Ausbruch des Krieges in der Ukraine in sehr engem Kontakt» mit der Gazprombank zu stehen, will sich aber «nicht weiter zu spezifischen Aufsichtsaktivitäten bei einzelnen Banken» äussern. Vielmehr verweist die Finma auf die Prüfungsgesellschaften und Revisionsunternehmen. Diese seien «natürlich frei», solche Mandate anzunehmen oder nicht. Die Gazprombank Schweiz AG will sich nicht äussern.

Bleibt die KPMG. Sie teilt nach mehreren Telefonaten und E-Mails mit, «zu Kunden und Mandaten grundsätzlich nicht öffentlich Stellung» zu nehmen, möchte «aber in diesem Zusammenhang darauf hinweisen», dass die Gazprombank entschieden habe, die Geschäftstätigkeit in der Schweiz aufzugeben. So kann man das auch formulieren.



INSIDE WASHINGTON

Demokraten verstecken sich

Statt den Präsidenten zu verteidigen, machen sich Demokraten in Washington lieber aus dem Staub, weit weg von Joe Bidens Geheimdokumente-Skandal. Der Senator von West Virginia, Joe Manchin, warnt, dass Biden «eine Menge zu bereuen haben dürfte».

Senator Dick Durbin, Vorsitzender des Justizausschusses des Senats, sagte auf CNN, der Präsident solle sich «für das Schlamassel schämen ... Seien wir ehrlich. Werden solche Dokumente gefunden, schmälert dies das Ansehen jeder Person, die im Besitz dieser Dokumente ist, denn so etwas sollte nicht passieren.» Durbin fügte hinzu: «Der gewählte Magistrat trägt die letzte Verantwortung.» Der Senator, der seit fünf Legislaturen im Amt ist, besteht darauf, dass er selbst niemals geheime Dokumente aus seinem Büro mitgenommen habe, «geschweige denn aus dem Gebäude».

Senator Ron Wyden ist erstaunt über Bidens offensichtliche jahrzehntelange Kleptomane in Sachen Geheimdokumente. Als ranghohes Mitglied des Geheimdienstausschusses des Senats befürwortet Wyden eine gründliche FBI-Untersuchung, «damit die Botschaft klar vermittelt wird, dass niemand über dem Gesetz steht». Der Demokrat hält fest: «Die Regel, die ich peinlich genau befolge, ist, dass man keine Dokumente aus dem Arbeitsraum mitnimmt.»

Trotz immer neuer Funde – bis dato sind es fünf – unzulässigen Besitzes von Verschlussachen beteuert Biden, dass er seine Verantwortung ernst nehme. Die Mitglieder seiner eigenen Partei scheinen Biden jedoch mit jeder neuen peinlichen Enthüllung immer weniger ernst zu nehmen.

Der demokratische Senator Jon Tester will genau erfahren, «was zum Teufel passiert ist». Er stellt klar: «Hier geht es um die nationale Sicherheit.»

Amy Holmes

Mehr Schweiz wagen

Vergangene Woche besuchte ich die Albisgüetli-Tagung der Schweizerischen Volkspartei. Meine Kollegen im Bundestag täten gut daran, auch einmal Christoph Blocher zuzuhören.

Alice Weidel

Der deutsche Politikbetrieb hat die Eigenart, sich allzu oft mit hoher Drehzahl und lautem Motorengeräusch auf der Stelle zu drehen und im Graben festzufahren.

Deutschland hat einen neuen Verteidigungsminister, aber wir führen weiter die alten fruchtlosen Debatten um Panzerlieferungen an die Ukraine und lassen uns dabei immer tiefer zur Partei in einem Krieg machen, der den Interessen anderer Mächte dient, aber nicht der unsere ist.

Transfer- und Schuldenunion

Aus Brüssel erreichen uns im Wochentakt Skandalberichte über Korruption, Verschwendung und Machtmissbrauch, doch unsere politischen Eliten denken gar nicht daran, die Rolle Deutschlands als grösstem Nettozahler der EU zu hinterfragen, und singen einfalllos weiter das Lied von Souveränitätsverzicht, Transfer- und Schuldenunion. Hohe Inflation, Rohstoff- und Energiepreise bringen den unternehmerischen Mittelstand und die bürgerliche Mittelschicht in existenzielle Bedrängnis, Deutschlands politische Debatten indes krei-

sen vor allem darum, wie Staatseinnahmen und Steuern erhöht und noch mehr Gelder durch die öffentliche Hand verteilt werden könnten.

Eine Ursache des lärmend um sich selbst kreisenden Stillstands in Deutschland ist zweifellos ein von allzu vielen verinnerlichtes Misstrauen in Freiheit und Eigenverantwortung. Das tief-sitzende Erbe obrigkeitsstaatlichen Denkens verführt Menschen, die Lösung aller Probleme vom Staat zu erwarten, und verleitet Politiker, den Bürger nicht als Souverän wahrzunehmen, sondern als Objekt staatlicher Fürsorge, das von oben ermahnt, betreut, erzogen, zu Verzicht und erwünschtem Verhalten angehalten und bei Ungehorsam gemassregelt werden muss.

Als freiheitlich denkender Mensch und Bürger, den das Unbehagen über staatliche Gängelung und Indoktrination zur Politik gebracht hat, habe ich daher mit aufrichtigem Dank und grosser Freude die Einladung zur Eröffnung der diesjährigen Albisgüetli-Tagung der Schweizerischen Volkspartei angenommen. Die Eidgenossenschaft und die SVP sind ein Vorbild für meine politische Arbeit.

Energiekrise, illegale Migration und Ukraine-Krieg stellen die Schweiz und Deutschland vor vergleichbare Herausforderungen. Und doch täuscht der Eindruck nicht, dass die Schweiz mit ihrem Modell sich in den Krisen unserer Zeit besser schlägt. Zuhören und vom Nachbarn lernen, hinschauen, wie eine erfolgreiche Freiheitspartei ihre eigenen Werte hochhält und die Interessen ihres Landes im Verhältnis zur EU und zu anderen Mächten wahr: Mit diesem Vorsatz habe ich mich auf den Weg nach Zürich ins Albisgüetli gemacht. Und ich wurde nicht enttäuscht.

«Wer Erfolg haben will, darf sich nicht auf Schwächen fixieren, sondern muss seine Stärken kennen und ausbauen», hat Christoph Blocher in seiner Grundsatzrede gesagt. Es reicht nicht, festzustellen, was ist, man muss wissen, wo man hinwill. Wer aber nicht einmal zur ehrlichen Bestandsaufnahme der Lage willens und fähig ist, der schwadroniert auch im Angesicht des Abstiegs nur ahnungslos herum.

Nicht ängstlich auf andere schießen und es ihnen recht machen wollen, sondern auf die eige-

nen Stärken bauen und vor allem auf das achten, was für das eigene Land gut ist: Was Christoph Blocher als Erfolgsrezept ausgemacht hat, gilt nicht nur für die Schweiz.

Mit eigener starker Währung leidet die Schweiz weit weniger unter Inflation als Deutschland, das über Euro-Weichgeld und Milliardentransfers die schwächeren Volkswirtschaften der EU mitschleppen muss und so noch seinen eigenen Niedergang selbst finanziert. Wirtschaftliche Freiheit war einst Garant des Wirtschafts-

Die Eidgenossenschaft und die SVP sind ein Vorbild für meine politische Arbeit.

wunders; ökosozialistischer Kollektivismus kostet Deutschland frühere Spitzenplätze im internationalen Wettbewerb, welche die Schweiz weitaus erfolgreicher behauptet.

Besonnene Neutralität

Die Schweizer Demokratie ist ein einmaliges Erfolgsmodell. Wenn die Politiker oben Fehler machen, korrigieren es die Bürger von unten. Mehr direkte Demokratie täte auch Deutschland gut, als Korrektiv gegen masslosen Steuerraub und schrankenlose Immigration. Ein Land, in dem selbstbewusste Bürger in ihrer Sache entscheiden, wirtschaftet solider und wird sparsamer verwaltet.

Besonnene Neutralität stünde einem Land in geografischer Mittellage ebenfalls besser zu Gesicht. Ein Deutschland, das sich als ehrlicher Makler für eine eigenständige europäische Sicherheitsarchitektur einsetzt, wäre für den Frieden in Europa ein Gewinn.

Mehr Schweiz wagen – das könnte auch für Deutschland ein Wegweiser aus der Krise sein. Die deutsche Politik täte gut daran, den Weg der Schweiz zu studieren und öfter einmal einem Mann wie Christoph Blocher zuzuhören. Sie könnte viel davon lernen.

Alice Weidel ist Vorsitzende der AfD-Bundestagsfraktion und Bundessprecherin ihrer Partei.



Gewinn für Europa: Autorin Weidel.

Spiel mir das Lied der Unabhängigkeit

Journalisten lieben den Fall Berset. Sie können zeigen, wie absolut und total unabhängig sie sind.



Als am zweiten Januarsamstag die Affäre um Bundesrat Alain Berset hochging, blieben das Schweizer Fernsehen und das Schweizer Radio stumm wie ein Doppelgrab. Die «Tagesschau» und das «Echo der Zeit» sendeten keine Sekunde zur grössten politischen Story seit Jahren.

Typisch, dachte man, die Linken von der SRG nehmen ihren Genossen Alain wieder mal in Schutz. Regierungsfunk eben.

Wie man sich täuschen kann. Vom nächsten Tag an legten sie bei Radio und Fernsehen, genannt SRF, wie die nichtstaatliche Feuerwehr los. «Tagesschau» und «Echo der Zeit» setzten diverse Schwerpunktbeiträge zu den «Corona-Leaks», wie sie es nannten. Auch der «Club» schwenkte kurzfristig auf eine Diskussion zum Berset-Thema um. Dann, mit spezieller Signalwirkung nach aussen, fasste auch die «Arena» unter dem Titel «Bundesrat in der Bredouille» nach. «10 vor 10» und «Samstagsrundschau» flankierten das Paket.

Natürlich gibt es einen Grund für diesen überraschend kritischen Journalismus. Der Grund ist Wiedergutmachung.

Bevor wir das ausführen, heben wir aber kurz unser *Käppi* und sagen: Kollegen und Kolleginnen von Schweizer Radio und Fernsehen, was ihr zur Berset-Affäre geboten habt, das war überzeugend. Da habt ihr euch einiges an Goodwill erworben.

Zuvor war die Beziehung zwischen SRF und Bundesrat Alain Berset eine Geschichte der Innigkeit. Berset wurde am Bildschirm mit einem Personenkult hofiert, wie es ihn im hiesigen

Journalismus zuvor nicht gegeben hatte: Berset im Morgeninterview, Berset im Abendstudio, Berset in der Alterssiedlung, Berset als Hobby-musiker. «Der richtige Mann zur richtigen Zeit am richtigen Ort», trompetete SRF. 35 Mal in zwei Jahren machte auch die «Arena» die Corona-Lage zum regierungsnahen Thema.

«10 vor 10», der Gipfel der Zuckerbäckerei, liess während des Shutdowns gar einen Techno-Song komponieren, unterlegt mit Bersets weltschem Timbre. Refrain: «Bleibn Sie zu Ause.»

Selbst der Blick war nach Bersets Schlamassel auf einmal so unabhängig wie Wilhelm Tell.

Als nun Berset taumelte, nutzte man bei der SRG die Gelegenheit. Mit Verspätung, aber immerhin, kehrte man zu mehr Distanz zur Politik zurück.

Im Zeitungsgewerbe nutzte man die Gunst der Stunde gleichermassen. Die *Tages-Anzeiger*-Zeitungsgruppe etwa publizierte eine Art Manifest, in dem man die enorme Autonomie des eigenen Hauses herausstrich. «Unabhängige Medien sind für die Demokratie zentral», tönte es. Und man habe keinen «privilegierten Informationskanal zu Bersets Departement». Titel des Manifests: «Was uns vom *Blick* unterscheidet».

Vom *Blick* unterschied den *Tages-Anzeiger* in den letzten drei Jahren allerdings wenig. Beide Blätter, wie die SRG, lagen in aller Regel auf strammem Regierungskurs. Immer wieder kam aus der *Tages-Anzeiger*-Redaktion gar die Aufforderung an den Bundesrat, noch mehr

Härte und Freiheitsentzug zu verordnen. Immer wieder auch wurden dem *Tages-Anzeiger* Informationen aus der Regierung zugespielt, die man dankbar druckte.

Selbst der *Blick* war nach Bersets Schlamassel auf einmal so unabhängig wie Wilhelm Tell. «Niemand beeinflusst *Blick!*» prangte als gewaltige Schlagzeile auf der Titelseite. In diesem heroischen Ton ging es weiter. Der *Blick* betreibt «unabhängige Recherchen», er akzeptiert «keinerlei Weisungen» und überhaupt: «*Blick* war nicht regierungstreu.»

Das war natürlich blanker Unsinn. Ringiers CEO Marc Walder hatte den *Blick* während Corona dutzendfach mit Indiskretionen aus dem Berset-Departement versorgt, die das Blatt oft kritiklos publizierte. Die Informationen hatte Walder von Alain Bersets Kommunikationschef Peter Lauener, der sicherlich nicht ohne Absprache mit seinem Bundesrat agierte.

Wenn wir schon ein Ranking der Unabhängigkeit erstellen, dann steht ein anderer Verlag an der Spitze. Die Blätter von CH Media wie die *Aargauer Zeitung* und die *Luzerner Zeitung* waren schon während der Pandemie deutlich regierungskritischer als die drei anderen grossen Schweizer Medienunternehmen SRG, Tamedia und Ringier. Die *Schweiz am Wochenende*, ebenfalls aus dem Hause CH Media, machte dann auch Bersets Leak-Affäre publik.

Ein Gutes hat ja diese Berset-Geschichte: Auf einmal sind alle Schweizer Journalisten absolut und total unabhängig. Leichtgläubig, wie wir sind, nehmen wir ihnen das natürlich hundertprozentig ab.

Verbrannte Geschichte

Der Tessiner Severino Marcionelli gehörte zu den Gründervätern des modernen Peru. Letzte Woche ging sein Vermächtnis in Flammen auf.

Alex Baur



Stich ins Herz: Plaza San Martín, 19. Januar.

Es war ein Stich ins Herz der Nation. Millionen von Peruanern verfolgten am 19. Januar am TV live, wie die Casona Marcionelli an der Plaza San Martín in Lima bis auf die Grundmauern niederbrannte. Seit Jahren wird das heruntergekommene historische Zentrum von Lima mit grossem Aufwand und viel Liebe restauriert. Die Plaza San Martín, das Zentrum des Zentrums, einem der Helden des Unabhängigkeitskrieges gewidmet, war der Ausgangspunkt des historischen Wiederaufbaus. Innerhalb weniger Stunden lag der neoklassizistische Palast in Schutt und Asche.

Mit dem Gebäude ging auch ein Stück Schweizer Geschichte in Flammen auf. Severino Marcionelli, der die Casona vor hundert Jahren erbauen liess, wurde 1870 in Bironico am Monte Ceneri geboren. Im Alter von fünfzehn Jahren wanderte Marcionelli nach Peru aus, wo er bei seinem Onkel Giuseppe Scer-

pellera vorübergehend eine Bleibe fand. Die Schweizer Gemeinde in Lima bestand damals vor allem aus Tessinern: Handwerker, Anwälte, Hoteliers, Farmer, Ingenieure, Kaufleute. Die meisten von ihnen waren nach dem Aus-

Neben Marcionelli spielte eine Reihe Schweizer eine führende Rolle beim Aufbau des modernen Peru.

bruch des Sezessionskrieges (1861–1865), der die USA für Auswanderer unattraktiv machte, nach Südamerika ausgewichen.

Schulen, Kirchen, Spitäler gebaut

Marcionelli hielt es nicht lange aus in Lima. Er suchte und fand sein Glück in den Zink-, Silber- und Kupferminen des zentralen Hochlandes, wo er das Handwerk von der Pike auf lernte. 1890 verfeinerte Marcionelli seine Kenntnisse über den Bergbau bei der Sprengung des auf

4782 Metern über Meer gelegenen Eisenbahntunnels La Galera beim Ticlio-Pass. Der Tessiner wurde schnell heimisch in den unwirtlichen Höhenlagen. In der Nähe des Ticlio gründete er 1891 im Alter von 21 Jahren die Mine Morococha und später die Mine Chicla. Zumal der Staat in jener Gegend kaum existierte, baute der Schweizer ganze Dörfer mit Schulen, Kirchen und Spitälern für seine Arbeiter. Und nebenbei brachte er auch noch die ersten Schweizer Milchkühe ins peruanische Hochland.

Die Eröffnung des Panamakanals (1914) verkürzte die Fahrt zu den Häfen im nördlichen Atlantik um mehrere tausend Kilometer. In den 1920er Jahren erlebte Peru einen Boom, der auch Severino Marcionelli zu einem reichen und einflussreichen Mann machte. Doch der Tessiner, der zwei seiner drei Kinder in jungem Alter verlor, blieb nicht auf seinem Reichtum sitzen. Mit grosszügigen Spenden unterstützte er unter anderem den Bau des ersten Kinderspitals in Lima sowie des Armen-

spitals Arzobispo Loayza. Er baute das legendäre «Gran Hotel Bolívar» an der Plaza San Martín und eben die Casona Marcionelli, wo bis zum Zweiten Weltkrieg das Schweizer Konsulat beheimatet war.

Neben Severino Marcionelli spielten im letzten Jahrhundert eine Reihe von Schweizer Unternehmern und Ingenieuren eine führende Rolle beim Aufbau des modernen Peru. Zu den bekanntesten Figuren gehört der Bündner Paul «Pablo» Bonner (1889–1972). Auf dem Weg nach Indochina war Bonner 1925 zufällig in Lima gestrandet. Er blieb und baute ein Dutzend Wasserkraftwerke, welche Peru bis heute mit sauberem Strom und die trockene Pazifikküste mit Wasser versorgen.

Opfer des «Leuchtenden Pfads»

Nach dem Zweiten Weltkrieg erlebte Peru eine weitere Wachstumswelle. Es war die Zeit der grossen Alphabetisierung, aber auch des Kalten Krieges und der sozialen Unrast, die von den Sowjets und China systematisch angeheizt wurde. 1968 putschte sich eine sozialistische Militärjunta unter General Velasco Alvarado an die Macht und verstaatlichte von der Energieversorgung über den Bergbau bis zum Agrarsektor praktisch die ganze Wirtschaft. Es war das Ende der Schweizer Erfolgsgeschichte in Peru. Ihr Unternehmer- und Pioniergeist war nicht mehr gefragt.

Mit den Verstaatlichungen wollten die Militärs der kommunistischen Gefahr zuvorkommen, doch sie erreichten das Gegenteil. Der Terror der Guerillas Leuchtender Pfad und Movimiento Revolucionario Túpac Amaru (MRTA, 1980–1992) forderte 70 000 Menschenleben. Nach zwei Jahrzehnten endete das sozialistische Experiment mit Hyperinflation und Staatsbankrott. Eher der Not denn der Tugend gehorchend, setzte der gewählte Präsident Alberto Fujimori mit Hilfe der Armee 1993 eine wirtschaftsliberale Verfassungsrevision durch, die vom Volk mit 52,3 Prozent Zustimmung angenommen wurde. Die Reform bescherte dem gebeutelten Land drei Jahrzehnte wirtschaftliche Stabilität, ein anhaltendes Wachstum und eine dramatische Reduktion der Armutquote von 55 auf unter 20 Prozent der Bevölkerung.

Aushungern der Städte

Die marxistischen Guerillas des Kalten Krieges verschwanden nach 1992 schnell von der Bildfläche. Doch ihre Milizen lebten weiter, als Beschützer der Kokain-, Raubbau- und Schmuggel-Mafias, welche im schwer zugänglichen und dünnbesiedelten Amazonasbecken wie auch in abgelegenen Gegenden der Hochanden Milliardenbeträge erwirtschaften. Mit der Neuaufgabe des Kalten Krieges und der sozialistischen Renaissance in ganz Südamerika melden sich die überwunden geglaubten marxistischen Dinosaurier nun auch in Peru wieder zurück.

Das sind die verborgenen, straff organisierten Kräfte, die Peru seit Anfang Dezember mit Blockaden, Saubannerzügen und Plünderungen ins Chaos zu stürzen versuchen. Man erkennt die Mafias an ihren Statussymbolen: fabrikneue Allrad-Pick-ups, vornehmlich der Marke Toyota Hilux, die vollbeladen mit Aktivisten in langen Karawanen durchs Land ziehen. Vor allem im Süden gingen Polizeireviere und mehr als ein Dutzend Staatsanwaltschaften (samt Archiven) in Flammen auf, Flughäfen und Fabriken wurden verwüstet. Das erklärte Ziel des Strassenterrors ist der Sturz der vom Volk gewählten Regierung und des Parlaments sowie die Vernichtung der liberalen Verfassung. Ihre Strategie ist jene des «Leuchtenden Pfades»: Aushungern der Städte durch Blockaden und Zerstörung der Infrastruktur.

Letzte Woche erreichte der organisierte Strassenterror die Elf-Millionen-Metropole Lima. Gemäss Polizeiangaben zogen 3500 Demonstranten durch die Strassen, gemäss den Organisatoren waren es doppelt so

Das sind die verborgenen, straff organisierten Kräfte, die Peru ins Chaos zu stürzen versuchen.

viele. Welche Zahl auch immer näher bei der Realität liegen mag: Nicht einmal ein Promille der Bevölkerung von Lima nahm an den vermeintlichen Volksprotesten teil. Der harte Kern dürfte sich auf einige wenige hundert Aktivisten beschränken. Zumindest in der Hauptstadt und insbesondere auch in den Armenvierteln sind die Revoluzzer eine kleine, aber extrem gewalttätige und militärisch organisierte Minderheit.

Feuerwehr massiv behindert

Die Plaza San Martín war der Ausgangspunkt der Proteste in Lima. Ob das Feuer in der Casona Marcionelli vorsätzlich gelegt wurde, wird wohl nie sauber geklärt werden. Die Demonstranten behaupten, eine Tränengaspetarde der Polizei habe den Brand ausgelöst. Filmaufnahmen legen nahe, dass der fatale Funke von brennenden Barrikaden oder von Feuerwerkskörpern der Demonstranten auf das historische Gebäude übersprang. Tatsache ist, dass die Demonstranten die Feuerwehr bei ihrem Einsatz massiv behinderten. Ihre Zerstörungswut richtet sich nicht nur gegen die Institutionen, sondern auch gegen das verhasste kapitalistische Erbe der Nation.

Die von Severino Marcionelli mitgegründeten Spitäler waren von den Verwüstungen nicht betroffen. Doch kaum einer erinnert sich daran, dass diese heute vom Staat kontrollierten sozialen Institutionen ursprünglich von patriotischen Unternehmern errichtet und finanziert wurden.

Die Fasnacht ist gerettet

Geht es nach der Fraktion der Dauerempörten, dürften an der Fasnacht keine Kinder als Indianer verkleidet unterwegs sein. Wobei ja auch das Wort an sich bereits verpönt ist.

Auch die Darstellung anderer Minderheiten wird nicht gern gesehen. Ganz zu schweigen davon, dass man sich das Gesicht schwarz anmalt. Wer es dennoch tut, kommt in den Medien und auf Twitter unter die Räder.

Juristisch ist man damit aber weiterhin auf der sicheren Seite. Das ist zumindest die Einschätzung der Staatsanwaltschaft von Appenzell Ausserrrhoden.

Diese hat laut der *Sonntagszeitung* das Strafverfahren gegen einen Jodler aus Walzenhausen eingestellt. Der stand mit schwarzgeschminktem Gesicht und einer Kraushaarperücke auf einer Bühne. Dazu trug er einen Bastrock.

Das seien zwar «typische Elemente des Blackfacing», heisst es in der Begründung. Aber es gebe keine Belege für rassistische Bemerkungen oder andere Elemente der Vorführung, in der gegen die Menschenwürde einer Rasse oder einer Ethnie verstossen worden sei.



Ungeschriebenes Gesetz.

Dann wird die Staatsanwaltschaft grundsätzlich: «Blackfacing» erfülle «nicht per se den Tatbestand der Rassen-diskriminierung». Man müsse die Darstellung «im entsprechenden Kontext» betrachten. Die Fasnacht ist ohne Zweifel ein «entsprechender Kontext». Denn sie lebt davon, dass man sich als etwas verkleidet, was man im Alltag nicht ist.

Allerdings werden weiterhin viele Schulen und Fasnachtsvereine dafür sorgen, dass kein Kind das ungeschriebene Gesetz bricht. *Stefan Millius*

Palästinenser sind die wahren Reichsbürger

Sie betreiben Geschichtsrevisionismus und lehnen die gültige Rechtsordnung ab. Die EU unterstützt das illegale Treiben, wie Geheimdokumente belegen.

David Klein

Eilmeldung: ARD und SWR decken einen geheimen Plan der EU auf, den Reichsbürgern heimlich zu helfen, sich illegal deutsches Staatsgebiet anzueignen.

Sie glauben, Sie hätten sich verlesen? Stimmt, denn hier geht es nicht um die Handvoll sogenannter Reichsbürger, die einen Staatsstreich in Deutschland geplant haben sollen. Es handelt sich um Israel und die echten Reichsbürger: die Palästinenser.

Einmischung in die Zone C

Am 19. Dezember 2022 enthüllte der israelische TV-Sender Channel 13 ein neunseitiges Geheimdokument der EU. Dieses belegt, wie sich die EU widerrechtlich in die inneren Angelegenheiten eines souveränen Staats einmischt und mit der Palästinensischen Autonomiebehörde daran arbeitet, einen Palästinenserstaat innerhalb Israels zu errichten. Bei besagtem israelischem Staatsgebiet handelt es sich um die Zone C im sogenannten Westjordanland, die gemäss dem international anerkannten Oslo-Abkommen der alleinigen Verwaltung Israels untersteht.

Verfasst wurde der als «Confidential – not for circulation» gekennzeichnete mehrjährige Aktionsplan in der EU-Mission in Jerusalem, unter der Ägide des deutschen EU-Diplomaten Sven Kühn von Burgsdorff. Unter anderem will die EU mit Hilfe von als «zivilgesellschaftliche» Organisationen camouflierten anti-israelischen NGOs wie Kerem Navot oder Peace

Now die «Kartierung» von «Gebieten» vorantreiben, um den völkerrechtlich nicht legitimierte Anspruch der Palästinenser auf israelisches Staatsland zu «beweisen».

Die EU ruft ausserdem dazu auf, die «politische Instrumentalisierung von Archäologie» durch Israel zu «überwachen». Die EU will diese Ausgrabungen unterbinden, weil die Israelis mit ihren Funden kontinuierlich und unbestreitbar nachweisen können, dass die Juden die Ureinwohner des Landes sind.

Mit dieser Unterwanderung israelischer Innenpolitik verstösst die EU nicht nur gegen israelische Raumplanungsgesetze, sondern verletzt mit der Missachtung der Osloer Verträge zudem anerkanntes Völkerrecht.

Und was haben die Reichsbürger damit zu tun? Die Gemeinsamkeiten mit vielen Palästinensern sind eklatant: Die Reichsbürger sehen Deutschland als besetzt an und bestreiten die Existenz der Bundesrepublik als legitimer und

Mit der Missachtung der Osloer Verträge verletzt die EU anerkanntes Völkerrecht.

souveräner Staat. Deutschlands Rechtsordnung und deren Repräsentanten lehnen sie ab. Sie betreiben Geschichtsrevisionismus und frönen teilweise offenem Antisemitismus. Das alles gilt auch für viele Palästinenser in Bezug auf Israel.

Einen Unterschied gibt es allerdings. Während der «bewaffnete Arm» der Reichsbürger von der «Tagesschau» mit gewohntem Alarmismus als «brandgefährlich» aufgebauscht wurde, obwohl die Staatsmacht alle Mühe hatte, dem renitenten Querulanten-Trüppchen einen «gewaltsamen Umsturz» anzudichten, ermorden die palästinensischen Reichsbürger seit über siebzig Jahren israelische Zivilisten. Allein 2022 wurden 31 Israelis von Palästinensern umgebracht. Sie starben bei Bombenattentaten, wurden erstochen, erschossen und totgefahren. Nur vier davon waren Militärs.

Die Reaktionen der Medien und Politiker könnten unterschiedlicher nicht sein. Während die Reichsbürger-Razzia, mit der die Bundesregierung eine mutmassliche «Machtübernahme» verhindert haben will, medial bejubelt wurde, werden die Morde der palästinensischen Reichsbürger verharmlost, und Israel wird für seine Massnahmen zum Schutz seiner Zivilbevölkerung verurteilt. Kafkaesk: Die weitgehend harmlosen deutschen Reichsbürger werden von der Bundesregierung mit 3000 Beamten aus Bund und Ländern gejagt, der mörderische Terror gegen Juden der palästinensischen Reichsbürger wird von derselben Bundesregierung jährlich mit rund 340 Millionen Steuergeldern alimentiert.

Zurückhaltung beim EDA

Und wie sieht die Schweiz das Ganze? Die Frage nach den Parallelen zwischen Reichsbürgern und Palästinensern mag das Schweizer Aussendepartement (EDA), das den Palästinensern bis dato mit 600 Millionen Steuerfranken unter die Arme gegriffen hat, nicht beantworten: «Das EDA gibt dazu keinen Kommentar ab», schreibt Pressesprecher Andreas Heller. Auch die Frage, wie das EDA die rechtswidrige Praxis der EU beurteilt, wird nicht beantwortet: «Das EDA kommentiert keine EU-Projekte im besetzten palästinensischen Gebiet», teilt Heller mit.

Die vornehme Zurückhaltung des EDA kommt nicht von ungefähr. Die Schweiz finanziert nämlich selbst illegale Bautätigkeiten in der Zone C. Ein «Infrastrukturprojekt» ohne israelische Baugenehmigung wurde seit 2016 mit mehr als zwei Millionen Franken unterstützt: «Das Projekt erfüllt die strengen Anforderungen der internationalen Umweltstandards», teilt das EDA in einer Stellungnahme mit.

Offensichtlich tobt auch beim EDA der öko-woke Zeitgeist durch die unheiligen Hallen. Dass die Bauten illegal sind, kümmert das EDA nicht. Hauptsache, die Schweiz erfüllt bei ihrem Rechtsbruch die «strengen Anforderungen der internationalen Umweltstandards».



«Ernt hatte ich mich gefreut, als der nachtaktive Gecko in die Nachbarschaft gezogen ist...»

Sex wie ein Regenwurm

Ein mit Steuergeldern finanziertes Stück bringt die Trans- und Gender-Ideologie in die Schule, für Kinder ab fünf Jahren. Theaterbesuch unter ahnungslosen Knirpsen.

Philipp Gut

Zollikon

Der Name ist Programm. «Ich heisse Name» heisst das Theaterstück, das derzeit durch die Schweiz tourt. Es handelt von einem Kind, das nicht Mädchen und nicht Junge sein und deshalb auch keinen männlichen oder weiblichen Vornamen tragen will. «Ich heisse Name», sagt das Kleine. Darauf der Vater (oder das Elternteil oder was auch immer, das wird nicht klar): «Find' ich prima. Hat Name selbst entschieden.» Damit ist der Ton gesetzt. «Ich heisse Name» dreht sich mal mehr, mal weniger penetrant um die Geschlechterfrage – mit der mehr als klaren Botschaft, dass das Geschlecht keine Rolle spiele. Falls es denn überhaupt existiert.

Letzte Woche gastierte das Stück im Kinderkulturprogramm des Kulturkreises Zollikon, aufgeführt in der Aula des Schulhauses Buechholz. Empfohlen ist der Besuch der Aufführung für Kinder ab fünf Jahren. Die meisten Zuschauerinnen und Zuschauer – oder darf man das jetzt nicht mehr so sagen? – waren sehr jung. Manche wechselten während der Vorstellung den Platz oder krochen der Betreuerin (oder war es ein Betreuer?) auf den Schoss. Ein Kind hatte sogar einen Nuggi im Mund.

Wappentier dieses Thesentheaters

Die Eltern oder auch nicht (sie werden nicht «Vater» oder «Mutter» genannt, sondern Julius und Brigitta, wie die Schauspieler Julius Griesenberg und Brigitta Weber) sind ganz in Weiss gekleidet. Das Kind Name tritt nicht lebhaftig in Erscheinung, sondern wird als Strichfigur in einem Schattenspiel dargestellt. Das ist manchmal poetisch und fast immer ideologisch.

«Wenn ich gross bin, werde ich dann eine Frau oder ein Mann?», fragt Name. Einem *Gspänli*, dessen Eltern (oder Erziehungsberechtigte) ihm nicht erlauben, einen rosafarbenen Armreif zu tragen, gibt Name den Ratschlag: «Na, dann sag doch, dass du ein Regenwurm bist.» Ein Regenwurm? Ja, das ist sozusagen das Wappentier dieses Thesentheaters. Die Regenwürmer seien «Frau und

Mann auf einmal», werden die Kinder im Saal belehrt. Ob das gehe? «Klar, warum sollte das nicht gehen?» Aha. Staunen.

Das Stück propagiert einen munteren Geschlechtswechsel, wie man das Hemd wechselt – bis zur totalen Indifferenz und Beliebigkeit. Keine Szene macht das deutlicher als die folgende. Auf die Frage, wieso man überhaupt zwischen Jungen und Mädchen unterscheide, bekommen die Jungen und Mädchen im Publikum zur Antwort, man könne sie stattdessen genauso gut nach dem Kriterium unterscheiden, ob sie im Sommer oder im Winter geboren wurden, ob sie an einer geraden oder ungeraden Hausnummer wohnen, ob sie blaue oder rote Socken tragen oder lieber Kaffee oder Tee trinken. *Anything goes*. Das biologische Geschlecht – ein blosses Konstrukt.

Dabei scheuen sich die Theatermacher nicht, einen Blick in die Unterhose zu werfen. So



Manchmal poetisch, fast immer ideologisch: Gender-Theater für Kinder in Zollikon.

fällt der Satz: «Ich will auch, dass man meine Unterhose sieht.» Darauf skandieren die erwachsenen Schauspieler vor den anwesenden Kindern: «Unterho, Unterse, Unterhose!» Ob das nur geschmacklos ist oder schon mehr –

Das Stück propagiert einen munteren Geschlechtswechsel, wie man das Hemd wechselt.

das müssen wohl die Eltern der Kinder entscheiden. Denn in der realen Welt gibt es noch Eltern, nicht bloss Regenwürmer.

«Unterstellungen und Behauptungen»

Auf Anfrage der *Weltwoche* weisen Daniel Wyss, Präsident der Kulturkommission Zollikon, und Judith Ehinger vom Kinderkulturprogramm jede Kritik zurück. Das Theaterstück stehe weder im Dienst der Gender- und Trans-Ideologie, noch würden Kinder mit Nuggi mit der Problematik von Trans- und nonbinärer Sexualität konfrontiert. Die Sexualisierung des Begriffs «Unterhose» verrate «doch eher eine überraschende und wohl auch Erwachsenen-Sichtweise», abgesehen davon, dass der zitierte Satz «natürlich im Kontext des Stückes zu beurteilen wäre». Alles andere seien «unrichtige Annahmen, Unterstellungen und Behauptungen», die nicht «sinnbringend» beantwortet werden könnten.

Nicht abstreiten wollen die Verantwortlichen, dass der Kulturkreis Zollikon pro Jahr 20 000 Franken an Steuergeldern von der Gemeinde bekommt. Ausserdem wird das Stück «Ich heisse Name» von Stadt und Kanton Zürich (je 10 000 Franken) sowie vom Kulturprozent der Genossenschaft Migros Zürich unterstützt («zur Höhe des Beitrags erteilen wir keine Auskünfte»). Aber mit der Trans- und Gender-Ideologie sowie mit Sexualität jenseits von Mann und Frau hat das Ganze natürlich nichts zu tun. Nur mit Regenwürmern. Nur mit Sommer oder Winter. Nur mit Tee oder Kaffee.

Mein Name ist Hase.

«Die Frauen sind die Klugen»

Der St. Galler Soundtüftler René Tinner war mit Pepe Lienhard auf Tour, sass mit Velvet-Underground-Sänger Lou Reed im Studio und löste die Neue Deutsche Welle aus. Hier gibt er das erste Schweizer Interview seit fünfzig Jahren.

Benjamin Bögli

René Tinner empfängt die *Weltwoche* in der Nähe von Köln, wo er seit Jahrzehnten lebt. Als kaum Zwanzigjähriger folgte er Anfang der Siebziger dem Ruf der Krautrock-Band Can und kehrte nie mehr in die Schweiz zurück. Der Bäckerssohn arbeitete zuerst als Roadie, vertiefte sich dann immer mehr in die Technik der Musikproduktion. Bis 2003 leitete er knapp 25 Jahre lang das bekannte Can-Studio, das heute Teil des deutschen Rock-'n'-Pop-Museums ist. Er war als Sound-Engineer, Produzent und Aufnahmeleiter an über 200 Alben beteiligt – auch am Schweizer Welthit «The Captain of Her Heart» (1985) oder an Lou Reeds «The Bells» (1979). Tinner ist ein ruhiger, bescheidener Typ mit feinem Humor. Derzeit arbeitet er mit seinem guten Freund und Can-Gründer Irmin Schmidt am Projekt «Can live», an bisher unveröffentlichtem Material der Band. Der St. Galler wird dieses Jahr siebzig und sagt, er habe vor allem Glück gehabt. Mit dem Rheintaler CIA-Spion Urs Tinner hat er nichts zu tun.

Weltwoche: Herr Tinner, Sie sind 1953 geboren, waren Sie im Bann der 68er?

René Tinner: Das kann man so sagen. Ich bin in dieser Zeit sozialisiert worden, politisch aktiv war ich aber nicht, ich war einfach mittendrin. Jetzt bin ich ein Alt-Hippie, wenn Sie so wollen.

Weltwoche: Sie sind in St. Gallen aufgewachsen. Wie genau hat Sie diese Zeit geprägt?

Tinner: Es gingen neue Welten auf: Indien, Musik, Kultur, und ich habe mich dafür interessiert. Heute ist es eher umgekehrt: Man interessiert sich bloss für die eigenen vier Wände. Ich hatte das Glück, dass es in St. Gallen einen Musikklub gab, das «Africana», da habe ich so viel gesehen und gehört – Blues von Champion Jack Dupree, Rock von Black Sabbath, Jeff Beck und wie sie alle heissen ...

Weltwoche: Sie haben Black Sabbath live in St. Gallen gesehen?

Tinner: Ja, ich war damals in der Lehre, und man merkte schon, dass diese Jungs ein bisschen mehr draufhatten als die Musiker aus der Region.

Weltwoche: Wer war für Sie sonst noch wichtig?

Tinner: Natürlich die Beatles und die Stones, aber auch britische Blueser wie John Mayall, dann Eric Clapton oder aus den USA natürlich Jimi Hendrix.

Weltwoche: Was haben Sie für eine Ausbildung gemacht?

Tinner: Ich machte eine vierjährige Schriftsetzerlehre bei der Druckerei Rüdigers Erben. Ich habe das mehr für meine Eltern getan, dachten sie jedenfalls. Denn ich kannte einen Musiker, er hiess Jelly Pastorini, der sagte: «Wenn du etwas machen willst, dann Schriftsetzer. Das ist cool und ist gut bezahlt.» Das habe ich dann befolgt.

Weltwoche: Spielten Sie ein Instrument?

Tinner: Nie, das interessierte mich nicht. Aber beim Musikhören ging ich völlig auf.

Weltwoche: Und wie kamen Sie professionell mit Musik in Berührung?

Tinner: Ich hatte einen Nachbarn, der hiess Daniel Rühle, vielleicht gibt's den noch. Er hatte mit seiner Band bei einem Pop-Rock-Wettbewerb einen Auftritt im Zürcher «Hazyland» gewonnen. Da ging ich mit. Als Gastband traten übrigens Pink Floyd auf. Das war etwas völlig anderes als das, was ich bisher gehört hatte. Jedenfalls kam ich bei dieser Gelegenheit in Kontakt mit der Zürcher Musikszene. Meine Bezugsperson, mein Mentor, wenn man so will, war Hardy Hepp. Er wohnte zusammen mit anderen Musikern und Künstlern am Limmatquai. Düde Dürst, Toni Vescoli, und wie die alle heissen, verkehrten da. Ich war hin und weg und wollte einfach dabei sein. Wenn die zum Beispiel einen Busfahrer suchten oder jemanden, der den *Grümpel* aufstellen sollte, war ich zur Stelle. Das war mein Einstieg.

Weltwoche: Sie begannen als Roadie?

Tinner: Genau. Zur selben Zeit ging ich mit Pepe Lienhard auf Deutschlandtour als Fahrer. Das Pepe Lienhard Sextett war die *Backing*-Band von Dunja Rajter. Wir reisten von einem Kurort zum nächsten. Ich brachte auch deren *Lümpe* in die Reinigung – die zogen sich pro Abend manchmal fünf- bis sechsmal um! Unvergesslich! Nach dieser Tournee und nachdem sie vierzehn Tage lang in Gstaad bei den *Gstopften* gespielt hatten, verlor ich dann das Interesse.

Weltwoche: Da waren Sie zu fest 68er?

Tinner: Ja, aber irgendwie war es mit Lienhard

trotzdem lustig, weil die Musik alle verband. Ich mit meinen langen Haaren und dem Bart passte einfach überhaupt nicht in die Pepe-Lienhard-Welt. In dieser Zeit kam ich auch mit anderen Leuten in Kontakt, die mit Musik zu tun hatten. Eine entscheidende Person war ein HTL-Ingenieur: Hermi Hogg. Der hatte eine Firma namens Alpha 77. Für ihn lötete ich Platinen, weil er Megafone produzierte. Seine Bedingung war: «Die müssen lauter sein als jene der Polizei.» Das war nach den 68er-Unruhen in Zürich. Was auch noch wichtig war: Bei ihm durfte man kiffen in der Werkstatt. Er selber kiffte nicht. Er war Maoist und Elektroingenieur. Ihm erzählte ich, dass ich keinen Bock mehr hatte auf die lokalen Bands und Pepe Lienhard. Er sagte: «Ich habe eine Idee: Ich stelle Elektronik her für eine Band aus Köln, Can.» Hogg stellte dann den Kontakt her. Ich schrieb Can einen Bewerbungsbrief – daneben auch anderen Bands wie den Scorpions – als Road-Manager. Can waren die Einzigen, die sich meldeten, und ich ging hin.

Weltwoche: Und Sie kehrten niemals mehr richtig in die Schweiz zurück?

Tinner: Nein, ich lernte die Can-Leute kennen. Was mich damals, das war 1973 und ich zwanzig, veranlasst hatte, zu bleiben, war ihr Studio. Dieses war in einem ehemaligen Kino untergebracht, und sie machten alles selber. Vom ersten Ton bis zur Vermarktung.

Weltwoche: Sie waren aber als Road-Manager engagiert; wie wurden Sie Toningenieur und Musikproduzent?

Tinner: Ja, ich arbeitete als Road-Manager, begann aber immer mehr, Konzerte abzumischen. Und ich habe im Studio alles von der Pike auf gelernt, wie eine Platte oder ein Song entsteht. Ich hatte vorher keine Ahnung davon. Der wichtigste Teil war: Ich dachte, ich kenne mich mit Musik aus, dann traf ich auf Can, und ich wusste überhaupt nichts mehr. Das war das Faszinierende, da hat es mir den Ärmel reingezogen. Ich begann bei null. Es war kein Blues, kein Rock, kein Jazz, alles völlig anders. Auch menschlich, sozial. Es war genial. Seit fünfzig Jahren bin ich nun mit Can verbunden. Es lebt ja nur noch Irmin Schmidt.

Weltwoche: Welches war die erste Platte, an der Sie mitgewirkt haben?



«Shit, das war George Harrison!» Produzent Tinner im Railroad-Tracks-Studio bei Köln.

Tinner: Das war «Landed» von Can. Ich übernahm dann immer mehr den Job des bisherigen Tontechnikers der Band, Holger, der auch Bassist war.

Weltwoche: Und dann merkten Sie, dass dort Ihr Talent lag?

Tinner: Talent hin oder her, es hat mich einfach interessiert. Mit Can ging das bis 1978, das waren ihre letzten Konzerte, das war in Portugal. Dann hörte Can als Liveband auf. Das Studio, das sie gehabt haben, blieb ab dann unbenutzt.

Weltwoche: Sie übernahmen es dann aber und führten es bis 2003 ...

Tinner: ... ja, das heisst, ich ging zuerst noch zwei Jahre nach Norddeutschland. Mich zog es dorthin, weil da viel mit Kunstkopf-Stereophonie experimentiert wurde. Das wollte ich lernen. Kunstkopf bedeutet: Man hat ein räumliches Hören, aber nur mit Kopfhörer. Der Klang ist vielleicht mit dem heutigen Dolby Atmos vergleichbar: einem Raum, der nur mit Lautsprechern gefüllt ist. Das hat mich sehr interessiert – und eines Tages stand plötzlich Lou Reed bei uns im Studio. Er war sehr an dieser Kunstkopf-Technik interessiert.

Weltwoche: Was war Lou Reed für ein Typ?

Tinner: Er war schon eine faszinierende Person, zwar voll auf Methadon, aber ich habe sehr gerne mit ihm zusammengearbeitet. Er sagte mir dann, dass er mit seiner Band nach Hamburg kommen werde, und wir machten ein ganzes Album zusammen. Er war damals so gut aufgestellt, dass er sagte: «Was verdienst du hier normalerweise?» Ich nannte den Betrag, ich weiss auch nicht mehr, wie viel, und er sagte: «Ab jetzt hast du das Doppelte.» Ich musste aber auch doppelt so viel arbeiten, was ich natürlich sehr gerne machte. »»

Weltwoche: Wer neben Reed waren sonst noch wichtige Begegnungen in Ihrer Karriere?

Tinner: Die grossen Einflüsse kamen von Can, keine Frage. Dann gab es hier in der Nähe einen befreundeten Produzenten und Studiobetreiber, Conny Plank. Er war ein Genie und hatte das erste Kraftwerk-Album produziert. Er sagte, nachdem ich aus Hamburg zurückgekehrt war: «Du bleibst jetzt hier, und du übernimmst das Studio von Can.» Die erste Produktion, die ich im Studio gemacht habe, war mit Joachim Witt. Zusammen mit Jaki Liebezeit machten wir Anfang der achtziger Jahre eine Platte ...

Weltwoche: ... das Album «Silberblick» wurde sehr erfolgreich, die Single «Goldener Reiter» ein Hit ...

Tinner: Genau, ich nahm das Album auf, mischte es und war Mitproduzent. In den Medien nannte man das dann «Neue Deutsche Welle». Zum ersten Mal verdienten wir wirklich Geld. Ich erinnere mich: Nach dem «Goldenen Reiter» rief mich Witt an und sagte: «Ich komme vorbei, wir müssen reden.» Dann trafen wir uns – Jaki, Witt und ich –, und er verteilte Checks.

*«Und plötzlich hatte ich
100 000 D-Mark auf der Bank,
ich war reich.»*

Wie im Film. Jaki sagte: «Ich kann das nicht annehmen.» Witt sagte: «Ist da was nicht in Ordnung?» Jaki sagte: «Ne, das ist alles viel zu viel!»

Weltwoche: Waren Sie alle so bescheiden?

Tinner: Wir konnten uns solche Zahlen gar nicht vorstellen. Es ging auch bei Can nie um Geld. Und plötzlich hatte ich 100 000 D-Mark auf der Bank, ich war reich.

Weltwoche: Wie waren die Geschäftsbedingungen?

Tinner: Wir teilten alles untereinander auf. Joachim ein Drittel, Jaki als Musiker ein Drittel und ich mit dem Studio ein Drittel. Das war eine gute Sache. Niemand sonst glaubte an diese Art von Musik: Joachim, Jaki und ich sagten: «Okay, wir machen das jetzt. Wir wollen nichts Amerikanisches, keinen Blues et cetera, und deutsche Texte.»

Weltwoche: Und so entstand, wie Sie sagen, die berühmte Neue Deutsche Welle?

Tinner: Nicht nur, wir waren bei den Ersten. Aus den beschränkten technischen Möglichkeiten entstand dieser Sound. Als wir das Album bei der Plattenfirma ablieferten, sagte deren Chef Sigggi Loch: «Na ja ... aber ich hätte eine Idee», ein Freund sei gerade aus Amerika zurückgekehrt, «der könnte das mit euch zusammen nochmals mischen.» Und dieser Mann war Klaus Voormann [der legendäre «fünfte Beatle», die Red.]. Wir trafen uns mit Klaus und doktorten ein bisschen herum, und er sagte: «Nein, das muss so sein, nicht so, wie der Plattenboss sagt», und er spielte uns daraufhin andere Musik vor: «Da Da Da» von Trio. Wir sagten: «Das ist grossartig.»



«Du bleibst jetzt hier»: Krautrockband Can mit Liebezeit, Czukay, Schmidt, Karoli (v.l.).

Weltwoche: Wie definieren Sie «Neue Deutsche Welle» ganz genau?

Tinner: Minimalismus, deutsche Texte, keine Amerikanismen und vor allem keine sogenannten Sound-Wände ...

Weltwoche: ... Phil Sectors berühmte «Wall of Sound», die in den Sechzigern aufkam. Sie wirkten dann am zweiten Trio-Album mit, als die Neue Deutsche Welle voll einschlug. Was war das für eine Zeit, merkten Sie, dass da was Grösseres im Tun war?

Tinner: Die Medien haben die Neue Deutsche Welle erfunden. Ich spürte es eigentlich nur auf meinem Bankkonto, mein Job veränderte sich dadurch nicht. Aber klar, die Arbeit mit Klaus und Stephan Remmler vertiefte sich. Dank Trio taten sich für mich andere Welten auf. Ich ging mit ihnen zum Beispiel als Live-Sound-Mischer auf Tour in Amerika. Es bleibt für mich unvergessen. Bei einem Konzert in Hollywood waren die ganzen Freunde von Klaus Voormann dabei, unter anderem Ringo Starr. Sie waren von Trio begeistert. Eine amüsante Geschichte gab es auch noch mit Yoko Ono. Sie wollte ein Album mit ihren Songs, von anderen interpretiert, herausbringen. Durch die Verbindung mit Voormann produzierten wir auch ein Stück bei uns in Deutschland. Vor dem Studio gab es eine Beiz, in der der Männergesangverein übte, besoffen sangen die manchmal auch Nazi-Lieder. Klaus dachte, es wäre eine gute Idee, mit denen für Yoko Ono ein Lied aufzunehmen. Der Chor sagte zu, die Männer konnten aber kein Englisch. Der Text lautete «Wake up, the bird is up». Sie sangen «Wake up, the Bart is ab». Voormann und Remmler spielten es Yoko Ono später im Dakota-Haus in New York vor. Sie brach in Tränen aus. Der Männerchor berührte sie so sehr, sie kannte das nicht, das war eine ganz andere Welt. Es waren all diese Leute wie Voormann, die ich treffen durfte, die ich gewissermassen auch verehere, weil sie mit positivem Geist neue Welten erforschen.

Weltwoche: Bei Ihnen gingen Marius Müller-Westernhagen, Hubert von Goisern, Element of Crime, Lou Reed, Stephan Remmler und noch ganz viele andere bekannte Namen ein und aus. Was zog diese Personen zu Ihnen, was war denn Ihr Erfolgsgeheimnis?

Tinner: Nun, bei uns im Studio war es einfach anders: Es hat anders ausgesehen, es hat anders gerochen. Ich erzähle Ihnen eine kleine Story dazu: Der Schlagzeuger von Trio kam einmal für ein halbes Jahr ins Gefängnis, weil er wiederholt ohne Führerschein betrunken Auto fuhr. In dieser Zeit arbeitete der legendäre Trio-Gitarrist Kralle Krawinkel mit Marius Müller-Westernhagen zusammen. Marius produzierte immer in München bei der Schickeria. Kralle sagte, er finde das scheisse, und meinte, er kenne da jemanden, der habe ein Studio in Köln, das sei viel geiler. Und an irgendeinem Sonntag rief mich Kralle an und sagte, er würde Müller-Westernhagen gerne mal mein Studio zeigen. Und dann kamen die. Ich wusste zu meiner Schande gar nicht, wer Müller-Westernhagen war, obwohl er wenige Tage vorher bei «Rock am Ring» vor 100 000 Leuten spielte – und er war begeistert.

Weltwoche: Was war denn genau anders?

Tinner: Man muss sich das so vorstellen: Es war ein Kino, mit sieben Meter hohen Decken, 250 Quadratmetern Fläche, und das Studio war voll mit Matratzen zugenaagelt, Seegras-Matratzen. Und wir haben auch viel Gras geraucht. Es herrschte einfach eine ganz andere Atmosphäre. Viele andere Studios sahen aus wie Zahnarztpraxen. Bei uns war es nicht so clean. Und es spielte auch eine Rolle, dass man bei uns, wie gesagt, kiffen konnte, das hat viele angezogen.

Weltwoche: Hatte Ihr Studio auch musikalisch anderes zu bieten?

Tinner: Ja, es war immer alles in einem Raum, oft verzichteten wir auch auf Kopfhörer. Da war dann zum Beispiel auf dem Gitarren-Mikrofon ein bisschen Schlagzeug. So war das wie ein



«Grossartig»: Trio mit Krawinkel, Behrens, Remmler.



«Voll auf Methadon»: Weltstar Reed.

Livekonzert. Wir entgingen damit dieser sterilen Studiolandschaft. Das war der Can-Groove. Ich eignete mir über die Jahre das Know-how an, ohne Regie zu arbeiten. Das heisst, es war nicht wie in anderen Studios, bei denen der Produzent hinter einer Glaswand sitzt und rumhebelt. Vor allem auch junge Bands schätzten das sehr. Es hatte etwas Persönlicheres, nicht so Fabrikmässiges. Und der Sound wurde dadurch einfach weniger steril.

Weltwoche: Sie haben wenig Berührungsängste, machten auch Schlager- und Unterhaltungsmusik, zum Beispiel mit Mike Krüger. Wie kam das?

Tinner: Das waren reine Brotjobs, aber ich musste immer wieder feststellen, dass, wenn man mit diesen Leuten zusammenarbeitet, es eben schon coole Jungs sind, Mike Krüger war super! Conny Plank sagte immer: «Als Kutscher», er meinte Toningenieur, «kann man alles ertragen, als Reisender eher nicht.» Conny war immer auch ein Vorbild für mich, wie er die Dinge gesehen hat. Ich meine, bei dem sass U2 in der Küche. Ich habe gefragt: «Wie ist es denn gelaufen mit den Jungs aus Irland?» «Die Jungs sind alle prima, nicht aber der Sänger [Bono, die Redaktion], mit dem will ich nichts zu tun haben», und er hat die Zusammenarbeit abgelehnt. Hätte er angenommen, wäre er wirklich reich geworden. So eine Einstellung hatte auch ich immer: Wenn das Gefühl stimmt, arbeite ich mit allen zusammen, dann spielt es keine Rolle, welche Musik die machen, und wenn nicht, verzichte ich. Es gibt in jedem Bereich super Typen und weniger gute. Und es gibt Haltung sowie Unterhaltung. Oben ist Haltung und drunter ist Unterhaltung...

Weltwoche: Sie meinen, wenn es bloss ums Geldverdienen geht?

Tinner: Ja, ich habe sehr reiche Leute kennengelernt, ob das jetzt George Harrison war, Paul Weller oder Sting. Wenn du die

triffst, spürst du davon aber nichts. Das beeindruckt mich. Mein bestes Beispiel: Ich war mal bei meinem mittlerweile verstorbenen Freund Jim Capaldi zu Hause in England. Es klingelt, vor der Tür steht ein Typ mit Schlapphut und in Gärtnerkluft. Er fragt: «Ist Jim hier?» Ich sage: «Nein, er ist nicht hier.» Er: «Wann kommt er wieder?» Ich: «Weiss nicht.» Er: «Sag ihm einfach, George sei hier gewesen.» Ich schloss die Tür, und da fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Shit, das war George Harrison!

Weltwoche: Aber irgendwie müssen die ja trotzdem knallhart sein, wenn es um das Geschäft geht. Warum haben Sting und Co. trotz Understatement so viel Geld verdient?

Tinner: Nun, oftmals liegt es an den Partnerinnen der Stars: Die Frauen sind die Klugen.

Weltwoche: Die Frauen halten das Business am Laufen?

Tinner: Klar, das war bei Can so, Irmis Frau managte das Ganze immer, auch bei Steve Winwood, ebenfalls Olivia, die Frau von George Harrison. Tom Jones ist seit fünfzig Jahren mit seiner Frau zusammen, Irmin seit bald sechzig Jahren...

Weltwoche: Apropos: Sie sind unverheiratet und haben keine Kinder. War Familie für Sie nie ein Thema?

Tinner: *Never ever*. Ich wusste immer – respektive ich vermutete es, weil ich es ja nicht wissen konnte –, dass es schwierig sein würde, mit meinem Beruf und meiner Art zu leben, eine Frau zu finden. Natürlich nicht unmöglich. Aber ich vermisse es nicht.

Weltwoche: In der Schweiz kennt man Sie auch kaum, es hat noch nie eine Schweizer Zeitung über Sie berichtet...

Tinner: ... da muss ich Sie korrigieren. In der Zeitschrift *Pop* gab es vor etwa fünfzig Jahren einen dreiseitigen Artikel über mich. Was da stand, hatte allerdings überhaupt nichts mit mir zu tun. Einer der Kernsätze war, dass ich

ein Schlägertyp sei. Völlig falsch. Ich war einfach kräftig.

Weltwoche: Das war in Ihrer Zeit als Roadie, also der, der die Bühnen aufbaute; Sie nahmen die ganze Musikszene sozusagen aus der Maulwurfperspektive wahr...

Tinner: ...Maulwurf ist ein gutes Stichwort. Ich bin sehenschwach geboren, trug immer «Flaschenböden». Bis vor ein paar Jahren, da liess ich die Augen lasern, und jetzt ist gut. Marius Müller-Westernhagen drängte mich dazu. Ich war mal bei ihm in Hamburg und musste zum Optiker, er begleitete mich. Und dann hat der Optiker mich vermessen, mit dem Resultat, dass ich schleunigst zum Augenarzt musste, bevor ich mein Augenlicht verlieren würde. Der sagte, sofort: «Lasern.» Marius vermittelte mich. Ein Segen!

Weltwoche: Zurück zur Musik: Sie koppelten sich von der Schweiz zwar ab, aber es gab gewisse Verbindungen zur Musikszene. Sie waren 1985 am Album «Blue» von Double mit dem Welthit «The Captain of Her Heart» beteiligt. Wie kam das zustande?

Tinner: Das lief über Peter Zumsteg, den Manager von Gianna Nannini. Sie war im Studio von Conny Plank, der ein paar Platten für Nannini produziert hatte. Dann hat Zumsteg die Double-Jungs Felix Haug und Kurt Maloo zu mir ins Studio nach Köln geschickt. Die Arbeit zog sich sicher über zwei Jahre lang hin, und als das Album fertig war, war uns klar: Besser können wir es nicht. Es wurde ein Hit, okay. Finanziell war ich jedoch nicht daran beteiligt; mit Kurt bin ich aber nach wie vor befreundet.

Weltwoche: Sie haben an über 200 Alben mitgewirkt. Gibt es so etwas wie den typischen Tinner-Sound?

Tinner: Nein, natürlich nicht, ich kann mich zwar an die meisten Produktionen erinnern, aber ich höre meine alten Sachen nie, im besten Fall vielleicht am Radio. Wenn ich Stücke produziere, bin ich ohnehin der, der entschlackt und nicht hinzufügt. Ich versuche jeweils, das Elementare der Musik zu präsentieren.

Weltwoche: Wie beurteilen Sie die heutige Pop- und Rockmusik?

Tinner: Es kommt nichts Neues mehr! Klar, es gibt auf der ganzen Welt Musik, von der ich nichts weiss, aber sonst sehe ich nicht viel Interessantes. Was ich von Jungen heute höre, sagt mir nichts: Auf kölschen Hip-Hop kann ich verzichten. Nichts gegen Kölsch, aber in dieser Form bringt es das nicht.

Weltwoche: Es gibt keine Songs im Radio mehr, die Ihnen gefallen?

Tinner: Doch, natürlich. Jüngst sass ich im Auto und dachte: Wow, was für ein gutes Stück! Es war «A Whiter Shade of Pale» von Procol Harum.

Weltwoche: Das ist von 1967...

Tinner: ...ja, klar, aber ich hatte den Song ewig nicht mehr gehört, und er fasziniert mich wieder genau gleich wie damals, als ich ihn als Junge zum ersten Mal im Radio hörte!

Deutschland schläft aus

Berlin verkauft die Einführung des Bürgergelds als grösste Sozialreform der Bundesrepublik. Offen bleibt nur eine Frage: Warum am Morgen noch aufstehen?

Oliver Stock

Franks Roselieb ist der oberste Krisenexperte für Deutschland, Österreich und die Schweiz. Als Chef des Instituts für Krisenforschung der Universität Kiel führt er die zentrale Krisenfalldatenbank dieser drei Länder. Und Roselieb sagt mit Blick auf den Herbst in Deutschland: «Viele Menschen sind in dieser Zeit überfordert, und dann passieren am ehesten Fehler.» Diese Überforderung habe viel mit Müdigkeit zu tun. Was Roselieb nicht sagt, weil es auch nicht zu seinem Fachgebiet gehört, ist, dass der Anreiz, sich aus dieser Müdigkeit zu befreien, in Deutschland kleiner und kleiner wird.

Niemals zuvor wurde es den Deutschen so leicht gemacht, sich auszuruhen, wie in diesen Tagen. Die Ampelregierung hat auf Anfang Jahr die Unterstützung für Arme neu geregelt und dies als «grösste Sozialreform» in der Geschichte der Bundesrepublik verkauft. Jetzt stehen viele vor der Frage: Warum am Morgen noch aufstehen? Arbeiten lohnt sich in vielen Fällen nicht mehr, seit es Bürgergeld gibt.

Füllhorn der Regierung

Bisher erhielten die Bedürftigen das sogenannte Arbeitslosengeld II, das im Volksmund Hartz IV hiess, benannt nach dem ehemaligen VW-Personalvorstand Peter Hartz, der einst im Auftrag von Kanzler Gerhard Schröder ein System des Forderns und Förderns für Arbeitslose entwickelt hatte. Es war Kernstück von Schröders Sozialreform und senkte in den 2000er Jahren die Arbeitslosigkeit spürbar.

Das Bürgergeld fällt höher aus und ist an weniger Bedingungen geknüpft. Dazu kommen auch höhere Zuschüsse zum Wohnen. Die Zahl der Haushalte, die Wohngeld vom Staat beziehen, soll sich ungefähr verdreifachen. Bis zu zwei Millionen können es werden. Das Kindergeld wird ebenfalls erhöht. Und die Entlastungspakete für gestiegene Energiekosten greifen zusätzlich. Der Staat federt ab, wo es geht. Wohliger Müdigkeit steht nichts mehr im Weg.

Warum diese Reform jetzt kommt, wo gerade praktisch jeder, der arbeiten will, in Deutschland einen Job findet, bleibt das Geheimnis der Regierung. Wahrscheinlich hängt es damit

zusammen, dass die Idee, Hartz IV durch ein angeblich menschenwürdigeres Bürgergeld abzulösen, in den Köpfen der Sozialdemokraten seit der Abwahl Schröders herumspukt. Und Schröders ehemaliger Generalsekretär Olaf Scholz verdankt seine Kanzlerwerdung unter anderem dem Versprechen, diese Idee umzusetzen.

Gewiss, Bürgergeld gibt es nur, wenn der Empfänger bedürftig ist. Allerdings wird das grosszügig interpretiert. So stieg der Regelsatz für Alleinstehende nun mit einem Schlag um knapp 12 Prozent auf 502 Euro im Monat. Rund 900 Euro sind es für zwei, die zusammenwohnen, und falls diese beiden Menschen



Kinder haben, die in der Ausbildungsphase stecken, kommt die Familie auf rund 1700 Euro. Zum Vergleich: Pflegekräfte in Krankenhäusern erhalten für ihre Arbeit nur 53 Euro mehr.

Die neue Staatshilfe soll, so heisst es von der Koalition, «zur gesellschaftlichen Teilhabe befähigen und die Würde des Einzelnen achten». Der Arbeitsminister verspricht sich ein grösseres «Miteinander». Auch Vermögen von bis zu 40 000 Euro wird bis auf weiteres geschont und nicht auf den Anspruch aufs Bürgergeld angerechnet. Das gilt für Alleinstehende. Wer mit anderen in einer sogenannten Bedarfsgemeinschaft zusammenlebt – der Gesetzgeber versteht darunter offenbar so etwas wie eine Familie –, kann 15 000 Euro für jeden in dieser Gemein-

schaft dazurechnen. Bei einer vierköpfigen Familie ergibt das also 85 000 Euro. Befinden sich Studentinnen, Studenten oder Auszubildende

Niemals zuvor wurde es den Deutschen so leicht gemacht, sich auszuruhen, wie in diesen Tagen.

unter ihnen, dürfen die fast unbegrenzt dazu verdienen, ohne dass die staatlichen Leistungen für die Familie gekürzt werden.

«Mit dieser Neuregelung im Rahmen des Bürgergeldes brauchen Menschen, die durch längere Arbeitslosigkeit in Not geraten sind, keine Sorge zu haben, ihre Wohnung aufgeben zu müssen oder auf ihr erspartes Geld zurückgreifen zu müssen», heisst es aus dem Ministerium. Auch bei den Sanktionen, die denen drohen, die sich nicht nach einer Arbeit umschaun, will man künftig grosszügiger sein.

Nicht alle Wissenschaftler finden das Bürgergeld überzeugend. Arbeitsmarktökonom Holger Schäfer vom arbeitgebernahen Institut der deutschen Wirtschaft (IW) in Köln kritisiert, die Anhebung der Regelsätze könne bewirken, dass der Abstand zwischen Transferleistungen und möglichem Netto-Arbeitslohn für den Empfänger zu gering werde. Das Ergebnis wäre dann, dass er oder sie sich gar nicht mehr aufrafft, um sich eine Arbeit zu suchen.

Müdigkeit abschütteln

Natürlich gibt es auch jene, die in die andere Richtung argumentieren. Eine Studie vom eher linken Berliner Institut für empirische Sozial- und Wirtschaftsforschung (Ines) postuliert, dass Sanktionen auch bisher ihr Ziel schon verfehlt hätten. Sie belasteten Langzeitarbeitslose zusätzlich. Der durch Staatshilfe verhinderte Anreiz, seine Müdigkeit abzuschütteln, wird zusätzlich verstärkt durch eine Gemütsverfassung in Deutschland, die nach Corona noch immer eher depressiv ist. Eine Untersuchung der Krankenkasse DAK-Gesundheit ergab, dass der Arbeitsausfall wegen psychischer Erkrankungen auf einem Höchststand verharrt.

HERODOT



Als die Schweiz Deutschland die Erlaubnis zur Lieferung schweizerischer Munition an die Ukraine verweigerte, beschimpften sie hochrangige deutsche Politiker und drohten Konsequenzen an. Nun steht Deutschland unter Druck, der Lieferung deutscher Leopard-Panzer an die Ukraine zuzustimmen und selbst welche beizusteuern. Bei beidem zögert Kanzler Scholz. Polen hat angekündigt, die Panzer auch ohne die vertraglich erforderliche Zustimmung Deutschlands zu liefern. So weit ging Deutschland bei der schweizerischen Munition immerhin nicht. Der Unterschied ist allerdings, dass die Schweiz qua Neutralitätsvölkerrecht ihre Erlaubnis gar nicht geben darf, während Deutschland sehr wohl die Lieferung deutscher Panzer an die Ukraine genehmigen könnte. Doch offenbar stimmt es manche Deutsche nun doch etwas nachdenklich, dass deutsche Panzer entscheidend dazu beitragen sollten, Russland eine empfindliche militärische Niederlage beizubringen – bloss drei Jahrzehnte nach der von der Sowjetunion grosszügig ermöglichten deutschen Wiedervereinigung!

Wie alle Kriege entwickelt auch derjenige um die Ukraine seine Eigendynamik. Im vergangenen März hatten sich Russen und Ukrainer unter türkischer Vermittlung praktisch auf eine Neutralisierung der Ukraine geeinigt. Der Krieg hatte noch vergleichsweise wenige Opfer und geringe Zerstörung gefordert, so dass wohl eine Mehrheit der Ukrainer eine solche Lösung dem Frieden zuliebe akzeptiert hätte. Eine ukrainische Brückenstellung zwischen Russland und der Nato hätte durchaus einen dauerhaften Frieden herbeiführen können. Sie hätte auch der Geschichte des Landes entsprochen, das

lange zwischen Russland und Polen (bzw. Österreich-Ungarn) aufgeteilt gewesen war und dessen Bevölkerung fast zur Hälfte russischer Muttersprache ist. Doch die Angelsachsen wollten Russland demütigen und die Ukraine vereinnahmen. Im Einvernehmen mit Washington reiste der britische Premier Boris Johnson nach Kiew und überzeugte Wolodymyr Selenskyj, die Verhandlungen abzubereiten.

Dank moderner westlicher Waffen konnte die Ukraine in der Folge grosse Teile der seit Februar verlorenen Gebiete zurückerobern. Die Russen haben seither die Frontlinien stark befestigt, Hunderttausende neuer Soldaten ein-

Wie zwei spätpubertäre Raser steuern die Nato und die Atommacht Russland aufeinander zu.

gezogen und planen eine Frühjahrsoffensive. Mit ihrer zahlenmässigen Übermacht könnten sie die ukrainischen Linien durchaus entscheidend durchbrechen und namentlich den ganzen Donbass unter ihre Kontrolle bringen – das Minimalziel für Putin, der so doch noch als halber Sieger einem Waffenstillstand oder gar Frieden zustimmen könnte. Die Ukraine will dieser Entwicklung zuvorkommen und die russischen Linien durchbrechen, um ihrerseits die Russen zumindest auf die Frontlinien von Anfang 2022 oder weiter zurückzudrängen. Dafür braucht sie aber moderne westliche Panzer. Werden sie geliefert, droht Russland neue Schmach, denn seine konventionellen Waffen sind den westlichen nicht gewachsen. Selenskyj hat zudem mehrfach erklärt, auch die 2014 von Russland annektierte Krim befreien zu wollen, deren überwiegend russische Bevölkerung von

ihm wohl ebenso wenig befreit werden will wie diejenige des Donbass. Und Russland könnte einen Verlust der Krim mit seinem einzigen wirklich eisfreien Hafen nie akzeptieren, es sei denn, es werde zur Kapitulation genötigt und verzichte auf den Einsatz von Atomwaffen. Darauf kann man nur hoffen!

Auf der andern Seite lässt sich kaum mehr erwarten, dass die Ukrainer nach all den Toten und den grossen Zerstörungen noch bereit wären, eine Neutralisierung ihres Landes zu akzeptieren. Henry Kissinger hat seine diesbezügliche Forderung am diesjährigen World Economic Forum (WEF) denn auch fallengelassen. Die Nato behandelte die Ukraine beim Verteidigungsministertreffen in Ramstein bereits wie ein Mitglied. So schwinden die Chancen für eine allseits akzeptable Kompromisslösung. Wie zwei spätpubertäre Raser steuern die Nato und die Atommacht Russland aufeinander zu. Ob der zögernde Kanzler seinen Fuss noch lange auf der Bremse halten kann, ist fraglich. Die Hunderte von unschuldigen jungen Männern, die täglich auf beiden Seiten ihr Leben verlieren oder zu Krüppeln werden, sind derweil bloss Schachfiguren auf dem Brett der Schreibtischstrategen. Ihr Schicksal scheint niemanden zu interessieren, auch nicht die westlichen Medien. Dafür sponsern die amerikanischen Rüstungsfirmen Northrop Grumman, Raytheon und Lockheed Martin offen Empfänge der ukrainischen Botschaft in den USA. Deren Grossaktionär Blackrock wurde von Selenskyj kurz nach Weihnachten mit der Koordination und Lenkung des Wiederaufbaus betraut.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

Stoppt die Energiewende

Die «Energierstrategie 2050» des Bundes läuft auf eine gewaltige Stromlücke hinaus. Die Diskussion über Klimaziele und Kernkraft muss neu gestartet werden.

Beat Gygi

Die Erfolgsmeldung aus der Energiewelt wirkt eindrücklich: Ein Gewerbebetrieb in Hasle-Rüegsau errichtet eine Solarstrom-Fotovoltaikanlage, die im Urteil von Branchenexperten als Privatinitiative in der Schweiz bisher einzigartig ist. Strom für 550 Haushalte, 1,9 Gigawattstunden pro Jahr – es scheint voranzugehen auf der Schiene der Energiewende. Ins Bild passt, dass der Bund Ende November meldete, die Stromversorgungssicherheit der Schweiz sei doch nicht gravierend gefährdet. Die beschlossenen Massnahmen hätten «einen signifikanten Beitrag zur Energieversorgung im Winter» geleistet. Glück mit Wetter und Wasserhaushalt war auch dabei.

Die Behörden sind in Schwung: Soeben publizierte der Bundesrat die Wärmestrategie 2050: Der Wärmesektor, der rund die Hälfte des schweizerischen Energieverbrauchs ausmacht, soll bis 2050 CO₂-neutral werden. Heizung und Warmwasseraufbereitung in Gebäuden sowie Prozesswärme in der Industrie seien dann vollständig mit erneuerbaren Energien zu decken.

Die Wärmestrategie ist die jüngste Tat des Bundes auf der Linie seiner «Energierstrategie 2050», die auf dem 2017 vom Volk angenommenen Energiegesetz beruht und folgende Ziele hat: den Energieverbrauch senken, die Energieeffizienz beim Anwenden erhöhen, die erneuerbaren Energien fördern, den Verbrauch der Fossilen abstellen und den Bau neuer Kernkraftwerke verbieten.

Bundesräte bringen Bewegung

Jetzt rumort es jedoch auf oberster Ebene: Bundesrat Albert Rösti, neuer Chef des Energie- und Verkehrsdepartements, erregte vorige Woche als Gastredner am Schweizer Stromkongress Aufsehen mit Bemerkungen zur Laufzeitlänge der Kernkraftwerke und zur Technologieoffenheit, die der Kernkraft künftig neue Chancen einräumen könnten. Und Tage später sagte Volkswirtschaftsminister Bundesrat Guy Parmelin im Interview mit der *Sonntagszeitung*, dass neue nukleare Technologien interessant sein könnten.

Das im Energiegesetz und in der «Energie-



Die Elektrifizierung kostet dreizehn Pumpspeicherwerke der Grösse von Grande Dixence.

strategie 2050» enthaltene Verbot für neue Kernkraftanlagen könnte also neu zur Debatte gestellt werden. Und wenn man das Ganze genauer anschaut, ist das gesamte Paket der Energiewende reif fürs Überdenken und gründlichere Diskutieren. Das beginnt bereits beim Klimaziel «Netto null 2050». Der Konstanzer Physikprofessor Gerd Ganteför weist auf eine ganze Serie von wissenschaftlichen Publikationen, auch aus dem Weltklimarat, hin, die darauf hindeuten, dass etwa die Hälfte der CO₂-Emissionen von den Pflanzen und den Ozeanen aufgenommen werden. Die Natur erledigt den einen Teil, jetzt muss die Debatte starten, das Klimaziel in der Politik auf die Hälfte zurückzunehmen, «Energiewende light».

Klar, vorläufig gibt sich das bisher von Simonetta Sommaruga geleitete Energiedepartement noch unbeirrt. In ihren Berichten betont die intensiv mit Beratungsfirmen wie Prognos, TEP Energy oder Infrac kooperierende Verwaltung, die im Energiegesetz vorgegebenen Verbrauchs- und Produktionsrichtwerte für 2020 seien erreicht worden, längerfristig brau-

che es aber zusätzliche Anstrengungen. Die «Energieperspektiven 2050+» des Bundesamts für Energie (BfE) zeigten auf, «dass die Schweiz ihre Energieversorgung bis 2050 im Einklang mit dem Netto-null-Ziel umbauen und gleichzeitig die Versorgungssicherheit gewährleisten» könne. Anders gesagt: Vorwärts machen auf der eingeschlagenen Spur!

Das heisst: möglichst viele Solarpanels montieren, Windräder in die Landschaft stellen, Ölheizungen ersetzen durch Elektroanlagen, Verbrennungsmotoren durch E-Autos. Das heisst auch subventionieren: 10 000 Franken gibt es vom Staat, wenn eine Öl- oder Gasheizung herausgerissen und durch eine strombasierte Wärmepumpe ersetzt wird, vielleicht weit vor Ende der Lebenszeit. Eigentlich kommt das Geld ja nicht vom Staat, sondern vom Steuerzahler oder Nachbarn nebenan. Bei der steuerlichen Subventionierung von E-Autos läuft es ähnlich, da bezahlen die Verbrennertypen via Mineralölsteuer für die Verkehrsinfrastruktur.

Halt, bei der Versorgungssicherheit leuchtet die Alarmlampe auf. Die Energiepolitik läuft

darauf hinaus, dass die durch Vorschriften und Subventionen forcierte Elektrifizierung den Stromverbrauch langfristig massiv erhöht. Gemäss der Studie «Energiezukunft 2050», die der Branchenverband VSE zusammen mit der ETH-Forschungsanstalt Empa erarbeitet hat, dürfte der Stromverbrauch von heute 62 Terawattstunden (TWh) bis 2050 auf 90 TWh steigen, je nach Szenarien. Gleichzeitig verringert das Verbot neuer Kernkraftwerke das künftige Stromangebot im Inland Schritt für Schritt. Mühleberg machte 2019 den Anfang. Es entstand im vergangenen Jahrzehnt ein Importbedarf von 3 bis 5 TWh.

Wackliger Solarstrom

Energieexperte Samuel Leupold, Verwaltungsrat bei den Energieunternehmen Enel, Schlumberger und Coria, sagte kürzlich in einem Vortrag, das echte Problem komme erst: dann, wenn die sechzigjährigen Geburtstage der Kernkraftwerke Beznau (2028), Gösgen (2038) und Leibstadt (2043) Abschaltzeitpunkte sein könnten, dann würden weitere 23 TWh fehlen. Das ist seiner Ansicht nach die bedrohlichste Phase für die Schweizer Energieversorgung, die zu einer grossen Auslandabhängigkeit führen könnte, ein Importbedarf von 15 TWh sei vorstellbar.

Die Energiestrategie des Bundes sieht vor, dass die Erneuerbaren die durch die Kernkraft hinterlassene Lücke schliessen sollen – von heute rund 3 TWh soll der Solarbeitrag bis 2035 auf 7 bis 11 TWh steigen. In der Studie «Energiezukunft 2050» wird die Fotovoltaik für 2050 mit einer Produktion von 18 bis 28 TWh eingesetzt. Stabil ist diese Energieform aber nicht. Solarpanels liefern bei Sonnenzeiten fleissig Strom, alle gleichzeitig, oft zu viel fürs Netz, aber im Winter und in dunklen Phasen nicht. Dieser Flatterstrom ist unbeeinflussbar, zu wenig zuverlässig für grosse Teile der Industrie. In Beraterstudien des Bundesamts für Energie bringt man das Argument, die Windenergie sei gerade dann stark, wenn Solar schwach sei. Die Erfahrungen mit bisweilen wochenlangen Dunkelflauten (Ausfall von Sonne und Wind) etwa in Deutschland widerlegen dieses Argument.

Der Ausgleich für das Auf und Ab mit dem Wetter soll laut Bund vor allem aus dem Aus-

land kommen, auch über Erdgas oder später Wasserstoff. Hohe Erwartungen werden an ein Stromabkommen mit der EU geknüpft – mit der optimistischen Annahme, dass es immer handelswillige Nachbarn gibt, die selber genug Energie dafür haben. Verbreitet ist auch das Argument, Schwankungen könne man ausgleichen mit Zwischenspeichern, also mit Speicherseen, mit Batterien oder auch mit der Benutzung der Flotte der Elektroautos im Land als Puffer. Nimmt man nun die europaweit führende Riesenbatterie Big Battery Lausitz mit ihren gut 50 MWh, dann bräuchte es 100 000 Stück, um eine Lücke von 5 TWh zu überbrücken. Und die E-Fahrzeuge? Bei der heutigen Dichte von Autos und Ladestationen im Land ist das noch kein Thema, aber der Gedanke, wie weit man sich vom Netz vereinnahmen lassen will, gewinnt an Bedeutung, die Frage nach staatlicher Kontrolle, nach dem Auto ohne Autonomie.

Viel Hoffnung wird in den Studien des Bundes wie von VSE/Empa schliesslich mit dem Wasserstoff verbunden. H₂ erscheint wie ein Retter, ein Ersatz für fossile Energie: lagerbar, handelbar, respektabler Energieinhalt, ein Speicher und in Form synthetischer Treibstoffe in Motoren verbrennbar fast wie das verschrieene Erdöl und

Solarpanels liefern bei Sonnenzeiten fleissig Strom, aber im Winter und in dunklen Phasen nicht.

Erdgas. In den Studien ist von einem künftigen europäischen Wasserstoff-Backbone-Netz die Rede, einer Art Energiekanal, an den man sich dereinst andocken und quasi dort tanken kann. Ein Hoffnungsträger mit Betonung auf Hoffnung. Zumal die Auftrennung von Wasserstoff und Sauerstoff, die Abkühlung, Handhabung, Aufbereitung für die Verbrennung heute etwa drei Viertel der eingesetzten Energie aufzehren.

Eine Forschergruppe der Empa und der EPFL um den Chemieprofessor Andreas Züttel legte 2022 in einer Untersuchung dar, dass ein Wasserstoff-Regime mit Produktion durch Solarkraft, plus Batterie in jedem Haus, ein Wasserstoff-Speichervolumen von 25 Gotthard-Basistunneln bräuchte und die Energiekosten von heute 3000 Franken pro Kopf und Jahr auf 4400 Franken triebe. Ein alternatives Regime mit dem Hauptgewicht auf grünen synthetischen Treibstoffen würde die zwölfwache Solarfläche der heute verfügbaren Dachfläche notwendig machen. Die Kosten pro Kopf stiegen auf 9600 Franken. Würde man dagegen voll auf Elektrifizierung setzen, bräuchte es neben der dreifachen Schweizer Dachfläche für Solar unter anderem dreizehn zusätzliche Pumpspeicherwerke der Grösse von Grande Dixence – ein Ding der Unmöglichkeit. Eine vierte Variante mit Kernkraftwerken wurde nicht untersucht, aber Röstli und Parmelin haben sie ja angetönt.

Pistorius überholt Baerbock, Habeck & Co.

Der Mann ist noch keine Woche im Amt und lässt dennoch Annalena Baerbock, Robert Habeck und den bisherigen Anführer der Beliebtheitsskala, Markus Söder, alt aussehen: SPD-Mann Boris Pistorius, bis zu seiner Berufung als Verteidigungsminister allenfalls den Menschen in seinem Herkunftsland Niedersachsen ein Begriff, ist in der ersten bundesweiten Umfrage zur Beliebtheit von Spitzenpolitikern in Deutschland von null auf den ersten Platz gesprungen. Das hat es noch nicht gegeben.

Es sagt dreierlei. Erstens: Jenes Spitzenpersonal, das die Regierung stellt und von dem auf der Beliebtheitsskala nach dem bayerischen CSU-Chef Söder auf den Plätzen drei und vier die grüne Aussenministerin Baerbock und ihr Parteifreund, Wirtschaftsminister Habeck, liegen, hat einen so wackligen Stand, dass es blitzschnell zu verdrängen ist.



Chance beim Wahlvolk:
Verteidigungsminister Pistorius.

Zweitens: Rechte Sozialdemokraten, wie Pistorius einer ist, stehen zumindest bei den Deutschen im höchsten Ansehen. Das galt einst für Helmut Schmidt, es trug lange Zeit Gerhard Schröder, und auch der Hamburger Klaus von Dohnanyi zehrte davon. Jetzt passt der ehemalige Law-and-Order-SPD-Innenminister aus Niedersachsen, Boris Pistorius, in dieses Schema. Dass so einer in seiner eigenen Partei meistens kein leichtes Leben hat, steht auf einem anderen Blatt.

Und es sagt drittens: Ein 62-jähriger Mann, der an allen Proporz-Anforderungen vorbei in eine politische Führungsposition gelangt, ein Politiker übrigens, der weniger fürs Gendern als für aktuelle und verflissene Freundinnen bekannt ist, hat beim Wahlvolk eine echte Chance.

Irgendwie ist das doch beruhigend.
Oliver Stock



Klaus Schwabs Elitenzirkus hat seinen Zauber verloren

Am World Economic Forum in Davos verkauft das Personal von gestern Produkte von heute für selbstgemachte Probleme von morgen. Und immer mehr Bürger durchschauen es.

Milosz Matuschek

Kennen Sie Bullshit-Bingo? Bei diesem Spiel gewinnt, wer am meisten Floskeln und Schlagwörter in wenige Sätze packen kann, auf dass es tragend und gut klingt, obwohl es weitgehend inhaltsleer ist. Das World Economic Forum (WEF) ist die elitärste Bullshit-Bingo-Veranstaltung der Welt. Beim jährlichen Treffen der tausend grössten Unternehmen mit Politikern geht es primär darum, durch Wiedergabe von WEF-Textbausteinen möglichst nah an die gefälligen Agendaziele heranzukommen, ohne dass die Anbiederung zu offensichtlich wird. Wer sich hier besonders beflissen hervortut, darf damit rechnen, erneut eingeladen zu werden.

Wachsendes Imageproblem

Das Vokabular des WEF strotzt vor alarmierenden Konzepten, die bisher in der Öffentlichkeit und den Medien nur mit der Zange angefasst wurden: Es geht um den «Great Reset», den Umbau der Welt («Build Back Better»), die Verschmelzung von Mensch und Maschine, um Kontrolle der freien Rede, Ökoplanwirtschaft, digitales Zentralbankgeld, digitale Identitätslösungen und darum, wie man als besitzloser und gläserner Bürger der Zukunft glücklich wird, während man sich den Insektenburger schmecken lässt. Das WEF produziert seit Jahrzehnten Begriffswolken, die Anlass für massives Stirnrunzeln geben, wird aber gerne im Mainstream als unverbindliche Spassveranstaltung und eitler Elitenkarneval dargestellt. Die Medien spielen ihr eigenes Bullshit-Bingo der Verdrängungs- und Themenvermeidungsfloskeln. Das ändert sich neuerdings dank vieler freier Medien, die kritisch über das WEF berichten. Der Elitenzirkus von Klaus Schwab ist in der Defensive und kämpft mit einem massiven Imageproblem.

Dieses kommt nicht von ungefähr und ist weitgehend hausgemacht, durch eine Mischung aus Intransparenz und grotesken Ideen. Ein Vordenker des WEF ist der israelische Historiker und Bestsellerautor Yuval Noah Harari. Er be-

schäftigt sich mit der in seinen Augen wichtigsten Frage des 21. Jahrhunderts: Was soll bloss mit all den «nutzlosen» Menschen auf der Welt geschehen? Das Thema Überbevölkerung ist seit Beginn in die DNA des WEF und anderer Elitezirkel eingewoben. Das Menschenbild des WEF ist dabei nicht weit von den Vorstellungen ent-



«Wir infiltrieren Regierungen»: WEF-Gründer Schwab.

fernt, die ein Hirte von seiner Tierherde hat. Der Mensch der Zukunft rangiert irgendwo zwischen einem digitalen Nutztier und Trainer seiner künstlichen Intelligenz (KI), die ihn kontrolliert und überwacht. Harari sieht als Beschäftigung für unnütze Esser und menschliche Co-2-Schleudern vor allem eines: Drogenkonsum und Videospiele. Das Kalkül des WEF scheint zu sein: Wenn man nur genug selbsternannte Eliten zusammenbringt, die derartige Ideen weniger grotesk aussehen lassen, lässt

sich selbst frankensteinsche Science-Fiction als Wohltätigkeit für die Welt umlackieren.

Das World Economic Forum ist schon dem Namen nach eine Mogelpackung. Es ist kein Forum. Auf einem Forum wird gestritten und diskutiert, statt ein inzestuös wabernder Begriffsbrei umgerührt. Im Kern ist das WEF die weltgrösste Messe des Lobbyismus. Das Geschäftsmodell lautet «networking as a service», und Klaus Schwab, ein in Kissingers CIA-finanziertem Harvard-Seminar geformter Ökonom und Sozialingenieur, ist der Impresario. Das WEF verkauft seinen Mitgliedern schlicht den Zugang zu Politikern. Der engste Kreis der Unternehmen, welche die Initiativen des WEF mitgestalten, zahlt dafür zwischen einer Viertel- und einer halben Million Dollar. Das ist viel Geld für eine angeblich reine «Spassveranstaltung», vor allem, wenn man dafür einer Rede von Olaf Scholz lauschen muss.

Messe des Lobbyismus

Da sich derartiger Zugang zur Politik jedoch zu lohnen scheint, stellt sich unweigerlich die Demokratie-Gretchenfrage: Wem fühlen sich die Politiker letztlich verpflichtet? Dem Wähler oder den Meistbietenden? Es braucht nicht viel an investigativem Eifer, um einen Gleichlauf von WEF-Konzepten, Gesetzesvorlagen und Politikerkarrieren zu erkennen, bestes aktuelles Beispiel ist die «digitale Identität». Unter welcher Definition von Demokratie ist diese Gemengelage nicht von grösstem öffentlichem Interesse?

Damit Politiker nicht allzu begriffsstutzig gegenüber den Geschäftsideen der WEF-Unternehmen auftreten, liefert Schwab mit seinem «Young Global Leaders»-Programm den Politikernachwuchs der WEF-Hausmarke gleich mit: «Wir infiltrieren die Regierungen», meinte Schwab in einem öffentlichen Vortrag stolz. Wo blieben die öffentlichen Fragen dazu? Kritischen freien Medien ist der Zugang zur Eliteveranstaltung versperrt, man bleibt unter sich.

Das WEF ist dabei, eine Karikatur seiner selbst zu werden. Daran hat der Bond-Böse-

wicht-Charme eines Klaus Schwab genauso Anteil wie die missionarischen Reden von Steigbügelhaltern wie zum Beispiel Ursula von der Leyen, die ihre Agenda-Anbiederung an die Ökoplanwirtschaft hinter Power-Verben aus dem *Economist* wie «thrive», «boost» und «shape» gar nicht mehr verstecken will. Das WEF ist ein Überbietungswettbewerb für groteske Szenarien und Forderungen, der in seiner Erwartbarkeit und Eintönigkeit nur noch zur Persiflage taugt: Der Uno-Generalsekretär malt wie bestellt Klimapanik in apokalyptischen Bildern. Al Gore inszeniert wieder mal eine Wut-Show. Und Tony Blair, Kriegsverbrecher im Unruhestand, darf über digitale Überwachungsinfrastruktur in Form von Impfpässen schwadronieren. Das Personal von gestern verkauft der Politik Unternehmenslösungen von heute für selbstgemachte oder aufgebauschte Probleme von morgen.

Wahre Verschwörungstheorien

Die letzten Jahre der Pandemie haben die Bevölkerung alarmiert. Sie erlebte eine Welle angeblicher «Verschwörungstheorien», die sich als wahr herausgestellt haben. Diese Welle fürchtet nun auch das WEF wie der Teufel

Sogar dem WEF sind die eigenen Inhalte inzwischen peinlich. Man löscht Artikel und Tweets.

das Weihwasser. Aufklärung mag manchmal einen langen Anlauf brauchen, dann jedoch ist der Sprung umso grösser. Das Jahr 2023 hat gezeigt: Das Informationsmonopol der Konzernmedien über diese Veranstaltung ist dahin. Ihr Versuch, informelle Machtzirkel zum Tabuthema im Mainstream zu machen, ist gescheitert. Wer die Naivität des Publikums zur Geschäftsgrundlage macht, baut sich die tiefe Grube letztlich selbst. Sogar dem WEF sind die eigenen Inhalte inzwischen peinlich. Man löscht Artikel und Tweets und ruft nach mehr Kontrolle gegenüber «Verschwörungstheorien» im Netz, für die man bei jeder Gelegenheit fleissig Anlässe schafft. Das WEF erinnert so an den Feuerwehrmann, der Brände legt, um ausrücken zu können, und auch noch das Löschwasser verkauft.

Das Gegenprogramm zum WEF läuft sich längst warm: Es sind die Ideen und Kräfte dezentral organisierter Bürger, die an spürbarer Verbesserung im Hier und Jetzt arbeiten, statt sich die Machtergreifung einer Manager-Elite in den Klängen eines Weltverbesserungs-«Kumbaya» vorsetzen zu lassen.

Milosz Matuschek ist Jurist und Herausgeber von www.freischwebende-intelligenz.org. Zuletzt veröffentlichte er den *Spiegel*-Bestseller «Wenn's keiner sagt, sag ich's» (Fifty-Fifty).

Phantom des Bundeshauses

Gerhard Pfister ist im Fall Berset auffallend still. Will er es sich mit der Ratslinken nicht verscherzen? Kollegen unken, der Mann habe grosse Pläne.

Marcel Odermatt

Bern

In neun Monaten sind eidgenössische Wahlen. Die Parteichefs nutzen jede Gelegenheit, um ihre Positionen unter die Leute zu bringen. Nur Gerhard Pfister tanzt aus der Reihe. Die Redaktion der SRF-«Arena» hatte den Mitte-Präsidenten eingeladen, über die Corona-Leaks und die Verstrickungen von SP-Bundesrat Alain Berset zu diskutieren. Pfister gab den Sendemachern einen Korb. Stattdessen nahm der unscheinbare, vorsichtige Innerrhoder Mitte-Ständerat Daniel Fässler an der wichtigsten Politsendung der Schweiz teil – zum ersten Mal überhaupt, wie Moderator Sandro Brotz vielsagend betonte.

Der Vorgang lässt aufhorchen – und fügt sich in das Bild, das Pfister zuletzt abgegeben hat. Seit der Fall Berset die Schweiz bewegt, wirkt er wie ausgewechselt. Der umtriebige, eloquente Mitte-Chef, der sich gern über alles und jeden äussert und schon mal an einem Sonntag per Tweet eine Debatte über Schweizer Waffenlieferungen in die Ukraine entfacht, stellt sich plötzlich stumm. Was ist los? Pfister sagt nur: «Ich hatte letzten Freitag andere Termine.»

Letzte Ausfahrt Bundesratskandidatur

Seine Kollegen im Bundeshaus wollen es ihm nicht so recht glauben. Eine Spekulation, die herumgeboten wird, geht wie folgt: 2024 wird Viola Amherd Bundespräsidentin. Danach trete sie zurück. Immerhin habe sie sich im Dezember dazu entschieden, dem Verteidigungsdepartement die Treue zu halten. Wenn sie noch eine längere Amtszeit als Bundesrätin anstreben würde, hätte sie in ein attraktiveres Ressort gewechselt.

Wenn das stimmt, wäre Pfister der haushohe Favorit für Amherds Nachfolge. An ihm käme in der Mitte niemand vorbei, auch nicht die selbstbewussten Ständeräte, zumal er sich bei der letzten Vakanz, nach dem Rücktritt von Doris Leuthard, im Interesse der Partei zurückgenommen hatte. Es wäre für ihn im Alter von dannzumal 62 Jahren zudem die letzte Möglichkeit, eine Bundesratskandidatur zu lancieren. Dass Pfister gerne Bundesrat wäre, glauben im Bundes-



Flucht in die Ironie: Politiker Pfister.

haus fast alle. Viele räumen auch ein, dass er die notwendigen Voraussetzungen für das Amt mitbringe.

So gesehen, ist es nur konsequent, dass er dieser Tage das Phantom des Bundeshauses gibt. Warum sollte er sich an der Demontage der linken Lichtgestalt Berset beteiligen und so die SP-Parlamentarier unnötig verärgern? Er wäre im Fall einer Kandidatur auf deren Stimmen angewiesen. Lieber für einmal dem Personal aus der zweiten Reihe den Vorrang geben, dürfte die Devise des gewieften Taktikers lauten.

Dazu passt, dass Pfister in jüngster Zeit eine erstaunliche Wandlung durchgemacht hat. Der Mann, der angetreten ist, das konservative Erbe der CVP zu retten, hat das C aus dem Parteianamen streichen lassen und arbeitet inzwischen, unterstützt von Generalsekretärin Gianna Luzio, eng mit Rot-Grün zusammen («Die Frau, der Pfister vertraut», *Weltwoche* Nr. 3/23).

Nimmt er also wirklich Kurs auf den Bundesrat? Er selber wiegelt ab: «Sie überschätzen meinen Ehrgeiz und unterschätzen die Lebensqualität, die ich bei der Ausübung meiner aktuellen Mandate habe.» Merke: Der Mann flüchtet in die Ironie. Man muss nicht promovierter Literaturwissenschaftler wie Pfister sein, um zu erkennen, dass ein Dementi anders klingt.

Jetzt testen.

Neue App,
neue
Website.



DIE WELTWOCH

Steigen Sie
ein,
fliegen Sie
mit!

weltwoche.ch

Humor in Zeiten des Kriegs

Im Kampf gegen Russland besinnen sich die Ukrainer auf eine alte Tradition: Sie stärken ihren Kampfgeist mit Witzen und Karikaturen.

Pierre Heumann

Wolodymyr Selenskyj, der vor seiner Wahl zum Präsidenten der Ukraine in der populären Satire-Serie «Diener des Volkes» Korruption und Vetternwirtschaft in seinem Land angeprangert hatte, weiss um die Kraft des Humors. Als ihn David Letterman im Oktober für seine TV-Show «My Next Guest Needs No Introduction» interviewte, kehrte er für ein paar Sekunden zu seiner früheren Karriere zurück und gab einen Witz zum Besten.

1500 Memes

«Wie ist die Lage an der Kriegsfront?», fragt einer seinen Bekannten.»

«Russland kämpft gegen die Nato.»

«Ist das dein Ernst?»

«Natürlich.»

«Und was haben die Russen bisher erreicht?»

«Mehrere zehntausend russische Soldaten sind tot. Und ein grosser Teil der militärischen Ausrüstung ist beschädigt oder vernichtet.»

«Und was ist mit der Nato?»

«Oh, das vergass ich zu sagen. Die Nato ist noch nicht angekommen.»

Die Pointe des Witzes, der in zahlreichen Varianten zirkuliert, ist unmissverständlich: Der Westen lässt die Ukraine im Kampf gegen Putin allein. «Nato», so eine weitere ukrainische Spitze gegen die Nordatlantische Vertragsorganisation, stehe für «No Action, Talk Only».

Ein anderer Witz handelt davon, dass sich Russland für eine Mitgliedschaft in der Nato beworben habe. Weshalb? Weil Putin Schutz vor der Ukraine sucht.

Die Ukrainer stellen sich in Witzen und Memes gerne als Speerspitze des westlichen Widerstands gegen Russland dar. Diese würden helfen, die von Russland ausgehende Gefahr auszuschalten, twitterte bereits drei Tage nach Beginn der Invasion ein ukrainischer Beamter: «Die Sicherheit Europas hängt von uns ab!» Das führte dann zu folgendem Witz: «Kiew ist bereit, den Antrag der Nato auf Mitgliedschaft in der Ukraine zu prüfen.»

«Wir können über uns selbst, aber auch über unsere Feinde lachen», sagt Orest Semotiuk, der

vor zwei Jahren eine Monografie zum Thema «Russisch-ukrainischer Krieg in politischer Karikatur» veröffentlicht hat. Derzeit arbeitet der 53-jährige Medienexperte aus Lwiw an einer Aktualisierung seiner Forschung, für die er rund 2000 Karikaturen und 1500 Memes über Konflikte aus aller Welt zusammenstellt und analysiert.

In der Ukraine gehört die Szene, in der ein Traktor einen russischen Panzer hinter sich herzieht, zu den populärsten Videoclips. «Ukrainische Bauern besiegen Putins Armee» ist die Botschaft. Weshalb, heisst es in einem anderen Witz, behauptet Moskau, dass die Ukraine «schmutzige» Bomben habe? Antwort: «Weil uns die Russen alle Waschmaschinen gestohlen haben.»

«Die Flut von Memes hilft uns bei der Bewältigung des Konflikts durch Humor, der auch in dunkle Satire übergehen kann. Sie ziehen eine Trennungslinie zwischen «wir» und «sie», sagt Semotiuk. Das gebe den Menschen, die ihr Land verteidigen, Kraft und Zuversicht. Die Memes dramatisieren erstens das Heldentum ukrainischer Soldaten und Zivilisten, um die Moral der Bevölkerung zu stärken. Zweitens verspotten sie die russischen Truppen und die Unfähigkeit Putins, um so den Gegner schwächer darzustellen, als er tatsächlich ist. Und drittens verschaffen sie dem Ärger der Ukrainer über die Nato Luft, weil diese der Ukraine zu wenig Hilfe anbiete.

Kraft und Zuversicht

Aufs Korn genommen wird derzeit Bundeskanzler Olaf Scholz wegen seiner Weigerung, die Lieferung von Leopard-2-Panzern in die Ukraine zu erlauben. Fragt Polens Regierungschef Mateusz Morawiecki: «Olaf, was hast du über die Panzer entschieden?» Scholz: «Tut mir leid, ich spreche kein Polnisch.» Morawiecki: «Aber Olaf, ich spreche Englisch mit dir.» Scholz: «Verdammt, das hat nicht funktioniert.»

Dass Russlands Staatspräsident im Witz made in Ukraine mit besonderer Zuwendung bedacht wird, versteht sich von selbst. Das klingt dann zum Beispiel so: Putin geht zum Coiffeur im Kreml. Beim Haareschneiden fragt ihn der Coiffeur immer wieder nach der

«Sonderoperation» in der Ukraine. Ärgert sich Putin: «Warum stellst du mir ununterbrochen diese Frage?» Meint der Coiffeur: «Jedes Mal, wenn ich die Ukraine erwähne, stellen sich Ihre Haare auf. Das erleichtert mir die Arbeit.» Ein anderer Witz erzählt, wie Putin in seinem Büro an der Planung des Ukraine-Krieges arbeitet, als ihm plötzlich der Geist Stalins erscheint. Putin nutzt die Gelegenheit, um sich Rat zu holen: «Stalin, was ist passiert? Warum laufen die Dinge nicht gut für uns?» Stalin gibt ihm den Rat: «Schick fünf Millionen Russen in den Kriegstod und streich den Kreml blau an.» «Warum blau?», fragt Wladimir Putin. Kichert Stalin: «Ich wusste, dass du mit dem ersten Teil kein Problem haben würdest.»

Dass die Menschen, Krieg hin oder her, nach Humor dürsten, hat Oleksandr Dmytrovych erfahren, der in Lwiw unter dem Titel «Cultural Defense» mit Kabarettabenden für Unter-

«Olaf, was hast du über die Panzer entschieden?» Scholz: «Tut mir leid, ich spreche kein Polnisch.»

haltung sorgt. Zuerst hatte er Bedenken, dass er mit seinen Pointen schlecht ankommen würde, meint er. Doch dann habe er realisiert: «Die Leute wollen lachen. Sie wollen Witze über unseren Feind hören.» Die Pointen drehen sich auch um innenpolitische Themen. Als zum Beispiel eine Meinungsumfrage kurz nach Kriegsausbruch ergab, dass 90 Prozent der Bürger ihr Land gerne in der EU sähen, meinte Dmytrovych, er würde, nach erfolgtem Beitritt, als Erstes nach den 10 Prozent suchen, die sich der EU nicht anschliessen wollten.

Aktuelle Witze können in der Ukraine auf eine lange Tradition zurückgreifen, sagt der ukrainische Künstler Gamlet Zinkiwskij aus Charkiw, der für seine Strassenkunst und Illustrationen bekannt ist. Humor sei eine ukrainische Nationaleigenschaft und ein wichtiger Bestandteil der traditionellen ukrainischen Verteidigungsstrategie. So hätten bereits kosakisch-ukrainische Krieger angesichts eines verheerenden Angriffs des Osmanischen Reiches beleidigende Witze über den Angreifer gerissen und diese in einem Brief an den Sultan geschickt, um ihn einzuschüchtern. Gegner, die keine Angst haben, könne man niemals wirklich besiegen, waren sie überzeugt.

Spott auf den Aggressor

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zirkulierten in der Ukraine wie im übrigen Ostblock Witze als Protest gegen das sowjetische Unterdrückungssystem und die Ineffizienz der Bürokratie. Sie wurden heimlich in der Küche erzählt: Wer sie verbreitete, dem drohten Verhaftung, sogar Gefängnis. Erst nach der Perestroika durften regimekritische Pointen gefahrlos verbreitet werden. Jetzt habe der Krieg zu einer Renaissance der ukrainischen politischen Karikatur beigetragen, sagt Humorforscher Semotiuk. Neben Memes und Karikaturen entstehen auch Sketche, Musikvideos, Comics, denen eines gemeinsam sei: Sie verspotten den Aggressor. Zum Beispiel so: «Was erhält man, wenn man Wodka mit Abfuhrmitteln mischt? Ein russisches Tankerschiff in der Ukraine.» Oder: «Ich weiss nicht, warum die Leute sagen, dass das russische Militär schwach ist. Es ist doch die Nummer zwei in der Ukraine.»



Ran an den unerschöpflichen Geldtopf.

Was der Staat wirklich tun muss

Wenn man Politiker fragt, welches die Aufgaben des Staates seien, stellt man fest, dass nicht wenige Volksvertreter keine klare Vorstellung davon haben. Viel zu viele glauben, der Staat sei für alle und alles da. Sie verhalten sich so, wie wenn der Staat nur die anderen wären. Sie betrachten die Staatskasse als unerschöpflichen Geldtopf für immer neue Ansprüche und Rechte.

Ich nahm vor Jahren an einem Wirtschaftssymposium mit Studenten aus aller Welt teil. Es ging um die Frage, wie man sich die künftige Wirtschaft und Gesellschaft vorstelle. Kein Einziger bekannte sich zum Unternehmertum, keine Einzige wollte selbst eine Firma gründen. Alle forderten, «der Staat muss dieses und jenes fördern und finanzieren». Sie wünschten sich gutbezahlte Staatsstellen zur Selbstverwirklichung, wie sie heute auf Kosten der Allgemeinheit zu Tausenden bestehen.

Aus meiner persönlichen Sicht hat sich der Staat auf sechs Kernaufgaben zu konzentrieren, ohne die ein Gemeinwesen nicht funktionieren kann:

1. innere und äussere Sicherheit (Polizei und Armee)
2. unabhängiges Gerichtswesen
3. Grundversorgung im Gesundheitswesen
4. Bereitstellung der Infrastrukturen für den Verkehr inklusive Telekommunikation und Energieversorgung
5. Sicherung der Chancengleichheit in der Bildung
6. Hilfe an Leute, die unverschuldet in Not geraten sind.

Alle übrigen Tätigkeiten ausserhalb der Grundaufgaben sind *nice to have*, nicht zwingend. Sie tragen wenig zum Wohlstand bei, denn was die einen vom Staat erhalten, wird anderen weggenommen. *Hans Kaufmann*



«Die Leute wollen Witze über unseren Feind hören.»

Frauenhaar war eine Schlange

Der Renaissance-Meister Sandro Botticelli veränderte unser Bild weiblicher Schönheit. Seine Kunst war eine Revolte gegen den Glauben, dass der Mensch im Himmel kahl sei.

Matthew Wills



Ordnung und Anarchie: Botticellis «Weibliches Idealbildnis», 1480–1485.

Menschenhaar ist seit Jahrhunderten Thema zahlloser kultureller Kontroversen. Es gehört zur Definition des Zivilisierten und des Wilden, von Bescheidenheit und Eitelkeit, von Keuschheit und Sinnlichkeit, von Ordnung und Anarchie. Vor allem ist es Definitionen von Sexualität und Geschlecht eingeschrieben. Die Biologie macht, dass das Haar wächst (es sei denn, irgendwann nicht mehr), aber die Kultur fragt: Wie lang, wie kurz, wie wird es getragen, wie sichtbar, wie verborgen?

Puritanisches Fegfeuer

Die «vorherrschende christliche Missachtung von Haartrachten», von der der Kunsthistoriker Emanuele Lugli spricht, zeigt sich vielleicht am besten an Thomas von Aquin. Gewöhnlich wird der Dominikanermönch mit einer Tonsur

dargestellt (einem bis auf einen Haarkranz kahlgeschorenen Schädel), die für Demut stand. Unter Berufung auf den Kirchenvater Augustinus von Hippo zählte Thomas von Aquin das Kopfhaar des Menschen – mit Urin und Kot – zu den körperlichen Entbehrlichkeiten, die am Tag des jüngsten Gerichts nicht wiederauferstehen werden. Haar war bedeutungslos, wenn nicht gar verwerflich, weil Symbol brennender Leidenschaft.

Der Gedanke, dass im Himmel jedermann unbehaart sei, dürfte einigen Renaissancekünstlern nicht sonderlich gefallen haben. Zu den klassischen Vorstellungen, die im Italien jener Zeit gepflegt wurden, gehörten aufwendige Frisuren als Element weiblicher Schönheit (zumindest für Männer). Besonders Ovids Liebeskunst löste eine Begeisterung für prächtiges Haupthaar aus. Und Sandro Botticelli (ca. 1445–1510) erwies sich als grandioser Maler von Haar, das er, wie Lugli schreibt, zur «Schwelle zu erotischem Begehren» für den Betrachter macht.

Ein Beispiel ist Botticellis «Weibliches Idealbildnis» (vermutlich Simonetta Vespucci), um 1480 entstanden. Das honigblonde, lockige, kunstvoll geflochtene Haar samt langem Zopf ist mit mehr als 200 gemalten Perlen geschmückt – zu einer Zeit, als das Tragen von Perlen in der Öffentlichkeit gegen die Florentiner Kleiderordnung verstieß.

«Zwar war das Interesse an den kreativen Möglichkeiten von Haar weit verbreitet – was ist Haar, wenn nicht eine Unmenge von Linien, die jede Form annehmen können? –, aber niemand ging so weit wie Botticelli, der daraus Kapital schlug», schreibt Lugli. Spezielle Frisuren wurden Botticellis Markenzeichen in den ersten beiden Jahrzehnten seiner künstlerischen Karriere. Seine Strategie «zahlte sich aus, da faszinierende Locken als Voraussetzung für weibliche Attraktivität galten».

Damit machte sich Botticelli jedoch keine Freunde in der Kirche. Aus theologischer Sicht waren Haare nämlich nicht bloss überflüssig,

wertlos für die unsterbliche Seele. In den Händen (oder sollten wir sagen: auf dem Kopf) von Frauen konnten sie auch eine spirituelle Gefahr sein. Frauenhaar war eine Schlange, die Männer und Knaben auf wollüstige Gedanken brachte. 1490 bezeichnete Girolamo Savonarola, mehrere Jahre vor seinem puritanischen «Feg-

Er erwies sich als grandioser Maler von Haar, das er zur «Schwelle zu erotischem Begehren» macht.

feuer der Eitelkeiten» und acht Jahre vor dem eigenen Ende auf dem Scheiterhaufen, unverschleierte Frauen und Mädchen bei der Messe als Falle für «Engel und Priester».

Botticellis gemaltes Haar, schreibt Lugli, sei ein «Geflecht aus Seilen, Hebeln und Trägern, denen die Muskelarbeit obliegt, die Aufmerksamkeit des Betrachters zu erregen». Doch diese Arbeit stiess auf Widerstand. Die religiöse Repression setzte sich durch. Ab den 1490er Jahren schuf Botticelli «keine fabelhaften Mähnen mehr. Er bedeckte das Haar unter dicken Stoffschichten oder verwandelte es in wellige Strähnen, ebenso repetitiv wie lang.» In seiner Jugend verstand sich Botticelli auch auf das Malen prächtiger Männerfrisuren, doch am Ende gab er sich an dieser Front geschlagen. Sein «Christus, der Erlöser» (um 1500) ist «das einzige Spätwerk, in dem er sich noch für das Kopfhaar interessiert».

Am Ende bedeckt

«Die Kunstgeschichte», so schreibt Lugli weiter, «hat sich bis vor kurzem nur am Rande für Haare interessiert.» Der amerikanische Kunsthistoriker Bernard Berenson hielt Leonardos unbehaarte Köpfe für die besten Zeichnungen der Renaissance – ein Urteil, so Lugli, «das getragen ist von der patriarchalen Moral, welche die Kunstgeschichte bis heute prägt».

Der Artikel ist zuerst auf *Jstor Daily* erschienen. Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.

Lindners Liberalala

Der Liberalismus ist nicht prinzipienlos. Die FDP lässt ihn nur so aussehen.



Von wem stammt folgende Aussage: «Wer pauschal über «Sozialtourismus» und «kleine Paschas» spricht, der kann keinen Führungsanspruch für das moderne Deutschland begründen.»

Instinktiv würden Sie wohl auf irgendeinen Politiker von den Grünen tippen. Tatsächlich stammt die Aussage jedoch von Finanzminister und FDP-Chef Christian Lindner, der es sich offenbar zur Aufgabe gemacht hat, auch noch die letzten Reste des schwarz-gelben Wählerpotenzials zu vernichten.

Anders als die meisten bin ich ihm jedoch dankbar für diese klare Ansage, weil jetzt sogar der Letzte begreifen müsste, was seit Jahren offensichtlich ist: dass die FDP mit dem klassischen Liberalismus ungefähr noch so viel zu tun hat wie Innenministerin Nancy Faeser mit Kontrollen an der deutschen Grenze: nämlich nichts.

Es gibt keine Liberalen mehr in der deutschen Parteienlandschaft. Zumindest nicht bei den «Freien Demokraten», wie man sich konsequenterweise selbst nennt und damit wenigstens nicht weiter das Wort Liberalismus beschmutzt. Was wir hier in Gestalt der FDP sehen, ist allenfalls eine Karikatur des Liberalismus – oder wie ich zu sagen pflege: Liberalala.

Die Vorstellung, dass Freiheit und Fortschritt vor allem durch maximale Gleichgültigkeit zu erreichen sind. Ein «Liberalismus», dessen Markenkern darin besteht, für nichts zu stehen und sich deshalb lediglich dem Zeitgeist anbietet.

Wer eine solche Vorstellung von Liberalismus vertritt, der hat natürlich kein Problem damit,

zu behaupten, dass die Modernität dieses Landes darin besteht, Integrationsprobleme nicht zu benennen und die Einwanderung aus den illiberalsten Gesellschaften der Welt weiter zu vereinfachen. Wer die Aufgabe der eigenen Partei lediglich darin sieht, jedem Feind der Freiheit das Leben zu erleichtern, überzeugt ihn jedoch nicht von den Vorzügen des Liberalismus

Die FDP hat mit dem klassischen Liberalismus so viel zu tun wie Nancy Faeser mit Grenzkontrollen.

und der damit verbundenen Toleranz, sondern von seiner Schwäche. Gerade gegenüber Ideologien, die sehr wohl wissen, wofür sie stehen.

«If you stand for nothing, you'll fall for anything.» Zu Deutsch: «Wenn du für nichts stehst, wirst du auf alles hereinfallen.» So lautet ein bekanntes Zitat, und das trifft es hier auf den Punkt. Die heutige FDP hat verlernt, für etwas zu stehen, das über die bloße Toleranz gegenüber allem und jedem hinausgeht. Der Liberalismus ist nicht prinzipienlos, aber die FDP lässt ihn so aussehen. Und wer konturlos erscheint, der geht in dieser Zeit, in der die Sehnsucht nach Konturen in der Politik grösser denn je ist, schlichtweg unter.

Auf gerade einmal 6 Prozent kommt die FDP laut der letzten Sonntagsfrage vom 21. Januar 2023. Bei der letzten Bundestagswahl waren es noch 11,5 Prozent. Die CDU steht derweil mit Friedrich Merz bei 27 Prozent und damit 4,5 Prozentpunkte über dem Ergeb-

nis von 2021. Auch die AfD verbessert sich um knapp 4 Prozentpunkte auf 14 Prozent. Es ist mir ein Rätsel, wie man aus dieser Position heraus auf die Idee kommen kann, anderen den Führungsanspruch abzusprechen.

Der Liberalismus muss wehrhaft sein. Das bedeutet nicht nur, sich nicht ständig aus Gründen der vermeintlichen «Coolness» einem linken Zeitgeist und damit jenen anzubiedern, die einen sowieso nicht wählen, sondern auch zu zeigen, was das liberale Gesellschaftsmodell, das immerhin in Sachen Frieden und Wohlstand das erfolgreichste der Welt ist, ausmacht. Er muss wehrhaft gegenüber jenen sein, die seine Toleranz ausnutzen, um ihn über kurz oder lang abzuschaffen. Das gilt für Links- und Rechtsextreme genauso wie für religiöse Fundamentalisten. Gerade deshalb wäre es so wichtig, sich klar für eine Begrenzung der Zuwanderung aus islamischen Ländern auszusprechen, statt sich zum Erfüllungsgehilfen der grünlinken Dystopie zu machen.

Aber auch abseits der Migration liegen die Themen für Liberale auf der Strasse, und es ist das grosse Versagen der FDP unter Lindner, hieraus nichts zu machen. «Freiheit stirbt immer zentimeterweise», zitierte der lang unterschätzte Guido Westerwelle einst in einer Rede Karl-Hermann Flach. Und sie könnte kaum bedrohter sein als heute. Durch die Zuwanderung genauso wie durch eine linke Cancel-Culture, die den Korridor des Sagbaren immer weiter verengt hat.

Schade, dass die FDP nicht mehr zu sehen scheint, wo die Bedrohungen liegen.

Sie will gewinnen, immer

Die Schweizer Kufenvirtuosin Lara Stalder dominiert die schwedische Eishockeyliga. Nun soll sie in Zug ein neues Sportzeitalter einläuten.

Thomas Renggli

Lara Stalder als «beste Schweizer Eishockey-Feldspielerin der Geschichte» zu bezeichnen, ist keine Übertreibung. Die 28-jährige Luzernerin war ihren Kolleginnen meistens einen Schlittschuhschritt voraus. Mit dreizehn Jahren debütierte sie in der Schweizer Top-Liga, mit neunzehn gewann sie mit den ZSC Lions den ersten nationalen Meistertitel, ein Jahr später stand sie in der Schweizer Olympia-Auswahl, die in Sotschi sensationell die Bronzemedaille holte.

Seit ihrem Transfer nach Schweden (2017) dominiert sie die dortige Liga mit ihrem Spielverständnis und den Abschlussqualitäten, wie man dies zuvor kaum einmal von einer einzelnen Spielerin erlebt hatte: Schon vier Mal gewann sie die Scorer-Wertung. 2021/22 erreichte sie für ihren Klub Brynäs IF mit sagenhaften 89 Punkten in 32 Spielen einen neuen Rekordwert in der Ligageschichte. Dass Stalder schon das zweite Mal als beste Stürmerin der Liga ausgezeichnet wurde, war nichts als logisch. «Ich will gewinnen. Immer», sagt sie – und fügt an: «Ich habe zwei Gesichter. Auf dem Eis verzeihe ich kaum Fehler. Daneben will ich eine nette Person sein, die mit allen gut auskommt.»

Von den USA nach Schweden

Stalder zog schon früh aus der Innerschweiz weg, um ihren Traum von einer Eishockeykarriere zu leben. 2013 wechselte sie in die amerikanische College-Liga nach Minnesota, 2017 folgte der Schritt nach Schweden: zunächst zu Linköping, seit drei Jahren ist sie bei Brynäs IF engagiert.

Wie gross im Eishockey der finanzielle Unterschied zwischen Männer- und Frauenligen ist, zeigt sich daran, dass Stalder im Hinblick auf die Winterspiele in Peking 2022 ihre Sommerzubereitung in der Schweiz selber finanzieren musste. Täglich trainierte sie im Leistungszentrum OYM im zugerischen Cham. Die dafür nötigen 14 000 Franken hatte sie per Crowdfunding gesammelt.

Doch darüber mag sich Lara Stalder nicht lange aufhalten. Ihre Winner-Mentalität gilt auch für ihre Aktivitäten neben dem Eis. Beim

EV Zug hat sie als «Projektmanagerin Nachhaltigkeit» in den Bemühungen des Klubs in diesem Themenbereich eine Schlüsselrolle. Dazu sagt sie: «Wir haben als erfolgreicher Sportklub eine gesellschaftliche Verantwortung und können eine Vorbildfunktion einnehmen.»

Dabei kommen Stalder ihre Erfahrungen zugute. Die Innerschweizerin arbeitet bei Brynäs Teilzeit auf der Geschäftsstelle und ist in diverse Nachhaltigkeitsprojekte involviert. Dieses Engagement ermöglicht es ihr, den Lebensunterhalt mit Eishockey zu bestreiten. In Zug, wo sie derzeit mit einem Zehn-Prozent-Pensum angestellt ist, kann sie dieses Wissen gezielt einbringen. CEO Patrick Lengwiler sagt dazu: «Mit ihrem Know-how unterstützt sie den Prozess

enorm und bringt auch eine Aussensicht mit, die neue Themen ins Zentrum rückt.»

Dass sie dies während der Saison meistens im Fernverfahren tut, betrachtet Lengwiler sogar als Vorteil: «Weil sie nicht ins All-

«Ich habe zwei Gesichter. Auf dem Eis verzeihe ich kaum Fehler.»

tagsgeschäft involviert ist, nutzt Lara ihre Zeit ausschliesslich für die Schwerpunkte rund um die Nachhaltigkeit beim EVZ.» Stalder ergänzt lächelnd: «Mit der Pandemie haben wir gelernt, wie man digital und online



«Neben dem Eis will ich eine nette Person sein»: Hockey-Meisterin Stalder.

arbeitet. Mein Home-Office ist halt meistens in Schweden.»

Grundsätzlich bezeichnet Lara Stalder ihre Erfahrung aus Skandinavien als grossen Vorteil: «In Schweden merkt man, dass die Gesellschaft sozialer eingestellt und bezüglich dieser Themen stärker sensibilisiert ist als in der Schweiz.» Natürlich sei sie diesbezüglich aber auch geprägt von ihrem Klub Brynäs IF, der eine Vorreiterrolle bei diesem Thema einnimmt.

«Es passt perfekt»

Eine ähnliche Stellung will sich in der Schweiz der EV Zug erarbeiten – mit Inputs von Lara Stalder. Der Klub hat dieses Jahr seine Unternehmensziele definiert und im «EVZ-Fahrplan» festgehalten. Darin eingeschlossen ist die Etablierung einer Frauenequipe in der höchsten Liga. In der kommenden Saison startet das ambitionöse Projekt in der zweithöchsten Klasse.

Das ist Grund genug für Lara Stalder, ihr schwedisches Abenteuer zu beenden und in der Schweiz ein neues Kapitel aufzuschlagen. «Es freut mich, in meine Heimat zurückzukehren und zum EVZ zu stossen», so die Stürmerin am Montag an einer Medienkonferenz. «Für mich ist es eine Herzensangelegenheit, die Strukturen im Fraueneishockey in der Zentralschweiz mitaufzubauen. Der EVZ verfolgt die gleichen Ziele und Visionen wie ich – es passt perfekt.» Oder in anderen Worten: Auf Lara Stalder ist Verlass. Im und neben dem Rink.



In der Stadt wird's eng

Nie war die Wohnungsnot in der Schweiz grösser. Schuld ist die Politik, die Bauherren vergrault.

Hans Kaufmann

Wer in Zürich oder anderen Städten der Schweiz seine Wohnung räumen muss, weil die Eigentümer teils auf staatliches Geheiss ihre Gebäude energetisch oder lärmdämpfend sanieren wollen oder müssen, findet kaum einen Ersatz. Selbst teure Wohnungen sind in den Städten Mangelobjekte geworden.

Rund 61 000 leerstehende Wohnungen zur Jahresmitte 2022 erwecken zwar den Eindruck, es gäbe ausreichend freie Wohnungen. Aber in den Städten liegt die Leerstandsquote mit 0,38 Prozent in Genf, 0,33 Prozent in Zug oder 0,07 Prozent in Zürich deutlich unter dem Landesmittel von 1,3 Prozent.

In der Stadt Zürich wurde am 1. Juni 2022 mit nur noch 161 freien Wohnungen der tiefste Stand seit 2011 erreicht. Die Leerwohnungsziffer sank innert Jahresfrist von 0,17 auf nur noch 0,07 Prozent. Diese Misere hat sich die Stadt Zürich selbst beziehungsweise ihrer politischen Führung zuzuschreiben, denn es lohnt sich für rational denkende Investoren in diesem politischen Umfeld kaum mehr, private Wohnanlagen zu errichten.

Parmelin ist aufgewacht

In der Schweiz hält nicht nur der überspannte Mieterschutz Bauwillige vom Bau neuer Wohnungen ab. Der Kurswechsel der Schweizerischen Nationalbank hat seit Ende 2022 zu einer grossen Verunsicherung geführt, denn potenzielle Bauherren warten nun mit der Umsetzung ihrer Vorhaben ab, bis Klarheit bezüglich der weiteren Zinsentwicklung herrscht. Geringe Baulandreserven, hohe Landpreise, Einsparungen und langwierige Baubewilligungsverfahren kombiniert mit einer rigiden Umsetzung der Energie- und Lärmvorschriften verzögern viele Bauprojekte.

Baubewilligungsverfahren dauern, wie unlängst selbst erlebt, auch heute noch deut-



Es mangelt selbst an teureren Objekten.

lich mehr als ein Jahr. Grössere Sorgen bereitet den Bauherren aber die zunehmende Eigentumsfeindlichkeit der Politik, werden doch Hausbesetzungen toleriert, staatliche Vorkaufsrechte implementiert und Enteignungen gefordert.

In den letzten fünf Jahren wuchs die Bevölkerung jährlich um rund 0,8 Prozent. 2023 betrug die Zunahme 1,16 Prozent oder 102 354 Menschen.

Logischerweise müsste der Wohnraum etwa im gleichen Tempo zulegen, das heisst, etwa 130 neue Wohnungen pro Tag. Gemäss dem Bundesamt für Statistik verfügte die Schweiz Ende 2021 über 4,69 Millionen Wohnungen. Ein Prozent würde ein Neubauangebot von 47 000 Wohnungen bedeuten.

Wer soll Wohnungen erstellen?

Aber das Bevölkerungswachstum ist nicht der einzige Treiber der Nachfrage. Immer mehr Menschen wohnen heute allein und nicht mehr in Grossfamilien. In der Stadt Zürich liegt die Belegung pro Wohnung unter zwei Personen. Dazu kommt ein zusätzlicher Raumbedarf pro Kopf, eine Folge des wachsenden Wohlstandes.

Die Zürcher Kantonalbank erwartet für 2023 einen Rückgang der neuerstellten Wohnungen auf 38 000 nach 40 000 im letzten Jahr und 43 000 im Jahr 2021. Wirtschaftsminister Guy Parmelin hat zwar unlängst den Ernst der Lage erkannt. Er glaubt, dass 50 000 Neuwohnungen pro Jahr notwendig wären, um die wachsende Nachfrage zu befriedigen. Aber wer soll so viele Wohnungen erstellen, wenn nicht die vergraulten privaten Bauträger?

Die Baubewilligungen für Mietwohnungen sind seit der Hochkonjunktur im Wohnungsbau 2018 schweizweit und im Kanton Zürich um 25 Prozent gesunken. Damit ist klar, der Wohnungsbau schrumpft auch 2023, und die Leerstandsquote wird weiter fallen.

Ein Sieg der Ukraine ist ausgeschlossen

Je länger der Krieg dauert, um so schwieriger wird es sein, einen Frieden auszuhandeln. Wer auf eine vollständige Niederlage Russlands setzt, verkennt die Lage.

Harald Kujat, General a.D.

Es wird behauptet, Bundeskanzler Olaf Scholz sei politisch feige, weil er sich lange nicht entschliessen konnte, Leopard-2-Panzer an die Ukraine zu liefern. Ich bin dagegen überzeugt, dass Scholz politisch klug und besonnen handelt. Er hatte gute militärische Gründe auf seiner Seite.

Viele Politiker und Journalisten meinen, die Lieferung von Leopard 2 und anderen modernen westlichen Kampfpanzern könnte den Kriegsverlauf zugunsten der Ukraine wenden. Nicht Waffensysteme gewinnen oder verlieren einen Krieg, sondern Soldaten.

Um den höchsten Einsatzwert der modernen westlichen Panzer durch die ukrainischen Streitkräfte zu erzielen, müssten sie über die Fähigkeit zum Gefecht der verbundenen Waffen mit diesen Waffensystemen verfügen. Das erfordert eine lange Ausbildung der Truppe und der militärischen Führung auf allen Führungsebenen und setzt voraus, dass durch den Ausgleich der Stärken und Schwächen der verschiedenen Systeme ein Höchstmass an Synergie entsteht.

Risiko einer Eskalation

Der ukrainische Generalstabschef Walerij Saluschnyj, auf den ich übrigens grosse Stücke halte, hat darüber hinaus darauf hingewiesen, dass er mindestens 300 moderne Kampfpanzer, 600 bis 700 Schützenpanzer sowie 500 Haubitzen braucht, nur um die russischen Streitkräfte auf den Stand vom 24. Februar zurückzudrängen. Dabei ist von dem Ziel Selenskyjs, alle besetzten Gebiete zu befreien, noch gar nicht die Rede.

Saluschnyj bestätigt damit, dass die Lieferung von einigen Dutzend westlichen Panzern die strategische Lage der Ukraine nicht entscheidend verändert, aber den Krieg verlängert und das Risiko einer Ausweitung oder Eskalation erhöht.

Es gibt gute Gründe, die Ukraine in ihrem Verteidigungskampf zu unterstützen. Aber es ist auch unbestreitbar, dass durch die Intensivierung und Verlängerung des Krieges unabhsehbare Gefahren entstehen. Deshalb ist ein

unpolitischer Ansatz abzulehnen, der sich auf die Lieferung von Waffen beschränkt.

Nur ein dualer Ansatz, neben der materiellen Unterstützung den Krieg mit politischen Mitteln zu begrenzen und auf kürzestem Wege zu beenden, dient den Interessen der Ukraine ebenso wie unseren eigenen. In einem Krieg darf die Gewalt niemals die Politik ersetzen. Das Ziel muss immer ein Verhandlungsfrieden sein, denn nur der hat Bestand.

Neue Offensive der Russen

Es ist jetzt eine militärische Lage entstanden, zum Teil durch die Jahreszeit bedingt, die man nutzen könnte, um diesen furchtbaren Krieg zu einem vernünftigen Ende zu bringen. Grosse dynamische Truppenbewegungen durch mechanisierte Verbände sind im Augenblick nicht möglich. Aber wenn sich die Lage ändert, werden die Russen wieder die Offensive ergreifen.

Es wird immer wieder gesagt, die Ukraine müsse siegen, die Ukraine müsse den Krieg ge-

winnen. Man muss freilich differenzieren zwischen «einen Krieg gewinnen» und «militärische Siege» erzielen. Einen Krieg gewinnt man dann, wenn man die politischen Ziele, deretwegen man diesen Krieg führt, erreicht.

Niemand wird diesen Krieg gewinnen. Weder Russland noch die USA, und schon gar nicht die Ukraine. Allein die Tatsache, dass

In einem Krieg darf die Gewalt niemals die Politik ersetzen. Das Ziel muss ein Verhandlungsfrieden sein.

Finnland und wohl bald auch Schweden Mitglieder der Nato werden, ist ein enormer Rückschlag für Russland. Aber auch die Vereinigten Staaten werden ihre Ziele, nämlich die politische, wirtschaftliche und militärische Schwächung Russlands, ihres geopolitischen Rivalen, nicht erreichen.

Was sind unsere Ziele?

Bleibt die Frage des militärischen Erfolges. Ein militärischer Sieg der Ukraine über Russland ist ausgeschlossen. Sollte es Russland gelingen, die eroberten Gebiete zu halten und zu konsolidieren, könnte es möglicherweise seine sogenannte begrenzte militärische Spezialoperation als mit einem Sieg für beendet erklären. Damit würde die Verantwortung für die Fortführung des Krieges auf die Ukraine und den Westen verlagert.

Diese Überlegung zeigt die dringende Notwendigkeit, die eigenen Ziele unter den gegebenen Bedingungen zu definieren und der Politik wieder die Bedeutung zu verleihen, die ihr zukommt, um eine politische Lösung auch im Hinblick auf eine künftige europäische Friedens- und Sicherheitsordnung anzustreben.

General a.D. Harald Kujat war bis 2005 Vorsitzender des Nato-Militärausschusses sowie des Nato-Russland-Rates und der Nato-Ukraine-Kommission der Generalstabschefs.

Aufgezeichnet von Pierre Heumann



Winterpause als Chance:
Militärexperte Kujat.

«Ihr seid schuld!»

Zeitgenössische Zankthemen befördern den Clash der Generationen. Ein Vorschlag zur Abhilfe.



Magnus, bevor du Wissenschaftler diffamierst, solltest du zuerst selbst einen Abschluss machen. Ausserdem hast du keinen Job und lässt dich von deinen Eltern finanzieren. Ich bezahle deine vegane Pizza, und wenn du zur Vernehmung wegen Tierquälerei musst, leihe ich dir meinen Wagen. Wie passt das zusammen, ein grüner Aktivist zu sein und fossilen Brennstoff zu verwenden? Das wird schnell zur Doppelmoral.» Der 21-jährige Magnus erträgt die Ansage seiner Mutter nur schwer, die sie in einem gemeinsamen TV-Interview in einer Folge der vierten Staffel der Netflix-Serie «Borgen» (2022) macht. Sie ist die dänische Aussenministerin Birgitte Nyborg, die eine internationale Krise angesichts von Ölförderung in Grönland abwenden muss. Als wäre das nicht schon knifflig genug, wird sie auch noch von ihrem Sohn, einem Aktivist, für ihre Politik angegriffen. Wütend wirft er ihr vor, sie und ihre Generation hätten «die Welt zerstört»; Nyborg entgegnet dezent genervt, seine Generation kritisiere ständig nur, anstatt konstruktive Vorschläge vorzubringen.

«Borgen» ist eine grossartige Serie, und die Szene trifft die Realität ganz gut. Sie steht für einen Konflikt – bei Umwelt-, aber auch anderen Zankthemen –, der vor allem zwischen der jüngeren und der älteren Generation stattfindet. So manche jungen Leute wettern gegen die Älteren, machen sie für ihre «zerstörte Zukunft» verantwortlich, für den Klimawandel. Dass die junge Generation heute mit ihrem Lebensstil viel mehr Ressourcen verschwendet als die Generation ihrer Eltern und Grosseltern in deren Alter – laut dem Mikrozensus Mobilität und

Verkehr 2015 fliegen junge Erwachsene auch am meisten, viel häufiger als ältere Personen –, wird elegant ausgespart. Junge, moderne Menschen besitzen Zugang zu viel mehr Möglichkeiten und Wohlstand als alle Generationen vor ihr. Das soll kein Vorwurf sein; damals gab es nun mal keine Billigflüge, die jugendliche Abenteuerlust mühelos befriedigten, oder einen Lifestyle, der allmorgendliche SUV-Paraden vor Schulhäusern

Man verbessert die Welt nicht durch Protest, sondern durch Fortschritte, durch Anpacken.

mit sich brachte, oder Anschaffungen wie neue Smartphones oder Laptops im Zweijahresrhythmus. Und so weiter.

Ähnlich wie Magnus in «Borgen», der Schweinelaster entführt, um gegen die Bedingungen in der Tierhaltung zu protestieren, haben so manche Vertreter der jungen Generation ein unverkrampftes Verhältnis zu rigorosen Protestaktionen, sie blockieren gerne den Verkehr oder beschädigen fremdes Eigentum in Museen. Mit rabiatischen Parolen demonstrieren sie auch bei Anliegen der sozialen Gerechtigkeit: «Umverteilung! Erbschaftssteuer von 100 Prozent! System ändern! Radikal! Kapitalismus ist eine verdammt blöde Idee.» Sie wollen einen Wandel erzwingen, über Nacht.

Sich für seine Ideale einzusetzen, halte ich für eine sympathische Sache. Emotionsgeladene Ungeduld ist untrennbar mit Jugend verbunden, auch die einzig richtige Lösung für jedes Pro-

blem kennen zu meinen, ist eine Haltung, die man in jüngeren Populationen weitaus häufiger antrifft. Einen kompromissbereiten Standpunkt einzunehmen, bereitet oft Mühe.

Soziale Ungerechtigkeit existiert, der Klimawandel ist eines der am dringendsten zu lösenden Probleme. Darin sind sich die allermeisten einig, auch die älteren Generationen, denen man nun wirklich nicht vorwerfen kann, ihren Kindern und Enkeln eine Welt in desolatem Zustand hinterlassen zu wollen. Der Konsens scheitert am Weg dahin. Der Klimawandel werde nicht gelöst durch woke Proteste in reichen Ländern, sondern «durch Arbeiten, Erschaffen und Erbauen», betonte der britische Autor Konstantin Kisin jüngst in einer vielbeachteten Rede vor der Oxford Union. «Und das Problem mit der Woke-Kultur ist, dass sie zu viele junge Menschen lehrte, das zu vergessen.»

Mein Vorschlag wäre, dass die älteren Menschen zu gewiefteren PR-Leuten ihrer eigenen Sache werden. Den Jüngeren die positive Botschaft vermitteln: Man verbessert die Welt nicht durch Protestversammlungen, sondern durch technologische Fortschritte, durch Anpacken, auch durch Kompromisslösungen. Die junge Generation könnte sich im Gegenzug den reichlich kindlichen Ansatz der Schuldzuweisung gegenüber den Älteren abgewöhnen. Und sich wieder ins Gedächtnis rufen, dass das immerhin die Leute sind, die ihren Wohlstand erst erschaffen haben.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli

Seid fruchtbar und mehret euch

Öko-Narzissen träumen von einem Planeten mit weniger Menschen. Sie liegen falsch. Die Welt braucht Bevölkerungswachstum.

Francis Pike



Das Sterbealter steigt, die Geburtenrate sinkt.

Am 15. November letzten Jahres überschritt die Weltbevölkerung die Grenze von acht Milliarden Menschen. Es war ein Meilenstein, der weltweit kein grosses Echo auslöste. Dies hätte den englischen Ökonomen Thomas Malthus überrascht, der 1798, als die Weltbevölkerung weniger als eine Milliarde betrug, in seinem «Essay on the Principle of Population» voraussagte, dass das Bevölkerungswachstum zu einer Massenverhungern führen werde. Das war nicht der Fall.

Hungersnöte entstehen aufgrund von Kriegen, wirtschaftlicher Misswirtschaft und so weiter, aber nicht, weil der Planet nicht mehr ausreichend Nahrungsmittel produzieren kann. Selbst das Uno-Umweltprogramm räumt ein, dass die Welt derzeit genug Nahrungsmittel produziert, um zehn Milliarden Menschen zu ernähren. Einer der Vorteile der glo-

balen Erwärmung, der von Ökofanatikern oft ignoriert wird, ist die globale Begrünung; die Satelliten der Nasa zeigen, dass die Erde in vierzig Jahren um 30 Prozent grüner geworden ist.

Vor allem in den Kreisen der Ökologen ist der malthusianische Irrglaube noch immer präsent. Schwarzmalerei ist ihr Metier. Die niederländische Ökostiftung «Ten Million Club» warnt selbstgefällig: «Unser Planet kann nicht mehr als zwei Milliarden Menschen eine (westliche) Lebensqualität bieten.»

Al Gore, Prinz Harry, Greta Thunberg

Im Allgemeinen handelt es sich bei den führenden Umweltschützern um reiche Menschen oder Menschen aus der Mittelschicht, die sich über ein Bevölkerungswachstum ärgern, das ihre Lebensqualität beeinträchtigt. Ihre Bedenken werden von einer privilegierten, wohlhabenden Elite geteilt, die durch

moralische Angeber wie Al Gore, Prinz Harry und Greta Thunberg vertreten wird. Letztere hat jüngst gegen den Ausbau eines Kohlebergwerks in Norddeutschland demonstriert,

In Kreisen der Ökologen ist der malthusianische Irrglaube präsent. Schwarzmalerei ist ihr Metier.

wobei sie offensichtlich die Bedürfnisse der energiearmen Bevölkerung in Deutschland ignoriert.

Vor ein paar Jahren war ich zu einem grossen Öko-Dinner im «Walbrook Club» in London eingeladen, wo eine ähnliche Gruppe wohlhabender Öko-Narzissen, während sie am Tisch schlemmten, sich pompös darauf einigten, dass in China und Indien wegen der globalen Erwärmung kein Wirtschaftswachstum

zugelassen werden sollte. Mit anderen Worten: «Lasst die Armen der Welt arm bleiben.»

Bei einer anschliessenden Öko-Podcast-Veranstaltung wurde ich unter anderem von Sir David King (wissenschaftlicher Berater des damaligen Premierministers Tony Blair) und Baroness Minouche Shafik (ehemalige stellvertretende geschäftsführende Direktorin des IWF) heftig kritisiert, weil ich behauptet hatte, der Immobilienboom in China und Indien sei eine gute Sache, da er es der zuvor armen Landbevölkerung ermögliche, ein eigenes Bad zu haben und die anderen Annehmlichkeiten des westlichen Lebens zu geniessen.

Ein ähnlicher Öko-Narzissmus betreibt Sir David Attenborough, der britische Tierfilmer und Naturforscher, dessen Äusserungen von der woken Elite in linken Medienorganisationen wie der BBC mit gottähnlicher Verehrung aufgesogen werden. «Meiner Meinung nach», so Attenborough, «muss die Menschheit ihren Einfluss auf die Erde dringend reduzieren.» Bevölkerungsreduktion ist sein Mantra.

«Leidenschaft zwischen Geschlechtern»

Einer der sehnlichsten Wünsche der Öko-Narzissen – die Entvölkerung – wird bald in Erfüllung gehen. Die Menschen vermehren sich nicht mehr. Auch hier hat sich Malthus geirrt. Für ihn war es eines der «festen Naturgesetze», dass die Bevölkerungszahlen aufgrund der «Leidenschaft zwischen den Geschlechtern» immer steigen würden.

Die Geburtenraten sinken jedoch nicht wegen des nachlassenden Sexualtriebs, sondern wegen des zunehmenden Wohlstands und des technischen Fortschritts (z. B. Verhütung und Gesundheitsfürsorge). Jüngstes Beispiel ist China, wo die Bevölkerung 2022 erstmals nach vielen Jahrzehnten geschrumpft ist. Malthus konnte diese Entwicklungen nicht vorhersehen.

Heute wird das Bevölkerungswachstum grösstenteils durch eine sinkende Sterberate gestützt. Seit 1850 ist das durchschnittliche Sterbealter der Weltbevölkerung von 40 auf 73 Jahre gestiegen. Die Geburtenraten sind in den letzten dreissig Jahren eingebrochen. In den 193 Ländern der Welt verzeichnet die Hälfte eine Kinderrate von weniger als 2,1 Kindern pro Frau. Auf der Liste stehen die bevölkerungsreichsten Länder Indien (2,1), China (1,7), die Vereinigten Staaten (1,8), Brasilien (1,7), Bangladesch (1,9), Russland (1,8) und Japan (1,4) sowie Europa (1,5). In einigen Ländern ist die Rate auf ein katastrophales Niveau gefallen: in Italien und Griechenland mit 1,3 zum Beispiel oder Südkorea mit einem erstaunlichen Wert von 1,1.

Von den grossen Ländern werden nur Pakistan und Nigeria ihre Bevölkerungszahl deutlich erhöhen: Sie wird bis 2075 von 220 Millionen auf 440 Millionen beziehungsweise von 218 Millionen auf 580 Millionen anwachsen. Die mittlere Erwartung der Uno ist jedoch, dass die

Weltbevölkerung zu diesem Zeitpunkt einen Höchststand von etwa 8,5 Milliarden erreichen wird, bevor sie voraussichtlich wieder zurückgehen wird.

Das Bevölkerungswachstum ist keineswegs so schädlich, wie die Öko-Narzissen behaupten, sondern ein enormer Segen für den Lebensstandard. In der Vergangenheit haben die Länder von einer Bevölkerungspyramide mit vielen jungen Arbeitnehmern am unteren Ende und ei-

Das Bevölkerungswachstum ist ein enormer Segen für den Lebensstandard.

nigen wenigen Rentnern an der Spitze profitiert. Doch während die Kombination aus sinkender Geburtenrate und steigender Lebenserwartung in der Vergangenheit ein Segen für das Wirtschaftswachstum war, beginnt sich dieser Kreislauf im neuen Jahrtausend umzukehren.

Unter den 25 Ländern mit dem höchsten Durchschnittsalter nimmt Europa 22 der 25 Spitzenplätze ein. Infolgedessen beginnt Europa nun die chronischen sozialen Probleme zu erleben, die Japan, das Land mit der ältesten Bevölkerung, die im Durchschnitt 48,6 Jahre alt ist, seit mehr als einem Jahrzehnt herausfordern.

Die japanische Industrie wird von einem chronischen Arbeitskräftemangel geplagt. Die bisherigen Versuche, mehr Einwanderer mit Sondervisa ins Land zu holen, die über 65-Jährigen zur Rückkehr ins Arbeitsleben zu bewegen und die Geburtenrate zu erhöhen, konnten die auf den Kopf gestellte Alterspyramide nicht wieder umkehren. Eine schrumpfende und alternende Erwerbsbevölkerung wird eine wohlhabende Rentnerbevölkerung unterstützen müssen, die bald 35 Prozent der japanischen Gesellschaft ausmachen wird. Nach Schätzungen der Uno müsste das Rentenalter in Japan auf 77 Jahre angehoben werden, um das Verhältnis zwischen Erwerbstätigen und Rentnern wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

Anhebung des Rentenalters

Dies ist auch die Zukunft Europas. Es ist zu befürchten, dass Europa wie Japan in den 1990er Jahren in eine lange Periode wirtschaftlicher Stagnation eintritt. Wie in Japan ist in Europa die Staatsverschuldung in Prozent des BIP, insbesondere im Mittelmeerraum, seit dem Jahr 2000 dramatisch angestiegen: In Frankreich von 58 auf 113 Prozent, in Italien von 109 auf 145 Prozent und in Spanien von 58 auf 116 Prozent. Versuchen Sie einmal, diese Wahrheiten einem französischen Gewerkschafter zu erzählen.

Das ist es, was Präsident Macron tut, oder zumindest versucht zu tun. Da die Rentenzahlungen in Frankreich inzwischen höher sind als in jedem anderen europäischen Land, hat Macron kaum eine andere Wahl. Sein

aktueller Gesetzesentwurf sieht eine Anhebung des Rentenalters von 62 auf 65 Jahre vor. Das ist immer noch weit unter dem erforderlichen nachhaltigen Niveau. Die Steuern müssen für ein immer kleiner werdendes Angebot an Arbeitskräften erhöht werden. Nicht einmal Macrons bescheidene Reformen werden wahrscheinlich in Kraft treten. Er ist Teil einer Minderheitsregierung in einem Land, in dem 70 Prozent der Wähler eine Erhöhung des Renteneintrittsalters ablehnen.

Im Vereinigten Königreich und in Deutschland liegt das Renteneintrittsalter bei 66 Jahren, aber wie im übrigen Europa werden weitere Erhöhungen erforderlich sein. Die Rentenkosten sind nur eines der Probleme, die durch die globale Alterung aufgeworfen werden. Wie in Japan wird auch der Westen bald eine drastische Neujustierung seiner Wirtschafts- und Sozialpolitik vornehmen müssen.

Aufgabe des Staates?

So wird beispielsweise die Altersversorgung in Europa ein noch kritischeres Problem darstellen als in Asien, wo die sozialen Normen verlangen, dass sich die Familien um ihre Alten kümmern. In Europa hat uns der Sozialismus gelehrt, dass dies die Aufgabe des Staates ist. Ich wurde einmal von französischen marxistischen Freunden wegen meiner Unmoral angegriffen, als ich eine Woche Urlaub machte, um alte und kranke Pilger in Lourdes zu pflegen. Das sei die Aufgabe des Staates, argumentierten sie.

Die Öko-Narzissen sollten sich vor dem hüten, was sie sich wünschen. Im vergangenen Jahr hat das plötzliche Ausscheiden der Babyboomer aus dem Erwerbsleben während der Pandemie Europa mit einer unangenehmen demografischen Überraschung konfrontiert. Die Probleme der Entvölkerung mit ihren Auswirkungen auf die Budgets, den Arbeitskräftemangel und die Inflation sind in den Vordergrund getreten. Positiv ist, dass die Öko-Narzissen bald ein anderes Vehikel für ihre moralische Überlegenheit finden müssen.



Erkauftes Schweigen?

Nr. 3 – «Schweizer Meister der Skandale»
Christoph Mörgeli über Alain Berset

Mir war zu jener Zeit, als Lauener offenbar Walder immer wieder über die geplanten Schritte von Berset informierte, aufgefallen, wie in der Hauptausgabe der «Tagesschau» von SRF 1 jeweils am Dienstagabend bereits recht detailliert darüber informiert wurde, was Berset an der Bundesratssitzung am Mittwoch seinen Kollegen im Zusammenhang mit der Covid-Problematik vorschlagen würde. Auch da müsste mal abgeklärt werden, wer das Fernsehen über diese geplanten Absichten immer wieder vorinformiert hatte. *Markus Meier, Rorbas*

Im Artikel ist zu lesen, dass verschiedene Ringier-Publikationen bereits vor Corona von Bersets ausserehelichen Eskapaden wussten und dass sie die Story dann aber fallen liessen. Zufälligerweise soll etwa zu der Zeit Bersets Kommunikationschef eigenmächtig begonnen haben, *Blick* und Co. mit Insiderinformationen zu versorgen. Zynische Zeitgenossen könnten hier ein erkaufte Schweigen der Medien oder gar eine Erpressung vermuten. *Angelo Frei, Bad Ragaz*

Zwerg und Monster

Nr. 2 – «Es ist nicht unser Interesse, ein Vasall zu sein»
Interview von Roger Köppel mit Günter Verheugen

Ein ebenso provokantes wie exzellentes Interview! Schwer vorstellbar, dass Derartiges in einem der auf Regierungskurs gebürsteten deutschen «Qualitätsmedien» erscheinen könnte. Verheugen spricht zu Recht von einer Selbstverzweigung der Europäischen Union,

indem diese im Kontext des Ukraine-Konflikts Vasallendienste für die USA und die Nato leistet. Dieser servile Zwerg mutiert aber prompt zum Monster, wenn es um die von Verheugen eingeforderte «nationale Autonomie» der Mitgliedstaaten geht. Da werden Nationen wie Ungarn, wenn sie sich nicht gleichschalten lassen, unter fadenscheinigsten Vorwänden diffamiert und mit Sanktionen überzogen. Die Schweizer mögen sich vorsehen, dass sie nicht unter die Fuchtel dieser EU-Bürokraten geraten. *Karl-Heinz Ruda, Niedermurach (D)*

Richtige Antwort

Nr. 3 – «Entwarnung aus Rom»
Giulio Meotti über Giorgia Meloni

Spanien und Italien haben historische Schuld auf sich geladen mit ihrem Faschismus, der eine Ideologie war, welche als rechtsextrem und fremdenfeindlich galt. Giorgia Meloni ist eine in einem Mehrparteiensystem vom Volk rechtmässig gewählte Ministerpräsidentin und kann auch wieder abgewählt werden, das macht den grossen Unterschied zum Faschismus von damals. Meloni ist die richtige Antwort auf die drängenden Probleme in Italien, gegen den Schlendrian in der Immigrationspolitik der Linken über Jahrzehnte, bedeutet eine Rückkehr zum Rechtsstaat und weg von der Anarchie und ein Zurück zu den bewährten, konservativen Werten und Inhalten. Eine gesunde Portion Egoismus zum Wohle aller Italiener, von der drittgrössten Wirtschaftsmacht in Europa, gibt meiner Hoffnung Nahrung, dass bald überall die Patrioten und nicht die Anhänger der Globalisierung und des erneuten Grossmachtstrebens unseres Nachbarn siegen werden. *Werner Marti, Chur*

Wandervögel:innen

Nr. 2 – «Diktatur der Eliten»
Kolumne von Thilo Sarrazin

Die uns aufgezwungene Gender-Politik ärgert auch mich. Dazu eine Episode: Einer Bekannten habe ich ein Ferienfoto vom Löwentor in Mykene geschickt. Als Feministin belehrte sie mich, dass es sich hier um ein «Löwintor» handle. Es gebe sogar wissenschaftliche Abhandlungen über diese essenzielle Frage. Zur eigenen Schande muss ich gestehen, dass ich auf Safari in Afrika immer spontan «Schaut, ein Löwe!» gerufen haben, wenn ich eine/n solche/n erspäht habe. Ebenfalls rufe ich gedankenlos und ohne vorgängige Abklärung «Fuchs», kommt mir ein solcher ins Blickfeld. Dafür entschuldigt mich meine Katze, sollte ein/e Hauskatze/-kater meine Aufmerksamkeit erregen. *Andreas Osterwalder, Cureggia*

In Ergänzung über die Veränderung unserer Sprache durch eine demokratisch nicht legitimierte Macht einige Beispiele über gendergerechte Beschreibungen alltäglicher Tätigkeiten und menschlicher Eigenschaften:

- 1 — Fussballschauende: Menschen, die auch Schaufenster einschlagen und Pyros gegen Polizist:innen und Sanitäter:innen abfeuern.
- 2 — Fussgehende Handytippende: Menschen, die nicht auf die Strasse schauen und Autofahrer:innen übersehen, die dann als Folge davon mit Gefängnis bestraft werden.
- 3 — Wandervögel:innen: Menschen, die vor lauter Selfies die Landschaft nicht mehr sehen. *Hansjürg Fitzi, Amden*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



David Van Cortlandt Crosby (1941–2023)



Ikonischer Harmoniegesang: Singer-Songwriter Crosby.

Noch im Dezember twitterte sich der gesundheitlich angeschlagene David Crosby Mut zu: «Ich glaube, ich gründe eine weitere Band und werde wieder live spielen.» Tatsächlich tüftelten er und ein paar Musiker da bereits an neuen Songs. Wenn er einen Weg sah, dem Tod von der Schippe zu springen, dann nur mit Musik. Das hatte schon 1971 geklappt, bei den Aufnahmen zu «Déjà vu» mit CSNY, als seine Freundin Christine Hinton mit dem Auto tödlich verunglückt war. Crosby verschanzte sich im Studio, und wer immer vorbeikam, war eingeladen, mitzumachen an dieser verzweifelten Jam-Session über die Sinnlosigkeit des Zufalls. Joni Mitchell, seine Ex, die jetzt mit Graham Nash zusammen war, half genauso wie Jerry Garcia, der das Ganze produzierte und in Form brachte; keine leichte Aufgabe, da fast jedes der Stücke Endlosigkeit anstrebte.

Trotzdem lässt sich David Crosbys Solodebüt nicht als aus allen Fugen geratenes Kiffer-Delirium abtun. Die Tracks von «If I Could Remember My Name» haben in der Zwischenzeit nicht nur Kultstatus erreicht, sondern lassen erstmals Crosbys Stärken als Songwriter, Interpret und Arrangeur erkennen. Denn obwohl Erster bei der Namensnennung, ist seine Rolle bei Crosby, Stills, Nash & Young nicht ohne Weiteres herauszuhören. Anders als Stills («Love the One You're With»), Nash («Teach Your Chil-

dren») und Young («Helpless») beanspruchte David Crosby nie einen *signature song* für sich. Seine Lieder, etwa «Almost Cut My Hair» oder «Guinnevere», genossen eher Liebhaberstatus. Der Mann mit dem Walrossbart wirkte vor allem im Hintergrund: Mal entdeckte er die völlig unbekannte Joni Mitchell und sorgte dafür, dass alle ihr Kaliber erkannten. Oder er schlug Neil Young vor, die Erschiessung von

Wenn er einen Weg sah, dem Tod von der Schippe zu springen, dann nur mit Musik.

vier Studenten durch die Polizei während einer Demonstration im Mai 1970 musikalisch zu thematisieren («Ohio») – ein Titel, den Crosby trotz diverser Krähe mit Young immer wieder auf seinen Solokonzerten vortrug.

Ausgerechnet er, den in seinen letzten Jahren keiner der früheren Kollegen mehr kennen wollte, ausgerechnet dieser Hitzkopf war als «architect of harmony» (Bob Dylan) für die ikonischen Background-Vocals seiner Bands zuständig. Ein Harmoniegesang, der sich nur mit dem der Everly Brothers, der Beach Boys und den Beatles vergleichen lässt. Die Meisterschaft David Crosbys ist nicht einfach zu entschlüsseln. Der Eagles-Gitarrist Joe Walsh sah

es so: «Er ist die Stimme, die man bei CSN nicht wirklich hört. Seine Stimme hat das Ganze erst zu CSN verwoben.»

Ein weiterer Fingerabdruck dieses unruhigen Genies fand sich in der klanglichen Zwischenwelt, die Dur und Moll voneinander trennt – genauer gesagt, in jener Stimmung, die die Gegensätze aufhebt. Sein besonderes *open tuning* der Gitarre übertrug er auf die Arrangements des Harmoniegesangs, was für verblüffende Wendungen sorgte und die atmosphärischen Grundstimmungen der Songs oft geheimnisvoll auf lud. Mit Ideen für eigene Songs sei er lange Zeit «geradezu verschwenderisch» umgegangen. «Ich habe viel zu spät angefangen, sie aufzuschreiben», sagte er in einem Interview. Erst in den letzten zehn Jahren bekam er seinen kreativen Kreislauf in den Griff. «Durch die Auflösung der Beziehung zu Stills und Nash hatte ich einen gewissen Dampf aufgestaut. Ich hatte eine Menge Saft in mir, der herauskommen wollte.» Der Saft entlud sich in sieben meisterhaften Alben, die er mit jungen Musikern einspielte und die sich als das eigentliche Lebenswerk des David Crosby entpuppen. Songs von eigenwilliger Schönheit und delikater Poesie, die weit über das Einerlei des Pop hinausgehen. Vor einer Woche ist mit David Crosby ein später Gigant unter den Singer-Songwritern gestorben.

Thomas Woerdehoff

Notenbanken bleiben Inflationsapparate

Die Leute in der Euro-Zone nehmen den Geldwertverlust erstaunlich gelassen hin.



Christine Lagarde, Präsidentin der Europäischen Zentralbank (EZB), hat Anfang Woche ihre Einschätzungen der Lage bekräftigt, wie sie sie bei ihrer Ankündigung der Zinserhöhung im Dezember dargelegt hatte. Die EZB hat seit dem Sommer vier Mal die Zinsen im Euro-Raum erhöht, zuletzt auf 2,5 Prozent. Jetzt wird das Publikum darauf eingestimmt, dass weitere Erhöhungen folgen sollen.

Wie am Medienauftritt im Dezember gesagt, müssten die Zinsen noch deutlich und stetig steigen, um «ein ausreichend restriktives Niveau zu erreichen». Die Notenbankführung werde den Kurs beibehalten, um «die rechtzeitige Rückkehr der Inflation zu unserem Ziel sicherzustellen», erst dann könne sie sagen: «Mission erfüllt.»

Was ist die Mission? Es ist noch nicht lange her, dass Lagarde geltend gemacht hat, die Aufgabe der EZB sei es vor allem, die Euro-Zone zusammenzuhalten, wichtiger als die Wahrung der Preisstabilität.

Dann fand die EZB-Führung andere Aufgaben und begann, die Klimafrage ins Zentrum zu schieben. Den Green New Deal vorantreiben und die Vergrünung der Finanzsysteme und Investitionen, das wurde plötzlich zu Lagardes grosser Mission, für die Hunderte Milliarden Euro verschoben werden sollen.

Dass jetzt das 2-Prozent-Ziel derart wichtig wird, ist der EZB-Spitze schwierig zu glauben. Woher kommen die 2 Prozent überhaupt? Die EZB hat früher einmal für sich festgelegt, im Euro-Raum bedeute Preisstabilität eine Inflation von 2 Prozent. Die Gründe dafür sind

nicht so klar. Preisstabilität ist nach gesundem Menschenverstand eigentlich bei null Prozent Inflation zu vermuten. So gesehen, sind alle Notenbanken, die mit dem 2-Prozent-Ziel operieren, Inflationsmaschinen.

Oft kommt das Argument, ein gewisser Preisauftrieb sei günstig für die Wirtschaftsprozesse, etwa im Stil eines Schmiermittels. Eine leichte Inflation mache es zum Beispiel möglich, die Reallöhne leicht zu senken, ohne dass sie nominal zurückgehen und die Leute das zu sehr merken.

Das würde heissen, dass sich die Leute von nominalen Geldwerten mehr oder weniger blenden lassen und nicht genau ausrechnen, was die realen Veränderungen sind. Das scheint heute der Fall zu sein. Sonst müsste doch bei Inflationsraten von gut 9 Prozent ein gewaltiger Protest der Menschen losbrechen, die merken, wie rasch ihr Geld schwindet. Aber es ist nicht so laut. Da denkt die EZB vielleicht schon bald, 3 Prozent Inflation seien auch gut. Oder vielleicht etwas unter 4 Prozent?

Denn einfach zum Geldwert zu schauen, ist für viele Notenbanker zu langweilig. Sie wollen fördern, umverteilen, retten, mit fremdem Geld Applaus einheimsen.

Inpfung wirkt zurück

In den schärfer werdenden Diskussionen über schädliche Nebenwirkungen der Covid-Impfstoffe sind die Unternehmen, welche die Produkte entwickelt und auf den Markt gebracht haben, in einer starken Position. Sie haben in einer Zeit, in der alle verzweifelt nach Mitteln gegen das Coronavirus gerufen hatten, das Be-

gehrte geliefert, ja in den Augen vieler fast hergezaubert. Sie konnten damit rechnen, dass sie blendend wirkten, und haben im Markt dann den Aufbau von Vertrauenskapital vernachlässigt.

In der Medizin sind über lange Zeit Institutionen aufgebaut worden, die bei der Bewilligung und Inverkehrbringung von Arzneimitteln für Sicherheit und Qualität sorgen sollen. Die Leute sollen darauf vertrauen können.

Im Fall der Covid-Impfstoffe gelangten diese Institutionen nicht richtig zum Einsatz. Schon bald nach Lancierung der Impfung kam Kritik auf. Die Behörden hätten nicht, wie sonst üblich, verlangt, dass der Nutzen eines neuen Medikaments für eine Marktzulassung in umfangreichen klinischen Studien (Phase 3) nachgewiesen werde. Die Covid-Impfstoffe hätten nur eine befristete Zulassung erhalten. Tierstudien seien zudem mangelhaft gewesen oder hätten gefehlt.

Zudem seien die Tests vor allem auf Hauptziele wie leichte Beeinträchtigungen durch Kopfschmerzen, Husten oder Fieber gerichtet gewesen. Dass die Impfungen schwere Erkrankungen in relevantem Umfang reduzierten, habe nicht formell nachgewiesen werden müssen. Und nach einem halben Jahr habe man auch der Kontrollgruppe den Impfstoff angeboten, also den Vergleich abgebrochen.

Firmen und Behörden hatten ähnliche Anreize, zusammen waren sie stark genug, um die Qualitätssicherungs-Spielregeln umgehen zu können, aber dennoch wirken die Institutionen. Dem Vertrauensverlust im Volk können die Impfbefürworter nicht entgehen.

GESCHICHTE

Napoleon III.



Weshalb die grosse Stille? Napoleon III. in der Schlacht von Solferino, 1859.

Er ist der einzige
französische Kaiser,
der Schweizerdeutsch
verstand.

Seite 60

Napoleon III. machte
sich nun daran,
Frankreichs alten Ruhm
wiederherzustellen.

Seite 63

Der schwerkranke
Herrscher wurde dem
kraftstrotzenden
Bismarck vorgeführt.

Seite 64

Frankreichs Kaiser aus dem Thurgau

Von allen grossen französischen Staatschefs ist Napoleon III. der verkannteste. Und der schweizerischste. Der *empereur*, der am Bodensee aufwuchs und in Thun die Militärschule besuchte, prägt Europa bis heute. Sein Erfolg war aussergewöhnlich, sein Ende tragisch.

Christophe Büchi

Am 9. Januar 1873 starb der Ex-Kaiser der Franzosen, Napoleon III., im Exil in Chislehurst im englischen Kent. Er war an den Vortagen zweimal von einem bekannten Urologen operiert worden. Der 65-jährige *empereur* litt seit vielen Jahren an Blasenstein. In dem für Frankreich desaströsen Deutsch-Französischen Krieg von 1870 konnte sich der vormals gute Reiter vor lauter Schmerzen kaum im Sattel halten. Zu Beginn des Jahrs 1873 liess er sich zu einer Operation überreden. Zwei Eingriffe brachten keine Linderung, im Gegenteil: Der Patient wachte aus dem Koma nicht mehr auf, möglicherweise eine Folge des absorbierten Chloroforms und Opiums. Eine dritte Operation war vorgesehen. Doch kurz zuvor und ohne das Bewusstsein wiederzuerlangen, verstarb der Kaiser. In Frankreich hielten sich die Trauer und das Interesse in Grenzen.

Erst recht heute, 150 Jahre nach seinem Tod, ist Napoleon III. in seinem Heimatland weitgehend vergessen. Die von Untergangsszenarien heimgesuchten Franzosen – soeben hat Starschriftsteller Michel Houellebecq ihnen einen kommenden Bürgerkrieg zwischen AOC-Franzosen und Muslimen an die Wand gemalt – benützen gewöhnlich jede Gelegenheit, um sich in ihrer ruhmreichen Vergangenheit zu sonnen. Aber Napoleon III. wird geflissentlich übersehen. Nicht umsonst haben Historiker ihn als «Paria der französischen Geschichtsschreibung» bezeichnet.

Wortgewaltige Feinde

Auch in der offiziellen Erinnerungskultur fristet er ein Randdasein. In der Stadt Paris, die Napoleon III. wie kein anderer Staatschef geprägt hat, erinnert nur ein trüber Platz bei der Gare du Nord an den Kaiser. Nach seinem gros-

sen Stadtplaner, dem Baron Haussmann, ist dagegen ein eindrücklicher Boulevard benannt.

Dabei gibt es gute Gründe, sich für Kaiser Napoleon III. zu interessieren. Für Schweizer und Deutsche ist es zuerst die Tatsache, dass der Neffe des «grossen» Napoleon I. seine Jugendzeit in der Ostschweiz und in Süddeutschland verbrachte. Bis zum heutigen Tag dürfte er der einzige französische Staatschef sein, der fließend Deutsch (und Englisch) sprach. Und ganz sicher ist er der einzige Kaiser, der Schweizerdeutsch verstand.

Vor allem aber ist Napoleon III. eine Schlüsselfigur der französischen und auch europäischen Geschichte des 19. Jahrhunderts. Zuerst als demokratisch gewählter Staatspräsident, dann als Putschist und Alleinherrscher und schliesslich als Kaiser blieb er von 1848 bis 1870 Frankreichs Staatsoberhaupt. Er herrschte aber nicht nur ausserordentlich lange, sondern auch aussergewöhnlich erfolgreich, zumindest in den ersten zwei Dritteln seiner Regierungszeit. Unter Napoleon III. wurden die berühmten Pariser Boulevards angelegt, der Bau des Eiffelturms und der Opéra Garnier begonnen, das Schienennetz gelegt, die Kurorte Biarritz und Vichy verschönert und der Suezkanal ausgehoben.

Gleichzeitig dehnte sich das französische Kolonialreich über alle Kontinente aus. Unter Napoleon III. wurde auch das Kernfrankreich nochmals stark vergrössert, nämlich durch den 1860 vollzogenen Anschluss der Provinzen Savoyen und Nizza. Erst seit diesem Ereignis ist das Südufer des Genfersees, das zuvor zum Königreich Sardinien-Piemont gehört hatte, französisches Territorium.

Weshalb also die grosse Stille? Die Herrschaft Napoleons III. endete mit einem Fiasko. Im Sommer 1870 erklärte er Preussen den Krieg,

der spektakulär verloren wurde. In Sedan wurde der Kaiser von den Deutschen in erbärmlichem Zustand und ohne Gegenwehr gefangen genommen. Die Geschichte liebt keine Verlierer, es sei denn, sie gingen mit fliegenden Fahnen unter. Napoleon I. war ein ruhmreicher Verlierer, sein Neffe nur ein Verlierer.

Zudem hatte Napoleon III. wortgewaltige Feinde. Der einflussreichste war Karl Marx, der ihn in seiner berühmten Schrift «Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte» als reaktionäre Taschenausgabe seines Onkels hinstellte. Napoleon III. stösst bis heute auf wenig Sympathie. Die Linke verabscheut den Bourgeois. Für Liberale ist er als Putschist ungeniessbar, und der monarchistischen Rechten, die dem Königtum der Bourbonen nachtrauert, gilt er als Usurpator.

Neffe und Enkel zugleich

Prinz Charles Louis Napoleon Bonaparte wurde am 20. April 1808 in Paris geboren. Seine Mutter war Hortense, eine Tochter aus erster Ehe der Joséphine de Beauharnais, Napoleons erster Frau. Napoleon Bonaparte verheiratete seine Adoptivtochter Hortense 1802 mit seinem jüngeren Bruder Louis, den er später zum König von Holland machte. Der kleine Prinz war also Napoleons Neffe und Enkel zugleich.

Etwas komplizierter ist die Frage nach dessen Erzeuger. Gleich bei der Geburt ging nämlich das Gerücht, der offizielle Vater, der holländische König, sei nicht der leibliche Vater. Denn Louis – oder König Lodewijk, wie er jetzt hiess – lebte von Königin Hortense getrennt; die Beziehung war eine notorische Mesalliance. Mehrere Männer aus der Entourage der aparten Hortense wurden als mögliche leibliche Väter genannt. Wahrscheinlich war aber doch König Lodewijk der Urheber, da er sich einige Monate vor der Geburt mit Hortense vorübergehend versöhnt hatte. Jedenfalls anerkannte er das Kind, ohne sich allerdings bei dessen Geburt in Paris zu zeigen.

Der Prinz wuchs mit seinem um vier Jahre älteren Bruder in einem Frauenhaushalt auf, verwöhnt von seiner Mutter und der Grossmutter



«Paria der Geschichtsschreibung»: Wappen des Second Empire.

Joséphine. Wenn Grossvater und Onkel *empereur* nicht gerade Krieg führte, kam auch er gelegentlich zu Besuch. Dann durfte der Kleine auf den kaiserlichen Knien herumhopsen. Zwar liess sich der Kaiser 1809 von Joséphine wegen Kinderlosigkeit scheiden und heiratete die österreichische Erzherzogin Marie Louise, die ihm prompt einen männlichen Nachfolger gebar. Dennoch riss die Beziehung zwischen dem Kaiser und Joséphine sowie Hortense nicht ab.

Diese Kindheit fand jedoch ein abruptes Ende. Im Mai 1814 starb Grossmama Joséphine auf dem Schloss Malmaison, das ihr vom Kaiser geschenkt worden war. Zur gleichen Zeit begann die napoleonische Herrschaft über Europa zu wanken. Nach der verlorenen Völkerschlacht von Leipzig im Oktober 1813 war Napoleons Zeit am Ablaufen. Im März 1814 standen die alliierten Truppen vor Paris. Im April dankte der Kaiser ab. Die Siegermächte verbannten ihn auf die Insel Elba, seine Frau und sein Söhnlein wurden nach Wien speditiert.

Karl Marx stellte ihn als reaktionäre Taschenausgabe seines Onkels hin.

Anfang Mai kam der Bourbone Louis XVIII., ein jüngerer Bruder des 1793 guillotinierten Königs Louis XVI., nach Frankreich zurück und übernahm das Szepter.

Am 1. März 1815 gelang Napoleon ein spektakuläres Comeback. Mit rund tausend Mann landete er in Südfrankreich und machte sich über Grenoble auf den Weg nach Paris. Die Menschen jubelten ihm zu, die Soldaten liefen zu ihm über. Am 20. März schlief er wieder im Tuilerien-Palast. Noch am gleichen Abend wurde Hortense ins Schloss zitiert. Der *empereur* stauchte sie schrecklich zusammen – und verzeh ihr dann. Während dreier Monate durfte sie nun als Hausherrin dem kaiserlichen Hofstaat vorstehen.

Unter Dufours Fittichen

Doch das Zwischenhoch dauerte nicht lange. In der Schlacht von Waterloo vom 18. Juni 1815 erlitt Napoleon seine endgültige Niederlage. Ein zweites Mal musste er abdanken, und diesmal wurde er auf die ferne britische Insel Sankt Helena im Südatlantik verbannt. Die napoleonische Ära war vorbei.

Die ganze napoleonische Sippe ergriff jetzt die Flucht. Hortense begab sich nach Savoyen. Im November 1815 fuhr sie weiter nach Konstanz im Grossherzogtum Baden; dort erwarb sie zwei Liegenschaften. Auch kaufte Hortense danach das am Untersee (Bodensee) gelegene Schlösschen Arenenberg im Thurgau. Nach Umbauarbeiten konnte sie 1819 dort einziehen.

Von da an verbrachten sie und Sohn Louis Napoleon ihre Zeit abwechselnd im bayeri-



Schwimmer, Reiter, Schürzenjäger: Napoleon III (1808–1873).

schen Augsburg, wo der Prinz das Gymnasium besuchte und auch Privatunterricht bekam, in Konstanz und auf Arenenberg. Im Thurgau erwarb er sich den Ruf eines guten Schwimmers, Reiters, Jägers – und Schürzenjägers. Offenbar erlagen nicht wenige tugendhafte Thurgauerinnen dem prinzlichen Charme; hernach wurden sie mit einem Geldbetrag abgefunden.

Die Erinnerung an den grossen Onkel, der 1821 in Sankt Helena gestorben war, wurde für den Jungen zum Kult. So besuchte er 1829 die

Artillerieabteilung der Zentralschule Thun, wo Guillaume Henri Dufour, der spätere General, ihn unter seine Fittiche nahm. Louis Napoleon schloss als Berner Artilleriehauptmann ab. Zudem verfasste er ein 500-seitiges Lehrbuch der Artillerie, das 1832 fertiggestellt wurde.

Der Prinz verpasste die Julirevolution 1830 in Frankreich, die den Bürgerkönig Louis Philippe aus dem Orleans-Nebenzweig der Bourbonen-Familie an die Macht brachte. Stattdessen engagierte er sich mit seinem älteren

Bruder auf Seiten der Carbonari, die sich im Kirchenstaat gegen die päpstliche Herrschaft auflehnten. Der Aufstand war erfolglos. Nachdem sein Bruder an Masern gestorben war, konnte Hortense ihren Louis Napoleon noch knapp vor den päpstlichen Häschern retten.

Die Hoffnung, Louis Napoleon vergesse seine Schwärmereien, musste Hortense jedoch begraben. Zwar genoss der Prinz eine Zeitlang die Leichtigkeit des Seins. Er erwarb das Ehrenbürgerrecht des Kantons Thurgau und wurde Schweizer Bürger, wobei er allerdings die französische Staatsbürgerschaft behielt. Er freundete sich mit jungen Liberalen an, unter anderem mit Johann Konrad Kern, dem späteren Nationalrat. Auch erklärte er seiner Mutter, er wolle heiraten, und flirtete mit seiner Cousine Mathilde. Doch die Ambition, in die Fusstapfen des Onkels zu treten, war stärker – zumal in der Zwischenzeit dessen Sohn, der von seinen Anhängern als Napoleon II. verehrte Herzog von Reichstadt, mit nur 21 Jahren gestorben war.

In Strassburg gelang es Louis Napoleon, einige Artillerieoffiziere zu einem Putschversuch zu drängen. Ende Oktober 1836 schritt er zur Tat. Doch die Infanterie leistete Widerstand. Louis wurde festgenommen. König Louis Philippe begnadigte ihn unter der Auflage, auszuwandern. Im November wurde Louis auf eine Fregatte verfrachtet, die via Rio de Janeiro nach New York segelte.

Aber schon einige Monate später war er wieder in England, da seine Mutter im Sterben lag. Im August 1837 kehrte er unter einem Tarnnamen nach Arenenberg zurück. Dort traf er seine Mutter noch lebend an. Sie verstarb am 5. Oktober.

Seine Rückkehr in die Schweiz war der französischen Regierung ein Dorn im Auge. Sie verlangte die Ausweisung, doch die eidgenössische Tagsatzung weigerte sich, einen Schweizer Bürger und Offizier auszuweisen. Frankreich machte hierauf mobil. Die Schweizer Libera-

Als Maurer verkleidet, konnte der Prinz den Wachposten überlisten und nach England entkommen.

len und Freisinnigen forderten Standhaftigkeit. Der sogenannte Napoleonhandel endete friedlich: Im Oktober 1838 reiste Louis nach England ab.

Seine politische Ambition war aber nicht vergessen. Im August 1840 unternahm er einen neuen Putschversuch: Mit einigen Getreuen bestieg er ein Schiff, das sie vor dem französischen Militärhafen Boulogne entlud. Sie hofften, die dortigen Truppen auf ihre Seite zu ziehen. Der Ortskommandant vereitelte aber den Versuch. Die Verschwörer flüchteten ins Meer, Louis wurde pudelnass aus dem Wasser gezogen und verhaftet.

Liaison mit Abenteuerin

Ende September begann der Prozess vor dem Pairs-Gerichtshof in Paris. Im Oktober wurde Louis zu lebenslanger Festungshaft verurteilt und in die Festung Ham nordöstlich von Paris gebracht. Louis durfte allerdings Besuch empfangen und hatte eine Schreibstube. Er profitierte davon, um eine sozialpolitische Schrift über die Ausrottung des Pauperismus (Armut) zu verfassen. Auch konnte er die Dienste einer

Wäscherin in Anspruch nehmen, die nicht nur wusch. Zwei Söhne gingen aus der Beziehung hervor.

Dennoch fühlte sich Louis Napoleon wie ein toter Mann. Er werde Ham nur verlassen, um auf den Friedhof oder in den Tuileries-Palast zu gelangen, erklärte er. Den Friedhof vermochte er zu vermeiden. Als in der Festung Umbauarbeiten vorgenommen wurden, gelang ihm im Mai 1846 die Flucht. Als Maurer verkleidet, konnte der Prinz den Wachposten überlisten und über Belgien einmal mehr nach England entkommen.

Er stürzte sich hier wieder in das mondäne Leben, umso mehr, als sein Vater im Juli 1846 gestorben war und ihm ein kleines Vermögen vermacht hatte. In London liierte er sich mit einer 23-jährigen Abenteuerin, Harriet Howard, einer schönen Schustertochter aus Brighton, die dank ungeklärten Unternehmungen zu Geld gekommen war. Die ambitionöse Miss Howard investierte in Louis' Umsturzpläne.

Es kam das grosse europäische Revolutionsjahr 1848. Als am 22. Februar in Paris eine Revolution ausbrach und innerhalb dreier Tage der Bürgerkönig Louis Philippe hinweggefegt und die Republik proklamiert wurde, reagierte Louis schnell. Er eilte nach Paris, um allerdings festzustellen, dass man nicht auf ihn gewartet hatte. Diesmal war er klug genug, nichts zu überstürzen. Er wartete, bis die Revolutionsbegeisterung in Frankreich dem Bedürfnis nach Ruhe und Ordnung Platz gemacht hatte. Im Sommer wurde er ins neu geschaffene Parlament gewählt.

Dieses schuf das Amt eines «Président de la République», dessen Amtsdauer allerdings



Fluchttort der napoleonischen Sippe: Schloss Arenenberg in Salenstein TG.



auf eine Legislaturperiode beschränkt wurde, um autokratischen Tendenzen zuvorzukommen. Im Dezember 1848 fanden die ersten Präsidentschaftswahlen statt: Mit 74 Prozent der Stimmen schwang Prinz Louis Bonaparte obenaus, nicht zuletzt dank dem Sukkurs der Bauern. Der Junggeselle zog ins leerstehende Elysée-Palais ein, das erst aufgefrischt werden musste. Die Cousine Mathilde schmiss den Haushalt.

Der *prince-président* wurde als Übergangslösung gewählt, die Linke wie die Rechte glaubten, mit ihm rasch fertigzuwerden. Aber es zeigte sich, dass es von Vorteil sein kann, wenn man unterschätzt wird. Nach und nach gelang es dem Präsidenten, seine Machtposition zu festigen. Und so kam bei ihm und seinen Getreuen der Wille auf, seine Herrschaft über die ihm gewährte Amtszeit hinaus zu verlängern.

Widerstand am zweiten Tag

Am 2. Dezember 1851 begann die Operation Rubikon. Die wichtigsten Vertreter der Opposition wurden vorbeugend verhaftet, das Parlamentsgebäude besetzt. In den Strassen von Paris und in ganz Frankreich wurden Plakate angebracht mit der Ankündigung, der Präsident habe vorübergehend die Vollmacht übernommen, um Ruhe und Ordnung sicherzustellen.

Am Anfang verlief der Staatsstreich gewaltlos, doch am zweiten Tag begann der Widerstand. Barrikaden wurden errichtet. Der Widerstand breitete sich über ganz Frankreich aus. Es wurde der Ausnahmezustand verhängt, Hunderte von Widerständlern wurden hingerichtet oder verhaftet, Tausende Opponenten in der Folge nach Algerien oder nach Cayenne verbannt. Erst nach und nach kehrte Ruhe ein.

Allerdings wurde der Staatsstreich mit einer Volksbefragung legitimiert. Am 21. Dezember 1851 stimmten die Wähler mit überragendem Mehr für die neuen Machtverhältnisse. Im Dezember 1852 folgte der zweite Streich: Der Präsident liess sich vom Senat unter dem Namen Napoleon III. zum Kaiser der Franzosen ausrufen. Auch diesmal folgte ein Plebiszit, das erneut eine zustimmende Dreiviertelmehrheit ergab. Im Dezember bestieg Napoleon den Thron.

Ein Detail blieb zu regeln: Napoleon III. brauchte eine Frau. Denn: kein Kaiser ohne Kaiserin, und ohne Kaiserin kein Nachfolger. So begann sich die Entourage nach einer geeigneten Gattin umzusehen; dass es nicht Miss Howard sein konnte, lag auf der Hand. Die Balz gestaltete sich aber gar nicht so einfach, denn bei den meisten europäischen Royals wie dem Hochadel galt der Napoleonide als Parvenü und als Usurpator.

Schliesslich fiel die Wahl auf die spanische Adlige Eugenia de Montijo, die mit Mutter und Schwester in der Pariser *Hautevolee* paradierte.



Die junge Frau war apart, sportlich, klug und ehrgeizig. Doch obwohl blau- und heissblütig, wusste sie auch einen klaren Kopf zu behalten. Als der kaiserliche Verehrer an einem Fest geradeheraus fragte, über welchen Weg man zu ihrem Schlafzimmer gelangte, antwortete sie schlagfertig: «Über die Kapelle!»

Gesagt, getan: Im Januar 1853 fand die Verlobung, eine Woche später die zivile Heirat im Tuileries-Palast und die kirchliche Trauung in der Kathedrale Notre-Dame statt. Dies war zwar nicht die Glanzpartie, von der die Anhänger des Kaisers inklusive Cousine Mathilde geträumt hatten, aber immerhin eine standesgemässe Verbindung. Und irgendwie passten die beiden Gatten zueinander: Der Aufsteiger hatte seine Aufsteigerin gefunden.

Triumph im Krimkrieg

Und wie erging es der faszinierenden Miss Howard? Sie wurde abgefunden. Sie bekam ein Schloss und einen schönen Adelstitel. Zudem zahlte ihr der untreue Napoleon III. fünf Millionen Franc zurück. Nach seiner Heirat sah sie den Kaiser noch gelegentlich, dann war auch dieses Nachbeben zu Ende.

Derweil machte Kaiserin Eugénie das, was man von ihr erwartet und erhofft hatten: Nach zwei Fehlgeburten «schenkte sie ihrem Mann», wie man einst sagte, im März 1856 einen Sohn,

Ein Detail blieb zu regeln: Napoleon III. brauchte eine Frau.

der den Namen Napoleon Eugène Louis Bonaparte bekam. Die Zukunft der Erbdynastie schien gesichert. Im Übrigen war die Ehe der jungen Eltern nicht überaus glücklich. Und sehr bald entzückten Geschichten von kaiserlichen Seitensprüngen erneut die Pariser Salons und Kabarettts.

Der Kaiser machte sich nun daran, Frankreichs alten Ruhm wiederherzustellen. Eine Gelegenheit bot sich bald. Das zaristische Russland versuchte seit Jahrzehnten, das Osmani-

sche Reich zu schwächen, um die Kontrolle über das Schwarze Meer zu sichern und mittelfristig über die Dardanellen leichteren Zugang zum Mittelmeer zu bekommen. England und Frankreich widersetzten sich den russischen Ambitionen. Darüber brach 1854 der Krimkrieg aus, in dem Napoleon III. die Führung über die antirussische Koalition an sich zog. Dieser für alle Seiten überaus verlustreiche Krieg endete mit der Einnahme der Krimfestung Sewastopol durch die Alliierten und einem Friedenskongress in Paris, der zu einem Triumph für den französischen Kaiser wurde.

Superdiplomatie für Neuenburg

Seine neue Rolle als europäischer Superdiplomate konnte der französische Kaiser kurz auch in einer eidgenössischen Angelegenheit spielen. In Neuenburg, das seit 1815 die Zwitterstellung eines Schweizer Kantons und eines preussischen Fürstentums einnahm, hatten die Freisinnigen im Revolutionsjahr 1848 die Macht übernommen und sich vom König von Preussen losgesagt.

Im September 1856 versuchten königstreue Neuenburger einen Putsch, der jedoch von den republikanisch gesinnten Neuenburgern mit Hilfe eidgenössischer Truppen niedergeschlagen wurde. Es gab Hunderte von Gefangenen. Der König von Preussen, Friedrich Wilhelm IV., war gerührt von der Treue seiner «Neufchäteller» und forderte die Freilassung der Inhaftierten, was die Schweiz mit republikanischem Selbstbewusstsein ablehnte.

Hierauf brach der König die diplomatischen Beziehungen zur Eidgenossenschaft ab und kündigte die Mobilmachung an. Die Schweiz rüstete sich ebenfalls und wählte Guillaume Henri Dufour zum Oberkommandierenden der eidgenössischen Armee. In dieser aufgeheizten Stimmung schaltete sich Napoleon III. ein. Er brachte den preussischen König dazu, in einen Friedenskongress einzuwilligen. Dieser fand im März 1857 in Paris statt; als Schweizer Vertreter war Napoleons Jugendfreund Johann Konrad Kern zugegen. Der König verzichtete auf seine Souveränität über das ehemalige Fürstentum. Im Gegenzug amnestierte die Schweiz die königstreuen Putschisten.

Wenig später stürzte sich Napoleon III., vielleicht in Erinnerung an sein schwärmerisches Jugend-Engagement auf Seiten der Carbonari, in ein italienisches Abenteuer – wobei ein Flirt mit der blutjungen italienischen Herzogin Castiglione eine Rolle gespielt haben könnte. Im Juli 1858 traf sich der Kaiser mit dem Aussenminister des Königreichs Sardinien-Piemont, Graf Cavour, und handelte einen Deal aus: Frankreich würde Sardinien-Piemont helfen, Oberitalien von der österreichischen Herrschaft zu befreien; im Gegenzug sollten die piemontesischen Provinzen Nizza und Savoyen französisch werden.

>>>



Leichtigkeit des Seins: Empfang des Botschafters von Siam, 1861.

Im Juni 1859 erklärte Österreich, von Piemont und Frankreich provoziert, dem Königreich Sardinien-Piemont den Krieg. Frankreich eilte Piemont zu Hilfe – mit einem grossen Heer, das vom Kaiser höchstselbst kommandiert wurde. In Magenta wurden die Österreicher ein erstes Mal geschlagen. In der schrecklichen Schlacht von Solferino, bei der dem Genfer Henry Dunant die Idee zur Gründung des Roten Kreuzes kam, wurden sie ein zweites Mal besiegt.

Nun brach Napoleon III., ohne die Italiener zu konsultieren, den Krieg ab. Nach einer Begegnung mit Kaiser Franz Joseph wurde ein Waffenstillstand ausgehandelt. Im Frieden von Zürich vom 10. November 1859 kam die Lombardei an Piemont, während Venetien bei Österreich blieb.

Savoyen fällt an Frankreich

Frankreich bekam den Lohn für seinen Einsatz, nämlich Nizza und das französischsprachige Savoyen, einst Kernland der piemontesischen Königsfamilie. Zwar wurde in der Schweiz spekuliert, dass Frankreich ihr das Chablais (unteres Rhonetal) und das Gebiet Faucigny um Genf abtreten könnte, denn Nordsavoyen war 1815 in die schweizerische Neutralität einbezogen worden. Die Schweiz hatte das Recht, Nordsavoyen im Fall eines Kriegs militärisch zu besetzen. In Genf und in Nordsavoyen entstand eine Bewegung, die den Anschluss an die Schweiz forderte. Sie wurde von Linksfreisinnigen um den Berner Jakob Stämpfli unterstützt.

Doch Napoleon III., so gut er die Schweiz mochte, war nicht bereit, darauf einzutreten. Und im April 1860 stimmte eine grosse Mehrheit der savoyischen Wähler für einen Anschluss an Frankreich. Damit war der Schweizer

Traum von einem eidgenössischen Hochsavoyen ausgeträumt.

Doch nach 1860 ging es mit dem Kaiser gesundheitlich, aber auch politisch bergab. Der Versuch, in Mexiko gemeinsam mit Österreich einen habsburgischen Kaiser zu installieren, scheiterte grandios. Noch mehr indessen wurde die Deutschlandpolitik Napoleon III. zum Verhängnis.

Traditionell gab es in Frankreich starke Sympathien für Preussen – zumindest so lange, als man Österreich-Habsburg als Haupttrivalen ansah. Dies änderte sich jedoch im 19. Jahrhundert mit dem Aufstieg Preussens zur führenden

Noch mehr wurde ihm seine Deutschlandpolitik zum Verhängnis.

Macht in Deutschland. Im Preussisch-Österreichischen Krieg von 1866, bei dem Kaiser Napoleon III. mit einem österreichischen Sieg rechnete, war Frankreich neutral. Der Krieg führte aber in der Schlacht bei Königgrätz/Sadowa zu einem raschen und eklatanten preussischen Triumph. In Frankreich ging danach die Rede, Preussen müsse rasch, bevor es zu spät sei, in die Schranken gewiesen werden.

Abschied aus der Geschichte

Die französische Kriegspartei glaubte, die Zeit spiele für Preussen, und drängte deshalb auf eine rasche Auseinandersetzung. Dies war ein wichtiger, wenn auch nicht der einzige Grund für die verheerende Kriegserklärung Frankreichs an den von Preussen dominierten Norddeutschen Bund im Juli 1870. Preussens Kanz-

ler Otto von Bismarck war allerdings einem Waffengang nicht abgeneigt, sofern ihn die Franzosen erklärten und Deutschland als Opfer dastehe. Denn er sah in einem Krieg gegen Frankreich gewissermassen das Feuer, in dem sich die Einigung Deutschland unter preussischer Führung und unter Ausschluss Österreichs schmieden liesse.

Der Krieg verlief für die schlecht geführte französische Armee katastrophal. Der schwerkranke Kaiser wurde am 2. September 1870 in Sedan festgenommen und dem kraftstrotzenden preussischen Kanzler vorgeführt. Am 4. September wurde in Paris einmal mehr die Republik ausgerufen, worauf die Kaiserin fluchtartig nach England entweichen musste. Das Lebenswerk Napoleons III. war zerstört. Er selbst wurde auf Schloss Wilhelmshöhe in Kassel verbracht. Danach ging auch er nach England, wo er Frau und Sohn wiederfand.

Im Januar 1873 ereilte ihn der Tod. Sein Sohn starb als britischer Offizier 1879 in Zululand. Langlebiger war die Ex-Kaiserin Eugénie: Sie verstarb 1920 in England. Damit verabschiedete sich die Familie Bonaparte aus der französischen Geschichte. Sie ist seither nicht zurückgekehrt.

Das Napoleon-Schloss Arenenberg in Salenstein am Bodensee ist von Dienstag bis Sonntag geöffnet (arenenberg.ch).

Weiterführende Literatur:

Eric Anceau, Napoléon III, Editions Tallandier, Paris, 2020

Klaus Deinert, Napoleon III., Frankreichs Weg in die Moderne, Kohlhammer-Verlag, Stuttgart, 2019

Johannes Willms, Napoleon III., Frankreichs letzter Kaiser. C. W. Beck, München, 2008

LITERATUR UND KUNST

Mit seiner Kunst
ist Urs Fischer
weltweit erfolgreich.
Was ist das Geheimnis?
Kathrin Frauenfelder,
Seite 72

Herausgegeben von Daniel Weber



Wachträume voller Zuversicht.

Henri Rousseau, Tropischer Wald mit Affen, 1907 – Der Weg der Hominisation ist noch lange nicht zu Ende, nur ungewiss ist er. Seit fünf Millionen Jahren gehen wir ihn, seit drei Millionen Jahren aufrecht. Ohne eigentliches Ziel sind wir ihn gegangen und werden wir ihn weitergehen, ins Ungewisse getappt und geschritten, ein ewiger Marsch, kaum unterbrochen von Innehalten. Welch wundersamer Weg ist es durch die beiden Dschungel, die es gibt; den zauberhaften und den furchtbaren, jenen draussen und jenen in einem selbst.

Beide scheinen unermesslich, in beiden liegt die ganze Landschaft des Seins, die Schönheit

und der Tod, die Freude und der Schmerz; das ist die Magie der Welt, die wir durchmessen, Tag für Tag, mit jedem Atemzug, eine Generation nach der andern, jede mit ihrem eigenen Wind unter den Fusssohlen oder dem eigenen Blei.

Henri Rousseau (1844–1910) war auf seinem Weg ein Grenzgänger, wie man so sagt. Untauglich fast, auf eigenen Füßen zu stehen, stets gefangen im Dschungel der Armut und in der Trübnis ihrer Schatten. Er flüchtete in den Botanischen Garten von Paris, in Traumwelten, in farbige, schöpferbelassene Welten, in kindliche Wachträume voller Zuversicht. Er befand sich in einem tropischen Wald der Selbst-

täuschung, war überzeugt, dass ihn der Präsident der Republik zu einer Soirée eingeladen hatte, ein Portier ihm aber wegen seiner ärmlichen Kleidung den Einlass verwehrt hätte.

Er wurde nie erwachsen, er sah am Ende seines Weges nur so aus. Und so gleicht sein Weg doch jenem der Menschheit, die alt geworden zu sein scheint, aber doch nie erwachsen werden wird. Die läuft und läuft und spielt und spielt in diesem kleinen Sandkasten namens Erde im Universum. Mal wählte sie sich auf dem Weg in ein Paradies, mal auf einem ins Verderben. Aber nie, so hat man das Gefühl, hat sie den Dschungel je ganz verlassen. *Michael Bahnerth*

Auf der Suche nach dem Mann mit der eisernen Maske

Angeblich hielt Sonnenkönig Louis XIV. 42 Jahre lang einen Gefangenen, der sein Gesicht nicht zeigen durfte. Wer war er? Womöglich sein Bruder?

Dagmar Just



Im Volk rumorte es: Der Maskenmann in seinem noblen Gefängnis.

Alexandre Dumas:
Der Vicomte von Bragelonne. Fischer TB. 480 S.

Die Wahrheit ist, dass keiner weiss, wer der Mann mit der eisernen Maske war. Auch wenn unzählige Filme und Biografien das Gegenteil behaupten, bleibt der sagenhafte Staatsgefangene des Sonnenkönigs Louis XIV ein Mysterium. Ein Rätsel ohne Gesicht und Namen. Obwohl er zur gleichen Häftlings-Spezies wie Constantia von Cosel, die Mätresse des sächsischen Königs August des Starken, die RAF-Terroristin Ulrike Meinhof oder die Inhaftierten von Abu Ghraib gehört: Mit seiner Verhaftung hat sich nie ein Politiker gebrüstet, kein Kritiker hat seine Freilassung gefordert, kein Chronist nahm Notiz von ihm. Dokumente, die sein Dasein unzweideutig beweisen, existieren nicht. Vielleicht wurden sie vernichtet, vielleicht gab es sie nie.

Und doch ist da dieser Mythos. Der Erste, der ihn aufgriff, war Voltaire, und was er darüber in seinem «Zeitalter Ludwigs XIV.» berichtet, klingt wie ein Schauermärchen: «Einige Monate nach dem Tod Mazarins», des regierenden Ministers, wurde 1661 ein Unbekannter entführt, ins Gefängnis gebracht und unter eine Maske gesteckt, die er auch zum Essen und Schlafen tragen musste, sonst drohe ihm der Tod. In dieser doppelten Gefangenschaft verbrachte er 42 Jahre, starb 1703 in der Bastille und wurde bei Nacht und Nebel begraben.

Zu Unrecht auf dem Thron?

Äusserlich schildert Voltaire ihn eher als Bel-Ami denn als Quasimodo: «Er war mehr als mittelgross [...], sein Körper war wunderbar schön [...], seine Haut etwas bräunlich [...], er spielte Gitarre, aber die grösste Vorliebe hatte er für feine Wäsche und Spitzen, und nie beklagte er sich über sein Los oder liess durchblicken,

wer er war.» Er wohnte so komfortabel wie möglich, der Kommandant selbst bediente ihn. «Die Verpflegung war vorzüglich, und man verweigerte ihm nichts, was er verlangte.» Als Voltaires Buch 1751 erschien, war das Publikum wie elektrisiert: «Jeden Tag fragen mehrere Leute bei mir an, wer dieser berühmte unbekannt Gefangene war.»

Voltaire gab dem Affen noch Zucker, als er antwortete: «Meine Meinung ist: Die eiserne Maske war ohne Zweifel ein Bruder, und zwar ein älterer Bruder, Ludwigs XIV.» Was im Klartext heisst, dass der Sonnenkönig 72 Jahre lang zu Unrecht auf dem Lilien-Thron sass; der Maske hätte er gebührt, als Nummer eins in der Erbfolge. Aber Voltaire dreht die Schraube noch weiter, wenn er spekuliert: Entweder war dieser Bruder «ein illegitim geborenes Kind» aus einer heimlichen Affäre der Königin oder ein einiiger Zwilling, der kurz vor Ludwig geboren, dem König aber erst nach Ludwigs Geburt und

Ausrufung zum Thronerben gemeldet wurde, so dass man ihn verschwinden lassen musste, wollte man die Staatsräson nicht gefährden.

Tatsächlich geistert die Idee vom politischen Doppelgängertum durch alle Zeiten und Kulturen – vom Falschen Dmitri und von der letzten Zarentochter Anastasia über Stalin, Hitler, Saddam Hussein bis zu Kurosawas «Kagemusha». Nur an Beweisen mangelte es stets, und dass die Maske gar ein royaler Zwilling war, gilt als völ-

Tatsächlich geistert die Idee vom politischen Doppelgängertum durch alle Zeiten und Kulturen.

lig abwegig. Schon weil die Geburt eines Thronfolgers damals öffentlich stattfand, unter den Augen von bis zu fünfzig Anwesenden, so dass es geradezu unmöglich war, eine Erst- oder Zweitgeburt ungesehen zur Welt zu bringen oder aus der Welt zu schaffen.

Geniestreich von Dumas

Andererseits vertrat mit Voltaire einer der berühmtesten Intellektuellen seiner Zeit die Theorie. Könige hofierten, Minister empfingen ihn, und wie es hiess, soll er 1717 einige Wärter der Maske noch persönlich interviewt haben, als er selbst wegen ein paar frecher Verse in der Bastille sass. Also fanden sich auch bald Dokumente, die angeblich klar für die Zwillingsthese sprachen. Sie wurde populär, und seit Hollywood sie adoptiert hat, gilt für sie, was der Chefredaktor in John Fords «Der Mann, der Liberty Valance erschoss» sagt: «Wenn die Legende zur Tatsache wird, drucke man die Legende.»

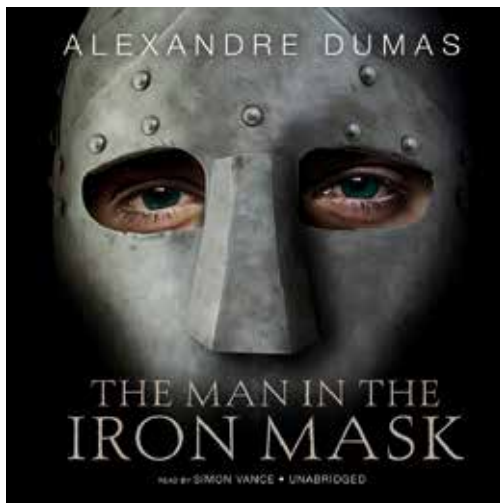
Doch nicht auf Voltaire berufen sich die Drehbuchautoren und Biografen als Stichwortgeber, sondern auf Dumas, Alexandre Dumas, den Vater, nicht den Sohn. Autor des letzten Bands der Musketier-Trilogie, der unter dem Titel «Der Vicomte von Bragelonne. Zehn Jahre danach» mitten in den Wirren der 1848er Revolution erschien und die Geschichte der Maske so meisterhaft weitererzählt und mit Frankreichs realer Geschichte verknüpft, dass die Figur seither zum literarischen Weltkulturerbe gehört wie Odysseus, Don Juan oder Werther.

Dreierlei übernimmt Dumas für seinen Geniestreich von Voltaire: die Zwillingsthese, das Jahr 1661 und Nicolas Fouquet. Von Voltaire wird der Finanzminister nur wegen des Gerüchts erwähnt, dass «die Maske ein Mann im Besitz sämtlicher Geheimnisse des Monsieur de Fouquet war». Bei Dumas wird er dagegen zum tragischen politischen Akteur, der – genau wie in der Realität – «einige Monate nach Mazarins Tod 1661» verhaftet und für die restlichen neunzehn Jahre seines Lebens eingesperrt wird.

Dass ihn ausgerechnet der Kapitän der Musketiere, d'Artagnan, abführt, ist historisch genauso verbürgt wie die Vergnügungssucht des jungen Königs, das glamouröse Fest, das Fouquet am 17. August 1661 in seinem berühmten Schloss Vaux-le-Vicomte gibt oder Jean Colberts Intrige, die seinen Intimfeind Fouquet kurz darauf vernichten wird. Auch d'Artagnans drei Freunde Porthos, Athos und Aramis sind historisch belegt. Nur bekommen sie im Roman jenseits ihrer Musketier-Existenz noch ein Privatleben, das mit den Interessen Ludwigs XIV. aufs abenteuerlichste kollidiert.

So ist Athos bei Dumas der Vater des titelgebenden Vicomte von Bragelonne, den der König wie eine Schachfigur aus dem Weg räumt, um freie Bahn bei dessen siebzehnjähriger Verlobter Louise de La Vallière zu haben und sie im Frühsommer 1661 – auch real – zu seiner Mätresse zu machen. Während Aramis als General des Jesuitenordens einen Putsch inszeniert, bei dem am 17. August 1661 die Maske aus der Bastille entführt und gegen den König ausgetauscht wird. Der Plan ist, den mit launiger Grausamkeit herrschenden Ludwig XIV. durch seinen moralisch integren Zwillingbruder und rechtmässigen Thronfolger zu ersetzen. Wie ein Salvator mundi soll die Maske Frankreich und die Welt von der Herrschaft des Bösen erlösen. Doch Fouquets nibelungenartige Königstreue vereitelt den Plan, und am Ende sind alle «Guten» inklusive d'Artagnan tot, während die Intriganten weiterleben und die Welt ruinieren.

Seltsamerweise gilt Dumas heute oft als Mann fürs Seichte, ein Serienproduzent von Historienschenken ohne Anspruch und Tiefgang. Dabei schreibt hier ein brillanter Historiker mit der Fähigkeit, provokante Thesen in süffige Romane wie edle Fische in Zeitungspapier zu verpacken. Ein begnadeter Autor, der in einer harmlosen Mantel- und Degengeschichte mit nettem Rokoko-Flair den atemberaubenden Versuch unterbringt, Frankreichs verklärte Ära des Sonnenkönigs zugleich zu dekonst-



Weltkulturerbe: Dumas' Bestseller.

ruieren und zu verzaubern. Dafür beschäftigt Dumas zeitweise bis zu siebzig Lohnschreiber und Rechercheure. Sie beschaffen das Material, er baut seine Geschichtskrimis daraus: geniale Bühnenbilder mit quellentreu rekonstruierten Bällen, Empfängen, Gefechten, Intrigen, Kostümen und Unterredungen der historischen Figuren, die er dann mit einer fiktiven Figur wie der Maske kombiniert, um die Ränke hinter den Kulissen, die geheimen Intentionen der Akteure und deren Charakterabgründe wie in einem magischen Spiegel zu reflektieren.

Indizien, keine Beweise

Aber die wahrscheinlichste Theorie über die Maske taucht am seltensten auf: das Ganze könnte von A bis Z erfunden sein. Dabei gibt es gute Gründe für den Verdacht, dass Ludwig XIV. oder einer seiner Propaganda-Lakaien sie selbst als falsche Fährte in die Welt gesetzt hatten. Als Täuschungsmanöver, um abzulenken vom grössten Skandal in Ludwigs Regentschaft: Fouquets Verhaftung. Ein Quasi-Staatsstreich, befohlen aus Neid und Missgunst, der auch Fouquets Verwandte, seinen Musenhof und die neun Juristen traf, die nach dem Prozess «nur» auf seine lebenslange Verbannung statt auf Enttötung plädiert hatten.

Beweise gibt es auch hier nicht, nur Indizien. Am 5. September 1661, seinem 23. Geburtstag, befahl Ludwig dem Chef der Musketiere, Fou-

Dumas beschäftigt zeitweise bis zu siebzig Lohnschreiber und Rechercheure.

quet zu verhaften und seinen Besitz zu beschlagnahmen. Eine Woche später erstellten Beamte bereits Inventarlisten von Schloss und Park, wobei der König die kostbarsten Möbel, Tapisserien, Plastiken und Bücher für sich zu reservieren befahl. Fouquets Orangenbäume wurden in die Tuileries gebracht, seinen Künstlern wurde es freigestellt, zu Ludwig überzulaufen oder in die Bastille zu wandern. Unter denen, die das Exil vorzogen, war Fouquets glorioser Schweizer Koch und Maître d'Hôtel Charles-Frédéric Vatel.

Im Volk rumorte es ebenfalls, und weil man Entführungsversuche befürchtete, wurde Fouquet bei der Überführung in ein anderes Gefängnis 1663 von 300 (!) Musketieren eskortiert. Schliesslich soll der nächste Ludwig, der XV., geäussert haben, dass «alle Vermutungen und Schlüsse über die Maske falsch» seien. Und dann habe er «zwei, drei Mal gesagt, wenn Sie wüssten, worum es sich bei dem Fall handelt, würden Sie erkennen, dass es sehr uninteressant ist». Aber wie sagen die Engländer? «Never let the truth get in the way of a good story.»



Erschreckend wirklichkeitsnah: Autorin Djavadi.

Gewaltexzesse in der Pariser Banlieue

Oliver vom Hove

Négar Djavadi: Die Arena.
Aus dem Französischen von Michaela Messner.
C. H. Beck. 463 S., Fr. 39.90

Irgendwann ist es genug. Irgendwann reisst auch einem bestsituierten Selfmademan der Geduldsfaden angesichts der Anpöbelung durch junge Streuner und Drogensüchtige auf den nächtlichen Strassen im Nordosten von Paris. Dem smarten Film- und Fernsehmanager Benjamin Grossman, Europa-Repräsentant einer grossen US-Streamingfirma, wird bei einer rüden Anrempelung das Handy gestohlen. Als Verdächtigen verfolgt er einen jungen Schwarzen im Kapuzenshirt. Als der ausfallend wird, versetzt er ihm kurzerhand einen Faustschlag, der den Migranten zu Boden gehen lässt.

Gewalt, das geht gar nicht. Das sagt sich Grossman, kaum hat er zugeschlagen. Ihn bestürzt, wie rasch er die Kontrolle über sich verloren hat. Eilig macht er sich aus dem Staub.

Am nächsten Morgen erfährt er, dass man den jungen Mann tot am Ufer des Seine-Kanals Saint-Martin gefunden hat.

Das Viertel brennt

Eine junge Polizistin, die den Körper am Boden vorfand, hatte mit dem Fuss geprüft, ob noch Leben in ihm war. Diesen respektlos wirkenden Akt filmte eine Jugendliche und stellte die ver-

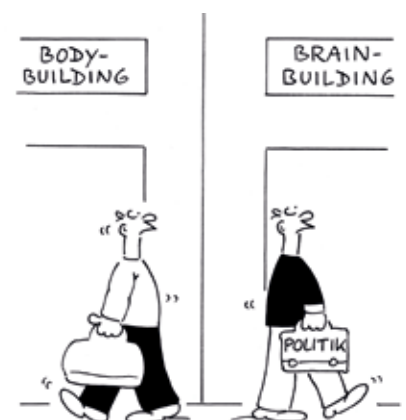
Als Zündfunke im Hintergrund erweist sich wie schon oft eine missbrauchte Religion.

kürzte Sequenz ins Internet. Mit dem Ergebnis, dass Aktivisten, die ihren brodelnden Hass auf staatliche Autoritäten bestätigt sahen, im Internet die hochkochende Empörung schürten, die schliesslich in einen verheerenden Aufstand im Quartier mündete.

Das Bild dieser Gewaltexzesse, wie sie aus Fernsehberichten nicht nur aus Paris bekannt sind, ist in Négar Djavadis Roman «Die Arena» erschreckend wirklichkeitsnah gezeichnet: Vorwiegend arabische Jugendbanden rasten aus. Das Viertel brennt. Sprengsätze werden

gezündet, Geschäfte geplündert, Autos gehen in Flammen auf. Eine Unschuldige wird zusammengeschlagen und stirbt. Weitere Tote und Verletzte bleiben auf der Strecke. Als Zündfunke im Hintergrund erweist sich wie schon oft eine missbrauchte Religion, die von ichtsüchtigen islamistischen Eiferern für ihren Hass auf den erfolgreichen Westen instrumentalisiert wird.

Die 53-jährige Autorin Négar Djavadi, Französin iranischer Herkunft, hat die Herausforderung angenommen, einen modernen Grosstadtroman zu schreiben: Ihr zweites Prosawerk, «Die Arena», ist vor allem ande-



ren ein hinreissend feinnerviges, detailreiches Erzählpanorama jener Seite der Stadt Paris, die jedem Glanz abgewandt erscheint. Ein Epos über die Gefährdung im abgehängten Teil der französischen Metropole von heute.

Als Elfjährige ist Négar Djavadi 1980 mit ihren Eltern aus dem Iran geflohen, auf abenteuerliche Weise, wie sie in ihrem Romanerstling «Desorientale» eindrucksvoll erzählt hat. Inzwischen hat sie sich in Frankreich erfolgreich als Drehbuchautorin etabliert. Man merkt diese Erfahrung dem Roman an, im Aufbau, in der Textkomposition und in der Vielzahl der optischen Details.

Bitter, aber treffend

Die Verfasserin kehrt in «Die Arena» nicht die intellektuelle Besserwisserin hervor. Sie beschreibt erfahrungssatt das soziale Gefälle, die klaffenden Unterschiede zwischen den gutsituierten und den unteren Schichten der Grossstadt, die heisslaufende Gewaltbereitschaft in den von islamistischen Migranten beherrschten Banlieues, die Ohnmacht von Politik und Polizei angesichts der in sozialen

Die Jugendgewalt ist in Paris längst eine Attacke auf die zivilen Lebensgrundlagen.

Medien verbreiteten Hetze von Agitatoren und Hasspredigern. Die Jugendgewalt, die sich bei Ausschreitungen entlädt, zeigt sich vielfach genährt durch Frust, ziellose Lebensführung und vor allem durch die Anstiftung von Aufrufen in den sozialen Medien. In ihrer Häufung ist sie in Paris längst eine Attacke auf die zivilen Lebensgrundlagen der Stadt.

Die Abkehr vom sozialen Zusammenhalt und die Etablierung eines hemmungslosen Gruppenegoismus, wie sie mittlerweile die migrantische Subkultur vieler Grossstädte über Frankreich hinaus kennzeichnen, ist ein Alarmzeichen für den bedrohlichen Verlust sämtlicher Formen öffentlicher Autorität. Es betrifft in den Parallelgesellschaften nicht nur Polizei, Rettungsdienste und Feuerwehr, sondern sämtliche staatlichen Institutionen wie Behörden, Schulen, Arbeits- und Gesundheitsämter.

Und die Politik? Djavadi attestiert ihr eine Flipflop-Haltung, «angefangen beim Innenminister, der es eilig hat, die heisse Kartoffel der Verantwortung an die Bürgermeisterin von Paris weiterzureichen, die sie wiederum an ihn zurückreicht, um ihren Ruf als XXL-Verfechterin des Humanismus nicht zu beschmutzen». Djavadis Résumé ist bitter, aber treffend: «Man kann nicht den Mythos von der bürgerlichen Stadt Paris nähren, diesem Juwel an Schönheit und Kultur, und sich weigern, zu sehen, dass die Infektion schon das gesamte Stadtgefüge erfasst hat.» Ein Buch, das wachrüttelt.

Hässlichste Sätze des «besten Deutschland»

Milosz Matuschek

Marcus Klöckner, Jens Wernicke:

«Möge die gesamte Republik mit dem Finger auf sie zeigen.» Das Corona-Unrecht und seine Täter. Rubikon. 208 S., Fr. 31.90

Ach Corona, was soll man da noch schreiben, denken viele. Die Pandemie ist doch ohnehin vorbei. Nun ja, das hätten vor allem diejenigen gern, die sich mit extremen Aussagen über Kritiker der Corona-Politik den Herrschenden andienten und nun täglich blamierter dastehen, je mehr das Narrativ zerfällt. Der Soziologe Marcus Klöckner und der Rubikon-Heraus-

Wir drucken Inhalte genau auf den ●!



geber Jens Wernicke haben die schlimmsten Entgleisungen für die Nachwelt dokumentiert und kommentiert, nebst einem Vorwort von Ulrike Guérot und einem Nachwort von Tom-Oliver Regenauer.

Dass das Interesse der Leser an dem Thema sehr gross ist, zeigt der Erfolg des Buches, das in Deutschland aus dem Stand auf Platz 2 der Spiegel-Bestsellerliste landete. Wie wichtig eine Dokumentation in Buchform ist, zeigt zudem das Schicksal der Website ich-habe-mitgemacht.de, die unter anderen von Burkhard Müller-Ullrich, einem ehemaligen Deutschlandfunk-Redaktor und jetzt Gründer des freiheitlichen Radios Kontrafunk, ins Leben gerufen wurde und zwischenzeitlich wegen Hackerangriffen nicht zugänglich war. Bücher lassen sich eben schwer hacken.

«Möge die gesamte Republik mit dem Finger auf sie zeigen» – der Titel ist ein Satz des Spiegel-Kolumnisten und RTL-Journalisten Nikolaus Blome und zeigt pars pro toto: Wer mit dem Finger auf andere zeigt, zeigt immer auch mit vier Fingern auf sich zurück. Die Diffamierungen werden zu einem Bumerang. Man liest das Buch und entdeckt selbst immer wieder Sätze, die man eigentlich schon verdrängt hat und in der Rückschau kaum für möglich hält, die aber tatsächlich so geäussert wurden – ohne bisher Konsequenzen für die Diffamierer und Spalter gehabt zu haben. Kanzler Scholz hält derweil Lobreden auf den gesellschaftlichen Zusammenhalt. Willkommen in Absurdistan.

All dies spricht Bände über den Zustand nicht nur der Demokratie, sondern auch und besonders des Medienbetriebs. Dort tummeln sich erklärte Hassprediger, die sich um den Aushub der Gräben in der Gesellschaft höchst verdient gemacht haben und ein gesellschaftliches Klima erzeugten, das man nur als «Volksverhetzung» bezeichnen kann. Sämtliche Kontrollmechanismen haben versagt, und zwar in einem Umfang, dass man davon ausgehen muss, dass diese gar nicht bestanden haben, sondern dass nach dem Motto vorgegangen wurde, dass alles erlaubt ist – wenn nur klar ist, wer der Feind ist.

Schreckensbild des Antihumanismus

Das Buch von Klöckner und Wernicke ist jedoch nicht im Geist des Revanchismus geschrieben, sondern als Grundlage zur Aufarbeitung konzipiert. Je länger diese auf sich warten lässt, desto grösser wird die Schuld des gesamten Medienbetriebs, der sich keine Blöße mehr gibt und damit offenlegt, was viele schon insgeheim ahnten: dass längst – nicht nur bei Corona – ein Informationskrieg herrscht, bei dem es nur um eines geht: zu gewinnen, egal, wie hoch die sonstigen Verluste ausfallen. Ob Arztfunktionär Frank Ulrich Montgomery («Tyrannei der Ungeimpften»), Boris Palmer («Beugehaft»), Joachim Gauck («Bekloppte»), Karl Lauterbach («nebenwirkungsfreie Impfung») – alle kommen in diesem «Worst-of» vor und zeichnen ein Schreckensbild des Antihumanismus. Einziger Wermutstropfen ist, dass dies keine vollständige Dokumentation ist – anders als im Internet sind jedem Buch natürliche Grenzen gesetzt.

Als Fazit nach 208 Seiten unappetitlicher Aussagen bleibt: Die Gesellschaft wird erst zur Normalität zurückkehren, wenn sie mit dem Finger auf sich selbst zeigt und den Zeigefinger bei jedem erhebt, der sich zur eigenen Profilierung zum Propagandisten einer Gutmenschenmoral verstieg und zum Vokabular der Volksverhetzung griff. Besonders bezeichnend: Bisher hat noch keiner der Diffamierer um Verzeihung gebeten. Im Gegenteil: Sie sind stolz auf ihre Verirrungen. Wie lange noch?

Abgründe der Münchner Schickeria

Gerhild Heyder

Claudius Seidl: Helmut Dietl – Der Mann im weissen Anzug.
Kiepenheuer & Witsch. 352 S., Fr. 39.90

Der 1959 geborene und in München aufgewachsene Filmkritiker Claudius Seidl ist dem berühmten Regisseur Helmut Dietl (1944–2015) zwar begegnet, eng war der Kontakt zum Bewunderten allerdings nicht. Vielleicht ist seine Biografie gerade deshalb gelungen – ein ernsthafter und ehrlicher Versuch, Leben und Werk Helmut Dietls zusammenzubringen. «Er hatte ein Gespür dafür, die Oberflächen zum Leuchten zu bringen.»

Fernsehzuschauer und Filmliebhaber kennen die Serien «Monaco Franze», «Kir Royal» sowie

die Filme «Schtonk!» und «Rossini», die auch Nichtmünchnern die eigenwilligen Charaktere der selbsternannten deutschen «Glamour-Hauptstadt» der 1970er und 1980er Jahre in die Wohnstuben brachten. Dass die Schickeria nicht gar so glamourös war, wie es schien, sondern ihre Abgründe in sich barg, das offenbart der sezierende, böse Blick auf das (von realen Prominenten inspirierte) Personal der Filme.

Die satirische Komik, mit leichter Hand und nie unter der Gürtellinie inszeniert, war das Werk der beiden kongenialen Drehbuchschreiber Helmut Dietl und Patrick Süskind, des Regisseurs Helmut Dietl und natürlich der perfekt besetzten Darsteller, die das Who's who der deutschsprachigen Film- und Theaterwelt repräsentierten, von Senta Berger und Franz Xaver Kroetz bis zu Dieter Hildebrandt, Christiane Hörbiger und Mario Adorf.

Dass dieses inzwischen untergegangene, von Berliner Umtrieben abgelöste Biotop überhaupt filmisch dargestellt wurde und bis heute

sehenswert ist, ist Helmut Dietl zu verdanken. Wir sehen ein München, das vielleicht so war, vielleicht aber auch nicht ganz so – Dietl spielte mit Realität und Wahrscheinlichkeit, mit geträumter Wirklichkeit, mit dem «So hätte es auch sein können». Und natürlich brachte er eigene Lebensumstände ein in die Geschichten.

Niemand ausser ihm besass die Fähigkeit zu dieser speziellen Sichtweise auf München, war er doch – gleichzeitig engagierter als auch distanzierter – Teil dieser Welt, das arbeitet Claudius Seidl sorgfältig heraus. Er bekam von Dietls Witwe erstmals die Erlaubnis, den schriftlichen Nachlass einzusehen, der ihm neue Erkenntnisse bescherte.

Sehnen nach Leberkäse und Weisswurst

Daneben zitiert Seidl immer wieder aus Helmut Dietls unvollendeter, sehr lesenswerter Autobiografie «A bissel was geht immer», und wir erleben den eleganten, gutaussehenden, weissgekleideten Mann mit den schönen Frauen an seiner Seite, der sein Erscheinungsbild in der Öffentlichkeit inszeniert, umgeben von einer melancholisch-arroganten Aura. Wir erfahren aber auch von Drogenabstürzen, die ihn nach dem Tod der Mutter an den Rand des Abgrunds brachten, vom fehlenden Vater und von der liebevollen Erziehung durch Mutter und Oma, von den Frauen, die sein Leben bestimmten, vom Filmdebüt als Siebenjähriger neben O.W. Fischer. Und immer wieder von Dietls Hassliebe zu seinem München.

«Um den «Monaco Franze» zu erfinden, musste er in Los Angeles sitzen und sich nach Leberkäse sehnen oder nach Weisswurst», so Claudius Seidl. «Um «Kir Royal» zu schreiben, hat er sich mit Patrick Süskind in irgendwelche Dachkammern in Montparnasse gehockt [...]. Deswegen wird man halt auch so schnell nicht fertig mit Helmut Dietl, weil er eben beides ist: der perfekte Münchner und der absolute Anti-Münchner.»

Helmut Dietls Versuch, nach dem Fall der Mauer in Berlin Fuss zu fassen, misslang. Der Film «Zettl» von 2012, als Berliner Nachfolger von «Kir Royal» geplant, wurde verrissen und fand verhältnismässig wenige Zuschauer. Die hämischen und bösartigen Kritiken haben den erfolgsverwöhnten Regisseur sehr verletzt.

Seine Lungenkrebskrankung – eine Million Zigaretten habe er geraucht in seinem Leben – machte Helmut Dietl selbst öffentlich, in einem *Zeit*-Interview, das er dem Chefredaktor Giovanni di Lorenzo 2013 gab und in dem er offen über den nahenden Tod sprach, der Dietl schliesslich am 30. März 2015 heimholte. 2014 konnte er noch den Preis der Deutschen Filmakademie für sein Lebenswerk entgegennehmen; er verabschiedete sich nach seiner Dankesrede von den in Tränen aufgelösten Gästen im Saal mit den Worten: «Wenn keiner was dagegen hat, dann geh ich jetzt.»



Melancholisch-arrogante Aura: Regisseur Dietl.

Tal der Wahrheit, Fluss der Lügen

Michael Bahnerth

Andres Bruetsch: Sein Name Pejdr Vuolp.
Edition Howeg, 300 S., Fr. 42.90

Eine junge Frau wächst in Budapest mit einem Mann auf, der nicht ihr Vater ist, ihre Mutter lügt sich alles schön, und die junge Frau macht sich auf, ihren Vater zu suchen, die Wahrheit und natürlich sich selbst. Das ist immer ein guter Stoff, wenn man nicht in den lauenden Sümpfen des Gefühlskitsches stecken bleibt.

Der Zuger Regisseur und Autor Andres Bruetsch, 71, erzählt die Geschichte von Lina, von Bela, ihrem Nichtvater, der sich entschlossen hat, der Welt davonzudämmern, von Eva, der Mutter, die sich längst verloren hat und trotzdem versucht, in der Lüge eine Wahrheit zu sehen, und es ist die Geschichte von Pejdr Vuolp, dem leiblichen, weggelogenen Vater, einem Bündner, der, wie so oft die Wahrheit, verschollen fast hinter einem Nebel lebt, leben könnte, oder auch nicht.

Die Lüge wird, nachdem sie Risse bekommen hat, zuerst zur Halbwahrheit; ihr leiblicher Vater, erzählt die Mutter Lina, sei Schweizer, habe im Gefängnis gesessen und sei inzwischen gestorben. Natürlich hatte die Mutter einst, als

*Und so bleibt das Bündnerland
eine moralische Baustelle, eingehüllt
in undurchdringlichen Nebel.*

Saisonarbeiterin im Engadin, eine Affäre mit Pejdr, die zu einer grossen Liebe wurde, ihre einzige wohl, und wie viele grosse Lieben endete sie tragisch. Als Lina in Budapest ob aller Unwahrheiten sich immer mehr verliert und sich selbst entfremdet, macht sie sich auf ihrem alten Motorrad auf, die Wahrheit zu finden in den Bergen und im Tal, und natürlich findet Lina ihren Vater, sich selbst auch, aber es ist nicht ganz klar, ob das in ihr Gefundene reicht, um sich so sehr selbst zu lieben, dass sie sich auch verlieben könnte.

Alles ist Fiktion

Bruetsch erzählt das alles unsentimental, mal in Tagebuchform, mal, als ob die Geschichte ein Felsblock wäre und dann wieder ein Edelweiss. Es ist ein Buch wie ein Fluss; ist man einmal in ihn eingetaucht, trägt einen die Strömung angenehm davon.

Das Buch erschien im November, Bruetsch las daraus vor in Zug und in Zürich und schickte die Geschichte dorthin, wo die Wahrheit liegen könnte, ins Engadin, in einen Buchladen in Scuol. Grossartige Geschichte, hörte er von dort,

sie würden eine Lesung organisieren, er solle doch bitte einen Karton voller Bücher schicken.

Die Buchhandlung gab das Buch ein paar Einheimischen, sie möchten es doch lesen und dann Rückmeldung erstatten. Die Rückmeldung, die der Autor bekam, war: keine Lesung, die Kiste mit den Büchern würde zurückgeschickt. Das Buch sei zu riskant, da sei noch ein hängiges Gerichtsverfahren, Personen könnten sich erkannt fühlen. Und so weiter.

Was in Scuol passiert war, ist Folgendes: Pejdr Vuolp, eine Fiktion, war in der Bündner Baubranche tätig, die in ihrer latent mafiosen Struktur, ihrer Wechselbeziehung zwischen Bauunternehmen und Auftraggebern weder besser noch schlechter ist als jede Baubranche der Welt. Bruetsch, wie wir alle, hörte von dem nicht fiktiven Skandal in der Bündner Baubranche und dass dem Hinweisgeber die Kinder weggenommen worden seien. Was er getan hat, ist das Schicksal der Kinder weiterzuspinnen. Alles ist Fiktion; die Verstrickungen Vuolps, seine Vorteilnahmen, seine Verurteilung.

Naive Sehnsucht

Und so verfällt das Engadin im Raume Scuol, verfallen einige seiner Bewohner zumindest, in jenes Verhaltensmuster, das der Mutter der wahrheitssuchenden Lina zum Verhängnis wurde. Jenes Sein in Halbwahrheiten, dieses Verdrängen von Realitäten, diese naive Sehnsucht, dass alles von selbst irgendwann wieder gut oder zumindest vergessen sein würde.

Und so bleibt das Bündnerland eine moralische Baustelle, eingehüllt in undurchdringlichen Nebel, verharret im Schweigen, statisch mit der Neurose, fern der Erkenntnis, dass es im Falschen nichts Richtiges gibt. So sehr, dass eine wunderbare, fiktionale Geschichte, die sich da und dort nur ein bisschen an der Realität bedient hat, nicht stattfinden darf, damit ein Gebilde des Scheins nicht in sich zusammenfällt. Scuol, übrigens, stammt vom lateinischen Wort *scopulus* ab, das heisst Klippe. Und jede Klippe hat zwei Seiten. Auf der einen ist der Abgrund.



Die Bibel Arbeit und Werk

Bis zur Stunde hungern und dürsten wir (...) und sind ohne feste Bleibe und mühen uns ab mit unserer Hände Arbeit (aus 1. Korinther 4, 11 f.). – Hannah Arendt wies darauf hin, dass der Unterschied zwischen Arbeit und Werk sich in den Sprachen von der Antike bis zur Gegenwart hartnäckig erhalten hat. Im Deutschen also Arbeit und Werk, im Französischen *travail* und *œuvre*, im Englischen *labour* und *work*. Es fällt auf, dass Werk, *œuvre* und *work* vorwiegend Kunstwerke bezeichnen und damit dem edleren Teil der menschlichen Aktivitäten angehören. In der griechischen Antike wurden die Arbeiten für den täglichen Bedarf verachtet. Weil nach dem Verbrauch nichts davon übrigblieb, hiessen diese Bemühungen auf Griechisch *ponein*. Das Verb ist mit *poneros* (schlecht) verknüpft, und diese Arbeiten hatten die Sklaven zu leisten. Die Tätigkeiten der freien Bürger hiessen *ergoi* und in der Verbform *ergazesthai*. Die Silbe *erg* ist der sprachliche Vorfahre von «Werk» und *work*. Damit waren Kunstwerke, Kultur und vor allem Politik gemeint.

Der Dünkel und die Selbstgefälligkeit mancher Politiker haben hier ihre antiken Wurzeln. Da die Menschen sich eigentlich dem Lebensunterhalt widmen mussten, konnten sie nur frei werden, indem sie andere unterwarfen und zwangen, das Notwendige für sie zu tun. Gegenthesen gab es schon früh. Von Hesiod ist überliefert: «Arbeit bringt keine Schande, Nichtstun aber ist Schande.»

Interessant ist, dass im Neuen Testament das Verb *ponein* kein einziges Mal vorkommt. Sämtliche Tätigkeiten im Weinberg, im Haus und überhaupt mit den Händen werden mit *ergazesthai* ausgedrückt. Das entspricht dem schweizerdeutschen *schaffe*. Die einfachen Jobs stehen auf einer Ebene mit den edlen Werken und sogar mit den Taten Gottes. Dadurch bekommen die Menschen, die sie tun, eine ungeahnte Würde.

Peter Ruch

Urs Fischer macht süchtig

Mit seiner geheimnisvollen Kunst begeistert der Schweizer ein weltweites Publikum. Worin liegt der Reiz seines Werks?

Kathrin Frauenfelder

Urs Fischer: The Lovers #2. Museo Jumex. Mexico City. Bis 28. Mai

Als die auf den Herbst verschobene Art unlimited der Art Basel 2021 ihre Tore öffnete, stiess das Publikum gleich am Eingang auf ein aus Brotscheiben und Baguettes konstruiertes Haus («Untitled (Bread House)», 2004–2005). Urs Fischers begehbbare, grob gezimmerte, Chalet-ähnliche Hütte erregte viel Aufmerksamkeit. Ich hätte Urs Fischer gerne nach der Bedeutung dieses so massiven wie seltsam zerbrechlichen Brothauses gefragt. Ist es eine Metapher für unsere Zeit? Ein Symbol der Vergänglichkeit? Eine lustvolle Spielerei oder bloss banale Komik? Doch ich habe den Künstler nicht angetroffen. Fischer entzieht sich gern der Öffentlichkeit. Auch an seinen Vernissagen glänzt er meistens durch Abwesenheit.

So auch 2004 an der Eröffnung von «Kir Royal», jener grossen Show im Kunsthaus Zürich, die Urs Fischer endgültig in die erste Liga der Kunstszene katapultierte. Seither feiert er international bedeutende Erfolge. Seine Kunst ist in den angesagtesten Museen und Galerien unter anderem in London, Los Angeles, New York, Hongkong, Moskau, Tel Aviv und Mexico City zu sehen. Fischer zählt zu den erfolgreichsten Schweizer Künstlern seiner Generation. Was macht die Faszination dieses Künstlers aus, zu dessen Vernissagen das Publikum strömt, zu denen er oft nicht persönlich erscheint? Abwesenheit als perfektes Selbstmarketing?

Selbstporträt mit Selbstironie

Eher ist er in seinem Studio in New York anzutreffen, wo ihn eine Schar hochspezialisierter Mitarbeiter bei der Realisierung seiner Projekte unterstützt. Fischer ist ein äusserst produktiver Künstler. Während seiner bald dreissigjährigen Tätigkeit hat er ein vielschichtiges Œuvre geschaffen. Seine Objekte, seine raumgreifenden Installationen, Bild- und Fotocollagen sind weder gefällig noch im traditionellen Sinn schön. Durch die oft krude Machart, die rauen Oberflächen und die schrillen Farben wirken sie

eher grobschlächtig und zufällig. Zwar übernimmt er gern klassische Darstellungsweisen oder bedient sich hemmungslos bei der Pop- und der Postminimal Art, bei Comic und Graffiti. Doch seine Präsentationen sind stets ungewohnt, überraschend, oft schreiend komisch, jedoch bis ins Detail präzise inszeniert.

Fischer arbeitet gern figurativ. Er realisiert stehende und liegende, an die Kunstgeschichte angelehnte Frauenakte. Doch seine Akte sind in Wachs gegossen und schmelzen während der Ausstellung zu einem bizarren Häufchen. Dies gilt auch für die hyperrealistischen Porträts seiner Künstlerfreunde. Auch sich selbst nimmt er auf die Schippe, wenn er sein Selbstporträt lebensgross in Wachs giesst und es abbrennen lässt. Viele Werke sind nicht auf Dauer angelegt. Vergänglichkeit ist ein wiederkehrendes Thema in seinem Œuvre.

Während wir uns eher selten Gedanken zu unserem von täglicher Routine geprägten Alltag machen, sind Fischers in Wachs, Bronze, Styropor oder Aluminium realisierten Plastiken von kleinen Gesten oder trivialen Alltagsgegenständen inspiriert. Waschmaschinen, Betten,

Die widerborstigen, scheinbar willkürlichen Kompositionen lassen sich nie ganz aufschlüsseln.

Früchte, Gemüse verwendet er immer wieder als Motive seiner Stilleben. Die Objekte treten selten allein auf. Sie verkrallen sich mit anderen Gegenständen: die Verschränkung eines kollabierten Spitalbetts mit einem Pferd, das mit Haushaltsdingen gespickte Nashorn («Things», 2017), ein gelber, mit einer Tischlampe verschmolzener Teddybär, ein am Stiel einer Birne fixierter Ballon («Roll-Play», 2019) oder die entlang der Bananenkrümmung kriechende, eine rosa Schleimspur hinterlassende Schnecke.

Die widerborstigen, scheinbar willkürlichen Kompositionen lassen sich nie ganz aufschlüsseln. Sie wecken Ahnungen und rütteln an Erinnerungen. Doch letztlich bleiben sie rätselhaft und geheimnisvoll. Dies gilt auch für das



Inspiziert von kleinen Gesten oder trivialen

Werk 8, 2014, «Grundstein», das Fischer dem Kunsthaus Zürich anlässlich der Grundsteinlegung zum Erweiterungsbau am 8. November 2016 geschenkt hat. Doch was hat die Skulptur, einem Lehmhaufen ähnlich, mit einem Grundstein zu tun? Zumal das bröckelnde Ding eher einer unfertigen Chaiselongue mit einem davor ausgebreiteten Teppich gleicht. Seltsam auch die darauf liegende leuchtend orange Karotte. Vielleicht ist Fischers Geschenk eine Anspielung an den Dadaismus? Zu Zürich würde dies passen. Doch wer genauer hinsieht, entdeckt, dass die Skulptur in Bronze gegossen ist.

Seine aberwitzigen, belanglosen Kompositionen sind wie kleine, sorgfältig zubereitete Häppchen, die dazu anregen, eine eigene Geschichte zu erfinden. Ihre Unergründbarkeit macht süchtig. Man will mehr davon ...

Fischer wird gerne dargestellt als einer, der es locker nimmt. Der gern herumlungert und faulenz, der sich im Sessel zurücklehnt, die Füsse auf dem Tisch verschränkt und sich seine skurrilen Einfälle von der Muse einflüstern lässt. Tatsächlich ist für Fischer keine Eingebung zu banal, um nicht gestaltet und zu einem Kunstwerk transformiert zu werden. Doch was so lo-



Alltagsgegenständen: Nomax (links) und Installation «Things» von Urs Fischer im Museo Jumex, Mexico City.

cker und entspannt daher kommt, beruht auf von Kalkül und Instinkt getriebener Präzisionsarbeit. Da zerquetschte der Künstler ein Klümpchen rohen Lehm zwischen den Fingern, fügte ein zweites hinzu und formte daraus ein putziges Figürchen mit einer liegenden Schönen mit grünem Hut («Sirens», 2019).

Andererseits führt derselbe Vorgang zu gewaltigen Skulpturen für den öffentlichen Raum. Von Hand gestaltete Lehmbrocken werden gestapelt, als 3-D-Scans am Computer weiterbearbeitet, ins Monumentale vergrössert, professionell in Aluminium gegossen und schliesslich auf öffentlichen Plätzen der Weltmetropolen als Hommage an das Material präsentiert («Big Clay #4», 2013–2014). Manche stehen als Eyecatcher vor den Museumstoren. So in Mexico City die teils mit Blattgold versehene, einer sich im Feuer verzerrenden Flamme ähnelnde Monumentalplastik «The Lovers #2», 2018–2022. Fischer ist während der Entstehung von Internet, Social Media und Co. gross geworden. Die Macht der Massenmedien hat er früh erkannt, und er hat begriffen, dass wir in einer Zeit permanenten Wandels leben. So treibt er seine Kunst mit einem vom Internet inspirierten

Bewusstsein kontinuierlich voran. Seine Werkgruppen sind selten abgeschlossen. Stetig fügt er den Serien weitere Werke hinzu, wobei er unerprobte digitale Möglichkeiten und Interpretationsspielräume auslotet.

Handtaschen für Louis Vuitton

Dies gilt auch für seinen Umgang mit Bildern, der ebenso erfindungsreich ist wie seine Arbeit mit den dreidimensionalen Objekten. So beschäftigt ihn zum Beispiel die Frage nach der Weiterverwendung von Bildmaterial und wie sich dieses aus seinem ursprünglichen Kontext herauslösen und weiterentwickeln lässt. Eine frühe Antwort gab er in der Produktion von Würfelskulpturen, auf deren verspiegelter Oberfläche Fotocollagen aufgedruckt sind («Mr. E. & Spotzy», 2011).

Während der Corona-Zeit erweiterte er das Konvolut der computergenerierten Bilder. Ausgangspunkt waren Fotografien des Interieurs seines Zuhauses und seines Gartens in Los Angeles sowie Schnappschüsse aus einem alten Film aus seinen Kindertagen. Die mit mächtigen Pinselstrichen bald locker, bald pastos aufgetragene Farbe – die einzelnen Pinselstriche sind am Com-

puter präzise berechnet – scheint über der Abbildung zu schweben («Teddy Aebly», 2021). Ein Jahr später erweiterte er das Spektrum der Fotocollagen mit Hollywoodstars der 1950er Jahre, indem er den Fokus auf einen präzisen Motivausschnitt richtete, diesen aus dem Original herauschnitt, per Siebdruck auf Aluminium übertrug, unterschiedlich einfärbte und vergrösserte, um danach die einzelnen Fragmente in repetitiver Anordnung zu einer Collage zu montieren («Procession», 2022).

Es verwundert nicht, dass der Künstler auch mit der Ästhetik der Werbung und dem modernen Produktdesign liebäugelt, Gadgets und Handtaschen für Louis Vuitton kreiert sowie den aufkommenden digitalen, auf der Blockchain-Technologie basierenden *crypto art*-Markt mit NFTs (Non-Fungible Tokens) bedient («Chaos #1 Human», 2021). Wenn man sich fragt, ob Künstler die Seismografen der Gegenwart sind: Auf Urs Fischer trifft dies zweifellos zu.

Kathrin Frauenfelder, promovierte Kunsthistorikerin, leitete von 2002 bis 2018 die Kunstsammlung des Kantons Zürich. Seit 2014 ist sie Präsidentin der Stiftung Righini-Fries.



„Nur die Wasserspülung an deiner Erfindung gefällt mir nicht..“

Fernsehen

Schlampig recherchierte fünfziger Jahre

Wolfgang Koydl

Bonn – Alte Freunde, neue Feinde: Miniserie (sechs Folgen). ARD

Das Themenspektrum deutscher Fernsehfilme ist schmal: Nazis vor 1933, Nazis 1933 bis 1945, Nazis nach 1945.

Nun sind wieder mal die Nachkriegsnazis dran: Bonn 1954, die junge Bundesrepublik zwischen Aufarbeitung der Vergangenheit und Aufbruch in eine doch lieber reiche als glorreiche Zukunft. Aufgehängt ist die Geschichte an der Rivalität der Männer, die rivalisierende Geheimdienste führten: Otto John, der Ex-Widerstandskämpfer, leitete den Verfassungsschutz und Reinhard Gehlen, der Nazi-Agent, den späteren Bundesnachrichtendienst.

Autoren und Regisseurin blicken – gesegnet mit der Gnade der späten Geburt – moralisierend statt wissend auf die Vergangenheit zurück. Entsprechend holzschnittartig sind John und Gehlen gezeichnet: hier tragischer Held, dort teuflischer Finsterling – obwohl bei einem Sechsteiler Zeit für Zwischentöne gewesen wäre. Etwa für die dubiose Rolle der USA beim Schutz alter Nazis und für den Umstand, dass der idealistische John für sein Amt ungeeignet und ein Sicherheitsrisiko für die Republik war.

Ärgerlich ist die schlampige Recherche. Im Film besitzt jeder Haushalt Fernsehen und Telefon. Da wird gefragt, ob ein James Bond unter den Kollegen sei; da wird zum Essen «zu einem Italiener» eingeladen, und auch über «Sex» wird geplaudert. Doch dieses Wort war Anfang der 1950er Jahre in Deutschland ebenso unbekannt wie flächendeckendes TV und privates Telefon, 007 und ausländische Restaurants. Damals gab's nur Hausmannskost. So langweilig und stopfend wie die Miniserie «Bonn».

Rock Der ewige Punk

Peter Kemper

Iggy Pop: Every Loser.
Gold Tooth / Atlantic Records 075678628535

Sein sehniger Körper mit der unverwüstlichen Lederhaut lässt einen unwillkürlich an einen rissigen alten Baseball-Handschuh denken. Mit den vielen schrundigen, vernarbten Stellen ist er ihm längst zur Landkarte seiner Leidenschaften geworden – auch wenn diese inzwischen etwas faltiger und schlaffer geworden ist. Iggy Pop, amerikanischer Punk-Ersttäter, mit bürgerlichem Namen James Newell Osterberg, der Mann, der das Stagediving populär machte, hat es wieder getan: «Ich bin der Typ ohne Shirt, der rockt», lautet heute seine allzu bescheidene Selbstbeschreibung.

Gleichzeitig ist Iggy Pop ein Kunstwerk in Sachen abgebremster Vergänglichkeit, eine Markenfigur nimmermüder Rebellion. «My mind is on fire, when I oughta retire», bellt er im furiosen «Frenzy» seines neuen Albums und macht unmissverständlich klar, dass es für den

Es ist ein kleines Wunder, dass ihm noch einmal eine solche Frischzellenkur gelungen ist.

Ruhestand noch viel zu früh ist. So wirkt sein 19. Studioalbum wie das späte Aufbäumen eines Punkrock-Rumpelstilzchens. Vom Jazz-Avantgarde-Stil des 2019er «Free»-Albums ist Pop zu seiner Kernkompetenz zurückgekehrt: Er knallt dem Hörer seine Botschaften direkt ins Gesicht: dreckig, rau und ungeschliffen.

Emotionale Brandbeschleuniger

Vom ersten Ton an macht dieses Album klar, wer die dicksten Eier hat: «Got a dick and two balls, that's more than you all.» Zum fett produzierten Rock-'n'-Roll-Exzess trägt eine Reihe illustrierter Kollegen bei: Duff McKagan von Guns N' Roses bedient den Bass, während Chad Smith von den Peppers für einen brachialen Drum-Beat sorgt. Der im März vergangenen Jahres während einer Welttournee mit seiner Band Foo Fighters verstorbene Drummer Taylor Hawkins heizt den beiden Stücken «Comments» – düster und geheimnisvoll und doch mit einer Wundertüte eingängiger Riffs und Refrains – und dem metallisch-scharfkantigen «The Regency» ein. Hier klingt Pops Stimme, als ob er durch ein Megafon gesungen hätte. Dann wechselt das Stück sechs Mal die Taktart und entfaltet dennoch eine seltene melodische Sogwirkung.

«Überleben» ist ein zentraler Topos in Pops gesamter Karriere gewesen und spielt auch auf seiner neuen Oldschool-Scheibe eine wichtige Rolle. Er weiss nur zu genau, dass er einer der letzten originalen Punks ist, der noch immer aufrecht steht, während sich viele seiner Weggefährten längst aus dem irdischen Jammertal verabschiedet haben. So entpuppt sich «New Atlantis» – halb Ballade, halb hymnischer Breitwandrock – auch als bitterböse Hommage an sein eigenes «shitty, shady paradise»: die Rentneridylle Miami, die er sein Zuhause nennt.

Es ist ein kleines Wunder, dass dem «Godfather of Punk» auf seine alten Tage noch einmal eine solche Frischzellenkur gelungen ist. Dabei war die letzte Dekade von häufigen



Dreckig, rau und ungeschliffen: Iggy Pop.

Stilwechseln geprägt: Hatte er 2012 noch auf «Après» französische Chansons interpretiert, feierte er vier Jahre später seine «Post Pop Depression». Koproduziert von Josh Homme von Queens of the Stone Age, war dies sein erster grosser kommerzieller Erfolg – fast fünfzig Jahre nach dem manischen Debüt der Stooges –, eine melancholische Referenz an den Proto-Punk mit David Bowie in den Siebzigern. Auf seinem jazzorientierten Album «Free» (2019) rezitierte Pop anschliessend mit brüchigem Bariton Gedichte von Dylan Thomas: «Brenn, Alter, wenn die Dämmerung lauert / Im Sterbelicht sei doppelt zornentfacht.»

Diesen «doppelten Zorn» bekommt der Hörer von «Every Loser» jetzt zu spüren. In der Spottnummer «Neo Punk» bedauert Pop, wie



Punk in den Pop-Mainstream einsickerte und «Gucci Gangs» hervorbrachte. Der Anti-Drogen-Song «Strung out Johnny» mit Josh Klinghoffers psychedelischer Grundierung an Gitarren, Piano und Keyboards entpuppt sich als betörende New-Wave-Hommage. Iggy nimmt Netz-Trolle ebenso ins Visier wie eine babylonische Social-Media-Industrie: «Sell your stock in Zuckerberg and run / Buy a passport to the end of fun.»

Zwei Spoken-Word-Zwischenspiele, der lockere Swing von «The News for Andy» und «My Animus (Interlude)», setzen ganz auf die altersweise Körnigkeit von Pops sonorer Stimme. Mit hypnotischem Sprechgesang beteuert er, kein «strawboy», sondern blanker «terror» zu sein.

Das Album repräsentiert die Essenz von Iggy Pop, seine zeitlosen Qualitäten: den kurz auffordernden Zorn, sein überraschendes Gespür für Romantik und seine offenerzige Fremdheit. Ein Kritiker bezeichnete ihn einmal als «Strassen-Gepard mit einem Herzen voller Napalm». In der Tat wirken die neuen Songs noch immer wie emotionale Brandbeschleuniger.

Ausstellung

Als der Rhein der Rhenus war

Rolf Hürzeler

Ave Caesar! Römer, Gallier und Germanen am Rhein: Antikenmuseum Basel. Bis 30. April

Biedermann hat Weltgeschichte geschrieben. Die digitale Rekonstruktion einer Büste von Gaius Julius Caesar zeigt das Gesicht eines Langweilers. Kleine Nase, schmaler Mund und eine ausdruckslose Augenpartie. So muss man sich anscheinend den Mann vorstellen, der das politische und das gesellschaftliche Leben rund um den Rhein vor 2000 Jahren bestimmte. Wer sich einen Berserker vorstellte, wird enttäuscht. Caesar war zumindest dem Gesicht nach ein Dutzendmensch, der einem zu seiner Zeit wohl auf jedem Forum hätte begegnen können.

Die Büste, gefunden in einem ehemaligen Legionslager, steht in der Ausstellung «Ave Caesar! Römer, Gallier und Germanen am Rhein» im Basler Antikenmuseum. Die Schau dokumentiert das Leben rund um den Fluss in den Jahren 600 vor unserer Zeitrechnung bis ins 3. Jahrhundert. Die Exponate umfassen Gefässe, Skulpturen und Alltagsobjekte wie Messer oder Geschirr. Der Rhein diente damals wie heute als Transportweg und als politische Grenze. Sie sicherte zumindest in dieser Epoche die römischen Siedlungen gegen Einfälle nördlicher Germanen. Die Ausstellung zeigt neben

den archäologischen Funden eine animierte Installation, die etliche Objekte anschaulich einordnet oder sie in einer Rekonstruktion zeigt wie die Büste des Feldherrn Caesar.

Pfefferkorn aus Südindien

Der Rhein trennte zwar die Siedlungsgebiete der römisch beherrschten Gallier von denjenigen der Germanen, aber er war auch ein Bindeglied. Die Kontakte waren damals so eng wie heute. Denn die Welt war zwar kleiner, aber globalisierter, als man denkt. Davon zeugt das

Römische Münzen waren in ganz Europa gängiges Zahlungsmittel.

kleinste Objekt in der Ausstellung, ein Pfefferkorn, das aus Südindien stammt und im Elsass gefunden wurde. Auch galt zu jener Zeit im Mittelmeerraum bis nach Schottland eine Einheitswährung. Römische Münzen waren in ganz Europa gängiges Zahlungsmittel.

Die von den Römern dominierten Gallier, darunter die Helvetier, profitierten von der Devise «Teile und herrsche». Die Römer hielten die von ihnen dominierten Völker an der langen Leine und paktierten mit der jeweiligen Oberschicht, um Ruhe zu haben. Den Männern, die willens waren, sich in den Dienst der Legionen zu stellen, winkte der gesellschaftliche Aufstieg. Davon zeugt eine Grabstele, die von einem Fünfzigjährigen berichtet, der die Hälfte seines Lebens in römischen Diensten gestanden hatte.

Bei allem diplomatischen Geschick, friedlich verlief die römische Besetzung nördlich der Alpen nicht. Caesars Feldzüge sollen zwischen 400 000 und einer Million Tote gekostet haben.

Die Stadt Basel und das benachbarte Augusta Raurica finden in der Schau besondere Berücksichtigung. Die Gegend präsentierte sich in der Antike geografisch anders als heute, denn der Rhein hatte einen nördlicheren Verlauf. Noch gab es damals die markante Biegung, «das Knie», nicht. Der Fluss wand sich auf dem Gebiet des heutigen Kleinbasel sanft gegen Norden. Die ersten Siedlungen fanden sich nicht etwa auf dem Münsterhügel, sondern weiter westlich, beim Elsässer Rheinweg.

Stellt sich die Frage, wie es zum Ende des Reichs kommen konnte. Laut Kurator Esaù Dozio setzte der Fall schleichend ein und vollzog sich über Jahrhunderte. Kälteres Klima, Missernten, Revolten in den besetzten Gebieten und Angriffe von Barbaren sowie verbreitete Seuchen, unter anderem eine Pestepidemie, schwächten das Imperium nach und nach. Der Rhein blieb indes der Fluss, der auch im Mittelalter die europäischen Kulturen verband, als die letzten Römer längst verschwunden waren.

Film

Hollywoods wilde Zeiten

Wolfram Knorr

Babylon (USA 2022): Von Damien Chazelle.
Mit Margot Robbie, Diego Calva, Brad Pitt

Der champagnerseelige «Fledermaus»-Hit «Glücklich ist, wer vergisst, was doch nicht zu ändern ist...» wurde in den 1920er Jahren zum Imperativ; in der Ära von Hektik, Enttönnung, Korruption, Sex und Koks zum Lebensgefühl. Es ist, unter dem Namen Babylon, ein einziges Orgien-Klischee, eine Firlefanz-Show, prall gefüllt mit Mode, Satire, Clowneskem, Zauberei und Girl-Paraden.

Greift ein Film diese Zeit ab, und das tun viele (etwa «Babylon Berlin»), macht er immer eine Tanz-auf-dem-Vulkan-Revue daraus. Leider ist auch dem hochgelobten Damien Chazelle («La La Land») nichts Besseres eingefallen. Handkehrum war angesichts des Titels kaum etwas anderes zu erwarten. Dabei geht's um eine Kino-Hommage an die Ära des Übergangs vom Stumm- zum Tonfilm; die war halt auch voller Exzesse.

Keine Eintagsfliege

Der Plot, falls man von einem solchen reden kann, wird in diesem Karussell-Bacchanal aus viel nacktem Fleisch, Rauschgift, Alkohol, Frackseligkeit fast zum Action-Painting. Aber zwei Figuren machen sich dann doch aus diesem Wirbel heraus bemerkbar: der Mexikaner Manuel (Diego Calva), ein Statist, der sich mit Ideen-Ehrgeiz von ganz unten nach oben arbeitet; und das Starlet Nellie LaRoy (Margot Robbie), das in seinem extrem knappen Outfit nichts anbrennen lässt – Hauptsache, es bringt sie den Scheinwerfern näher.

Ob Chazelle bei ihr Clara Bow im Fokus hatte und bei ihm Adolph Zukor, sei dahingestellt, es mangelt ihnen nur an Emotion und Witz. Der scharfe Pfeffer aus Ernst Lubitschs «Austernprinzessin» (1919), nur als Beispiel, fehlt jedenfalls. Nellie verliebt sich natürlich in Manuel. Eine Lovestory gehört halt dazu; ohne Trostspender geht's in der Traumfabrik nicht. Nur bei Chazelle wirkt das wie ein Alibi für das, was ihn eigentlich in seiner Zelluloid-Würdigung interessiert.

Seine Bewunderung gilt dem technischen Apparat, dessen Hervorbringungen rund um den Globus die Menschen in Entzückung versetzen. So führt er mit parallel gezeigten Sequenzen mal die Kunst der Täuschung vor und mal das Ringen mit der Technik, die Schönheit der Wirklichkeit einzufangen. In der einen Szene muss Nellie weinen und presst eine Einzelträne aus dem Auge (in einer Nahaufnahme); in der



Tanz-auf-dem-Vulkan-Revue: «Babylon».

anderen verzweifelt ein Team an der Technik, ein Landschaftspanorama rechtzeitig, bevor die Sonne untergeht, in den Zelluloid-Kasten zu bekommen. Mit dem Regisseur, einem Glatzkopf, kann nur Erich von Stroheim gemeint sein; bei Nellie sitzt eine aufgedrehte Lady im Regiestuhl, die an Dorothy Arzner erinnert.

Auf die Stummfilmzeit blickt Chazelle mit Wehmut, damals gab's viele Frauen hinter der Kamera, alles war noch multikulti. So spielt Li Jun Li eine lesbische Sängerin und Autorin, die

Auch Brad Pitt mit Douglas-Fairbanks-Bärtchen wird vom Tonfilm plattgemacht.

ihren Job verliert, als der Tonfilm die Schrifttafeln überflüssig macht. Auch Brad Pitt als Rudolph-Valentino-Verschnitt mit Douglas-Fairbanks-Bärtchen wird vom Tonfilm plattgemacht. Es sind zum Teil gelungene Vignetten mit nostalgischem Charme über eine Zeit, als das Filmemachen noch wild, frei, unreguliert und heillos kompliziert war (bei den ersten Tonfilmversuchen). Nur bleibt das seelenlos im Revue-Glamour hängen und bietet über das ikonische Bild von «Hollywood Babylon» (so der

Titel von Kenneth Angers berühmtem Buch über die sittenlose Traumfabrik) hinaus kaum etwas, das man so noch nicht gesehen hat.

«Im Kern», sagt Chazelle, «geht es für mich um gesellschaftliche Umbrüche. Wie es sich anfühlt, wenn man als Mensch die Erde beben spürt, weil eine Ära zu Ende geht und etwas Neues beginnt.» Leider bebt hier nichts, ausser der Filmmusik. Auch wenn der Dreistundenrausch mit der lustigen Szene eines Elefanten beginnt, den der Studio-Lakai Manuel zu einer Party transportieren soll, wobei er von dem Dickhäuter angeschissen wird: Der Satire-Start über das «Scheiss-Business» verpufft leider viel zu schnell. Dass «Babylon», mit achtzig Millionen Dollar Produktionskosten, in den USA bisher nur vierzehn Millionen eingespielt hat, ist nicht schön, aber ausser der Revue-Dramaturgie hat der Film einfach zu wenig zu bieten.

Aber das «La La Land»-Wunderkind wollte die bösen, wilden Schattenseiten zeigen, auch die Zwänge, die Exzesse zu beenden. Dass das neue Medium keine Eintagsfliege bleiben würde, dämmerte vor allem den Herren von der Wall Street. Die neuen Kapitalgeber sorgten dafür, dass die Filme «disziplinierter» wurden, um mehr Geld mit ihnen machen zu können.



Games

Charmantes Schweizer Gleiterspiel

Marc Bodmer

Swordship: Digital Kingdom, Thunderful Games. PC/Playstation 4 & 5/Xbox Series X/S/Switch

Stress, lass nach. Das ist ein Gedanke, der mir sehr schnell kommt, denn «Swordship» vom Schweizer Game-Studio Digital Kingdom ist genau das: sehr schnell. Von der Anlage her ist das Spielprinzip gleich klar: Mit einem Schnellboot muss ich Container sammeln und ins Ziel retten. Daran will mich Verschiedenes hindern: schwimmende Schützentürme, deren Laserziel- erfassung mein Schiff verfolgt, nach Sekundenbruchteilen sich fixiert und schießt. Fliegende Drohnen agieren nach dem gleichen Prinzip, wobei sie mehr Sektoren abdecken. Da und dort ploppen Seeminen auf und so weiter. In dieser Hektik darf ich natürlich nicht meine Ladung verpassen, was aber immer wieder passiert.

Während in den meisten Gleiterspielen wie «Wipeout» oder «F-Zero», zu deren Genre auch «Swordship» zählt, geschossen werden

kann, besteht diese Möglichkeit im Schweizer Spiel nicht. «Wir rechneten damit, dass dies manchen Spielern nicht gefallen wird», sagt Benjamin Vurlod, Lead Artist bei Digital Kingdom. «Aber die Reaktionen fielen bis dato positiv aus.» Diese Mechanik ist in der Tat gewöhnungsbedürftig. Zwar gibt es verschiedene Spiele, in denen Widersacher gegeneinander ausgespielt werden können, aber so radikal wie hier ist es ein Novum. Umso grösser dann die Freude, wenn durch geschicktes Manövrieren Schützentürme sich gegenseitig auslöschen.

Pittoreske Animationen

Doch diese Momente sind rar. Dafür fallen die Animationen der Detonationen meines Schwertschiffs umso pittoresker aus. Es ist Vurlod und seinem Team gelungen, eine elegante Balance zwischen Ästhetik und Impact zu finden. Zum einen ist die Zerstörung meines Schnellboots

Zum einen ist die Zerstörung meines Schnellboots popartig schön, zum anderen überraschend hart.

popartig schön, zum anderen überraschend hart. Ich habe immer wieder das Gefühl, dass wirklich etwas kaputtgegangen ist.

Wider Erwarten stammt die Inspiration zum Game nicht von den erwähnten Gleiter-Klassikern, sondern von einem alten Comic: «Der grösste Einfluss kommt vom belgischen Comicstrip «Blake et Mortimer – Le Secret de l'Espadon», erklärt Benjamin Vurlod. In der 1946 erstmals publizierte Bildergeschichte gibt es ein Überschallflugzeug, das auch unter Wasser tauchen kann. Diese Inspirationsquelle hat Vurlods visuelles Design stark beeinflusst, denn wie «Blake et Mortimer» und zuvor Hergés «Tintin» folgt auch «Swordship» der *ligne claire*, der klaren Linie. Die Farben werden flächig und meist monochrom eingesetzt. Schraffuren fehlen, ein breiter Konturstrich dominiert.

Die Mischung aus Gleiter-Dynamik und klarer Linie macht den Charme des während gut vier Jahren entwickelten Spiels aus. Die Finanzierung erfolgte zu knapp 20 Prozent durch die öffentliche Hand – Pro Helvetia und Kanton Waadt –, teils durch den Verlag Thunderful Games und Eigenmittel: «Für uns ist das Spiel Forschung und Entwicklung.» Diese wird querfinanziert durch Gewinne aus Computerspielen für Kunden oder aus interaktiven Erlebnissen für die Luxusgüterindustrie, die Digital Kingdom produziert.

Mit «Swordship» hat Digital Kingdom sein ehrgeizigstes Projekt bis dato realisiert. Es wäre toll, zu sehen, was das Waadtländer Team umsetzen könnte, wenn die Budgetrestriktionen geringer wären.

Jazz

Musik vom Schlag-Zeug

Peter Rüedi

Andrew Cyrille: Music Delivery/Perkussion. Intakt CD 385

Es gibt im Jazz, namentlich in älteren Stilen und in Big-Band-Formationen, viel Perkussion, auf die das deutsche Wort Schlag-Zeug zutrifft: jene Zirkus-Schaunummern, in denen der Drummer das Publikum mit Schnellfingerkünsten zu Begeisterungstürmen hinriss. Vor allem mit dem modernen Jazz setzte dann eine Emanzipation des Schlagzeugs ein, die Entdeckung der Perkussion als Musik. Der Drummer wurde vom rhythmischen Zuhörer und PausencLOWN zum kreativen Partner im interaktiven Prozess, oft gar zum zentralen Motor und Bandleader.

Max Roach, Roy Haynes, Elvin Jones sind da nur die bekanntesten Beispiele. Andrew Cyrille, zehn Jahre Cecil Taylors Partner auf Augenhöhe, gehört mit Jahrgang 1939 und seiner Stilistik schon zu einer nächsten Generation. Aber er ist in Fortsetzung dieser Gründerväter des modernen Schlagzeugs der Inbegriff eines musikalischen Drummers. So wagte er schon 1969 («What About?») und 1978 («The Loop») Solo-Alben, die den Drummer nicht als spektakulären technischen Klempner präsentierten, sondern als eminenten Künstler. Und dass sein jüngstes Solo-Projekt, dieser Tage bei seinem Zürcher Label Intakt erschienen, «Music Delivery/Perkussion» heisst, ist Programm.

Es geht um Perkussion als inspirierte, vielseitige, fesselnde, lebendige, organisch atmende Musik, durchaus mit zwischendurch virtuos-artistischen Momenten (einem «Tambourine Cocktail» etwa oder einer sehr witzigen «Cowbell Ecstasy»), im Wesentlichen aber als sehr spannende, also sparsam mit Raum und Zwischenraum operierende, ebenso sinnfällige wie komplexe Kunst: auf dem klassischen *tap*-Drumset und Cymbals mit Sticks, mit blossen Händen, mit *mallets*, mit Besen geschlagen; in einer flirrenden Becken-Etüde kommen selbst Stricknadeln zum Einsatz.

Afrikanische Anklänge, auf ihre fundamentale Struktur konzentrierte Lesarten zweier Stücke von Amina Claudine Myers und John Carter, grossartig gebaute, klar konturierte und gleichzeitig offene Eigenkompositionen – ein Rezital, dem wir immer neu überrascht, amüsiert, verwundert und bewundernd bis zum Finale folgen, «For Girls Dancing», einer Reminiscenz aus Cyrilles Zeit an der Juilliard School, als er regelmässig auch mit Tänzern der June Taylor School of Dance arbeitete. Es setzt jeden und jede in Bewegung.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Ich, der Betrügerversteher

Mark van Huisseling

Ein Fall ist «vermutlich kein Einzelfall», zwei Fälle sind «immer mehr» und drei «ein Trend». So geht Journalismus, vor allem wenn es sich um schlimme Ereignisse handelt. Zurzeit haben wir es mit Betrügern, einem ganzen Haufen, zu tun – «Betrug, Betrug, überall» stand kürzlich auf Dealbook, der Wirtschaftsnachrichten-Plattform der *New York Times*. Finanz-Beschiss im grossen Stil sei die heisse Geschichte – und Elizabeth Holmes, Trevor Milton sowie, natürlich, Sam Bankman-Fried, Gründer der Kryptobörse FTX, sind die benötigten drei Beispiele, die den Trend belegen.

Die Erstgenannte, Holmes, leitete Theranos, ein Unternehmen, das einen Test entwickelte, der angeblich alle möglichen Krankheiten easy in einem Blutropfen entdeckte. Milton, Chef von Nikola, versprach Elektro-Lastwagen mit gasbetriebenen Turbinen, Brennstoffzellen oder so. Beide wurden verurteilt, weil sie Investoren um Hunderte Millionen betrogen; Holmes bekam zehn Jahre Gefängnis, Miltons Strafe soll morgen bekannt werden. Über Sam Bankman-Fried, oder SBF, hat erst das sogenannte Gericht der öffentlichen Meinung geurteilt: schuldig in allen Punkten. Ein Milliardenbetrüger. Und zwar vom Entwurf her, einer also, der gar nie sauber geschäftet wollte, sondern sich mittels eines *Ponzi scheme*, Schneeballsystems, masslos bereicherte (zudem ungepflegt und schlecht gekleidet ist – lange Haare, kurze Hosen, weite T-Shirts).

Wenigstens die Beschreibung seines Äusseren stimmt. Der Rest ist Ermittlungsgegenstand der Staatsanwaltschaft von Manhattan; SBF wurde im Dezember auf den Bahamas festgenommen, danach vorläufig entlassen

gegen Kautions, er sitzt im Elternhaus in Nordkalifornien, das dafür verpfändet wurde, trägt eine elektronische Fessel am Fuss.

Die Höhe seines Falls war sehr gross, *indeed*. Von 40 Milliarden Unternehmensbewertung beziehungsweise 26 Milliarden geschätztem privatem Vermögen ging's auf fast null in wenigen Novembertagen (er soll noch ein paar hunderttausend Dollar haben, für die Anwälte). Oder: *From hero* – er wurde «J. P. Morgan der Millennials» genannt – *to zero*. Respektive unter null, Kunden sowie Anleger fordern Milliarden zurück. Was für ein Leistungsausweis für einen Dreissigjährigen.

Nur, wie geht das eigentlich, eine 40-Milliarden-Firma in einer Arbeitswoche implodieren zu lassen? Werte, ähnlich wie Energie, kann man ja nicht neutralisieren, bloss transformieren. Er habe sich verspekuliert, tonnenweise gutes, vor allem aber: fremdes Geld dem schlechten nachgeworfen, sagen die Ankläger. Er sieht's anders: Kryptowährungen crashten im Frühling 2022. Dann nochmals. Und nochmals. In der Folge verblies es zahlreiche Blockchain-Unternehmen plus Kryptowährungen, in die er investiert hatte. Und schliesslich kam die böswillige Marktmanipulation eines Konkurrenten gegen seine Firma. Ist das alles und alles wahr? Man weiss es nicht.

Ich bin Kolumnist, kein Richter. Und habe mich auf den SBFs Erklär-Newsletter abonniert (gratis erhältlich bei Substack, einer Website, über die auch MvHs Post zu haben ist, nicht gratis, nur zum Sagen): Vorsicht, ich

Wir verarmten Schreiber mit Drei-Buchstaben-Kürzel halten zusammen.

könnte befangen sein, verarmte Schreiber mit Drei-Buchstaben-Kürzel halten zusammen. Er kommt mir in seinen Aufsätzen nicht vor wie jemand, der von Anfang an bloss Leichtgläubige ausnehmen wollte. Eher wie einer, der seinen *shit together* hat, der weiss, wovon er schreibt. Bilanz-Posten und Händel, die er wiedergibt, scheinen mir grob richtig sowie irgendwie nachvollziehbar. Nicht mal seine im kalten Licht des Morgens nach der Party besesehen ziemlich pomphafte Aussage, er hätte das Unternehmen retten können, falls man ihn hätte machen lassen, scheint mir ganz daneben.

Ich vermute, die Härte von Behördenvertretern hat auch damit zu tun, dass Kryptounternehmer in ihren Augen ohnehin Anarchisten sind, allenfalls Gehilfen von Kriminellen, die man besser früher als später kaltstellt.

Bevor ich's vergesse: In einer neuen Studie schreibt Professor Alexander Dyck von der Universität Toronto, Finanzbetrug komme beunruhigend oft vor (40 Prozent der Unternehmen schummeln bei der Buchhaltung, 10 Prozent betrügen Anleger oder Kunden). Doch die Zahlen seien seit Jahren mehr oder weniger unverändert.



UNTEN DURCH Genderrollen im 40. Jahrtausend v. Chr.

Linus Reichlin

Kürzlich erzählte mir ein Nachbar im Treppenhaus, er habe sich im ZDF einen Dokumentarfilm angeschaut, der das Leben unserer vorzeitlichen Urahnen zeigte, also des Homo erektionus, des Homo von Habilitz, Homo schniedelbergensis und wie die alle hiessen. Der Nachbar sagte, ihn habe sehr gestört, dass das ZDF die alle Homo nannte. «Woher wollen diese Fernsehritzen denn wissen», sagte der Nachbar, «wie die Steinzeitmenschen sexuell orientiert waren?» Das könnten doch genauso gut Heteros gewesen sein. Das sei doch sogar viel wahrscheinlicher, sagte der Nachbar, denn deren Weibchen, also die Frauen, hätten ja Kinder gekriegt, aus denen sich dann mit der Zeit die modernen Schweizer entwickelt hätten. Ich sagte, Homo sei in diesem Fall eher so eine Art Marke, wie VW oder Audi, man nenne eben alle Leute auf zwei Beinen Homo, um sie von den vierbeinigen Leuten abzugrenzen. Der Nachbar sagte, wie auch immer, in der Steinzeit hätte er jedenfalls nicht leben wollen, es sei für

Männer eine echt harte Zeit gewesen. Jetzt war ich so gespannt auf diesen Dokumentarfilm!

Mir wurde beim Anschauen schnell klar, was der Nachbar gemeint hatte. Schon in der frühesten Urzeit, bei den Australopithecinen, zeigte sich nämlich, dass diese Vormenschen nur dank der Intelligenz der Weibchen es überhaupt auf die nächste Evolutionsstufe schafften. Die Männchen waren nämlich superblöd! Wenn sie den Kadaver eines Zebras sahen, stürzten sie sich gierig auf das Fleisch, obwohl die Weibchen sich im Gebüsch versteckten und riefen: «Hahua! Hahua!» Und das heisst so viel wie: «Da ist ein sehr grosser Löwe!» Tja, aber die Männchen riefen: «Mocha! Hahua mocha!» Was so viel heisst wie: «Ihr immer mit euren übertriebenen Ängsten!» Am Schluss waren natürlich nur die Weibchen und ein paar Männchen übrig, die einfach nur Glück gehabt hatten. Aber auf der nächsten Evolutionsstufe waren deren männliche Nachfahren sogar noch blöder: Da schlugen die Männer zuerst Feinde tot mit den Oberschenkelknochen von Höhlenbären, und danach setzten sie sich zum Ausruhen auf ein Krokodil, weil sie dachten, es sei ein Baumstamm. Das ZDF liess in dem Dokumentarfilm wirklich keine männliche Dummheit aus. Als der Film dann beim Homo sapiens ankam, kannte die Begeisterung des ZDF für die natürliche Überlegenheit der Frau und die Vorteile der Immigration keine Grenzen mehr. Aus Afrika nach Europa eingewanderte Frauen hielten der Dreifachbelastung von Jagd, Höhlenmalerei und Kindererziehung spielend stand. Die afrikanische Immigrantin des 40. Jahrtausends vor Christus legte mit einem Kind im Arm und einem Speer in der Hand (weibliche Mammutjagd) den Grundstein für den Aufstieg all jener Frauen, die heutzutage in der internationalen Politik an den Hebeln der Macht sitzen und die eine Welt des Friedens und der Sicherheit geschaffen haben, wie man an den aktuellen Nachrichten unschwer erkennen kann.

So, und jetzt sass ich also als alter weisser Mann vor dem Bildschirm und schaute mir an, wie die Frauen die Mammutjagd organisierten, Streitigkeiten innerhalb der Sippe schlichteten und einfach generell unverzichtbar waren. Und ich dachte: «So wie dir ist es in der Steinzeit den Neandertalern ergangen.» Sie wurden vom Homo sapiens gar nicht direkt ausgerottet – es war nur einfach nicht mehr ihre Zeit. Die

Neandertaler waren ein wenig plump, sie redeten ungern über ihre Gefühle, und wenn doch, dann in einer Sprache, die die Homo-sapiens-Frauen nicht verstanden. Die Neandertaler wurden einfach immer weniger, und irgendwann waren sie ganz weg. Und auf den hohen Felsen, von denen sie früher über das Land geblickt hatten, standen jetzt die Homo-sapiens-Frauen und zeigten ihren Männern, wo das Wild war.



FRAUEN Chelsea Handler, Lästernaule Julie Burchill

Als ich den Eröffnungsmonolog von Chelsea Handler als Moderatorin der Critics' Choice Awards sah, wallte in mir wieder die *fan girl*-Begeisterung auf, die ich einst für dieses wunderbare Lästernaule empfunden hatte. Sie nahm alle auf die Schippe: die Schauspielerin und Talkmasterin Ellen DeGeneres («Im Film <Tár> spielt Cate Blanchett eine Vorzeigelesbe, deren Karriere beschädigt wird durch ihr toxisches Verhalten – und dafür hat sie [im Gegensatz zu DeGeneres] nicht einmal eine eigene Talkshow gebraucht»); den Schauspieler James Corden, der letztes Jahr aus einem New Yorker Restaurant geschmissen wurde, weil er dessen Personal beleidigt hatte («Die Darstellerinnen und Darsteller von <The Bear> sind anwesend. Sie haben uns gezeigt, wie zermürbend und elend die Arbeit in einem Restaurant sein kann – und dabei haben sie nicht einmal James Corden bedienen müssen») oder das Showbusiness ganz allgemein («<Gaslighting> wurde zum Wort des Jahres erklärt. Es bedeutet, dass man jemandem einzureden versucht, seine Wahrnehmung der Wirklichkeit sei falsch. Also beispielsweise, dass Promis einem weismachen wollen, sie hätten abgenommen, weil sie nur

noch Wasser trinken – und dabei fressen sie alle Semaglutid»). Das war ein erfrischender Stoss Kohlenmonoxid in die schmerzhaft saubere, langweilige Luft des woken Hollywood.

In einer Zeit, da als besonders moralisch hochstehend gilt, wer an allem und jedem Anstoss nimmt, haben es Komikerinnen schwer. Im Vereinigten Königreich sind sie in der Regel unansehnlich und dick, und obschon sie sich als Feministinnen sehen, machen sie vor allem Witze darüber, wie unansehnlich und dick sie sind, weshalb sie für die fragile Männlichkeit der woken Brüder keinerlei Bedrohung darstellen. In den USA dagegen gibt es eine lange Tradition glorioser Komödiantinnen, von Mae West über Joan Rivers und Sarah Silverman bis Tina Fey, deren Komik darauf beruht, dass sie andere attackieren. Wie sollen die in Zeiten von #BeKind ein Auskommen haben?

Es schien, als hätte Handler, um zu überleben, ihr früheres freches Ich niedermachen müssen. Ihr Bestseller von 2008 hiess auf Deutsch übersetzt: «Bist du da, Wodka? Ich bin's, Chelsea». Ihr Netflix-Dokumentarfilm darüber, wie gut es Weisse haben, hiess dagegen: «Hallo Privileg. Ich bin's, Chelsea». Als sie nach einer sechsjährigen Pause wieder Stand-up-Comedy machte, machte sie zwar ein Lippenbekenntnis für die Cancel-Culture, doch wie bei allen grossen Clowns lauert der Kobold der Widerspenstigkeit gleich unter der Oberfläche. Zwar hat sie dem Publikum der Critics' Choice Awards versichert, sie habe eine Therapie gemacht, «es braucht sich also niemand mehr zu fürchten», doch auch das dürfte ein böser Scherz gewesen sein.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer





THIEL

Davos

Entwicklungshelfer: So ein schneeärmer Winter ist ja trostlos.

Klimaforscher: Kein Wunder, erwärmt sich das Klima bei diesem Schneemangel. Ohne Schnee kann sich die Luft ja gar nicht richtig abkühlen.

Entwicklungshelfer: Wir benötigen dringend mehr Schnee.

Umweltingenieur: Was wir brauchen, sind Schneekanonen. Je mehr Schnee wir haben, desto mehr kühlt sich die Luft ab.

Entwicklungshelfer: Aber wir dürfen nicht nur an uns selber denken. Wir können uns die Schneekanonen ja leisten. Aber da gibt es Länder, wo das Klima noch viel wärmer ist als bei uns, und die können sich keine Schneekanonen leisten.

Klimaforscher: Ja, das stimmt. Gerade deshalb ist die Dritte Welt von der Klimaerwärmung besonders betroffen.

Umweltingenieur: Hier bietet sich doch endlich mal eine gute Gelegenheit für die Schweiz, wirklich etwas zu bewirken in der Welt. Wir haben die Technologie, wir haben das Geld, und wir haben die Schneekanonen. Unsere Aufgabe muss es sein, die Dritte Welt mit Schneekanonen auszurüsten. Damit können wir die Klimaerwärmung dort bekämpfen, wo sie die Bevölkerung am härtesten trifft. **Entwicklungshelfer:** Und nicht nur das. Wir sollten ihnen auch die Technologie geben. Wir sollten in der Dritten Welt Schneekanonenfabriken erstellen und mit einer entsprechenden Bildungs-offensive diese armen Menschen dazu befähigen, selber ihre eigenen Schneekanonen zu bauen. «Hilfe zur Selbsthilfe» nennt man das.

Umweltingenieur: Endlich machen wir Nägel mit Köpfen.

Entwicklungshelfer: Schneekanonen für Afrika!

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Über den grossen Teich

Meghan und Harry versuchen, die Royals ins Schleudern zu bringen, Rutschgefahr besteht aber in ihrem kalifornischen Exil.



Mutter Natur spielt Streiche: 14-Millionen-Villa in Montecito.

Es war zweifellos Meghan, die Harry vor gut zwei Jahren anstachelte, den Sprung über den grossen Teich zu wagen. Vielleicht plagte ihn aber auch ein bisschen die Frosch-Angst, die in jedem Prinzen schlummert.

Bevor es zum Bruch mit dem Königshaus kam, wohnte das frischverheiratete Paar nämlich im Frogmore Cottage. Dieses befindet sich im Park von Schloss Windsor und erhielt seinen märchenhaften Namen, nachdem Königin Victoria 1875 dort gefrühstückt und in der Umgebung eine Vielzahl an Fröschen festgestellt hatte. Das Risiko einer Verwandlung und das Aufkommen von Nebenbuhlern, in Froschleibern gefangen, die bloss darauf warteten, von Meghan geküsst oder an die Wand geworfen zu werden, könnte Harry schlicht zu gross gewesen sein.

2020 fanden die beiden zuerst Unterschlupf in Kanada, auf Vancouver Island, wo sie sich ohne den gewohnten königlichen Personenschutz von Paparazzi drangsaliert fühlten. Der rettende Anruf kam aus Los Angeles vom famosen Filmproduzenten und Milliardär Tyler Perry (*Weltwoche* Nr. 48/21), der dem Briten und der Amerikanerin seine 17-Millionen-Franken-Villa in Beverly Hills samt Body-

guards und Privatjet zur Verfügung stellte; auf dass die beiden Ausreisser ungestört und sicher ihre Zukunft in Amerika und ihre Abrechnung mit den Windsors planen konnten. Etwas weiter nördlich, ebenfalls in Kalifornien, fand die vierköpfige Familie schliesslich eine Bleibe. Sie befindet sich in Montecito, wo Stars wie Oprah Winfrey oder Ellen DeGeneres wohnen, und kostete knapp 14 Millionen Franken. Meghan und Harry leben dort nun zwar abgeschirmt vom Fussvolk, Mutter Natur spielt dieser hügeligen Gegend aber immer wieder ihre Streiche. Vor rund zwei Wochen mussten einige Liegenschaften in Montecito evakuiert werden, weil wegen starken Regens schon zum wiederholten Mal grosse Erderschütterung bestand. Betroffen war auch die Villa des derzeit berühmtesten Paares.

Für die vielbeachtete Netflix-Dokumentation «Harry & Meghan» von Ende letzten Jahres, in der die beiden ihre Befindlichkeit und ihr Privatleben zur Schau stellten, liessen sie sich übrigens in einem anderen Haus filmen. Es befindet sich zwar ebenfalls in Montecito, wirkt aber noch prachtvoller und steht derzeit für gut 30 Millionen Franken zum Verkauf.

Benedikt Weibel

Dem ehemaligen Generaldirektor der SBB gefällt, wie die Bundesbahnen heute geführt werden. So kann der Berner sich sorglos aufs Unterrichten, Schreiben und Sporttreiben konzentrieren.

Weltwoche: Herr Weibel, wie geht es Ihnen?

Benedikt Weibel: Gut, danke der Nachfrage. Es geht unserer ganzen Familie zum Glück gut, wir sind gesund – das ist das Wichtigste im Leben.

Weltwoche: Wollten Sie als Kind auch einmal Lokomotivführer werden?

Weibel: Nein. Mein Ziel war schon früh, Bergführer zu werden. Was ich dann auch erreicht habe.

Weltwoche: Wie gefallen Ihnen die SBB heute? Werden sie gut geführt?

Weibel: Nicht nur die SBB, das gesamte öffentliche Verkehrssystem in der Schweiz gefällt mir – noch viel mehr, seit ich wieder mehr im Ausland war. Da fühlt man sich, kaum hat man bei der Heimfahrt die Grenze überfahren, wieder im Bahnparadies. Und ja, die SBB werden gut geführt.

Weltwoche: Welches sind derzeit die grössten Herausforderungen für die SBB?

Weibel: Dass die Züge jeden Tag pünktlich fahren. So sind die Kosten am tiefsten und die Kundinnen am zufriedensten. Mit einer vermehrten Digitalisierung der Zugsteuerung kann das bestehende Netz besser ausgelastet werden. Grosse zusätzliche Ausbauten sind unnötig und kommen im Hinblick auf das Zieljahr 2050 für eine treibhausgasneutrale

«Grosse Ausbauten sind bei den SBB unnötig und kommen ohnehin zu spät.»

Schweiz ohnehin zu spät. Ausserdem müssen sich die SBB auf ihre Stärken konzentrieren und den Mut haben, alte Zöpfe abzuschneiden, zum Beispiel das kleinräumige *Wägele* im Güterverkehr.

Weltwoche: Was war das Highlight Ihrer Zeit als SBB-Chef?

Weibel: Die Einführung von «Bahn 2000» am Sonntag, 12. Dezember 2004, mit 13 Prozent mehr Zügen und einem völlig neuen Fahrplan. Um drei Uhr früh wurde umgestellt, nach vier Uhr kam die erlösende Nachricht: Der Fahrplan hat keine systematischen Mängel. Am Abend konnten wir feststellen, dass alles reibungslos verlief. Am Montag titelte die britische *Financial Times*: «Swiss Railway runs like a clockwork».

Weltwoche: Was braucht es, um als Manager Erfolg zu haben?

Weibel: Fokus, Dialog und die Pflege einer inspirierenden Kultur.

Weltwoche: Wollten Sie nie in die Politik?

Weibel: Nein, das war aufgrund meines Werdegangs einfach kein Thema.

Weltwoche: Womit beschäftigen Sie sich heute am meisten?

Weibel: Ich unterrichte, halte Vorträge und schreibe Kolumnen und Bücher.

Weltwoche: Wer waren oder sind Ihre Vorbilder?

Weibel: Carlos Grosjean, der Verwaltungsratspräsident während meiner ersten Jahre bei den SBB. Und Hans Magnus Enzensberger, der vor Weihnachten verstorbene Schriftsteller, der bis ins hohe Alter klug geblieben ist und eine heitere Gelassenheit ausgestrahlt hat.

Weltwoche: Wie halten Sie sich fit? Welche Sportarten üben Sie aus?

Weibel: Vor dem Morgenessen dreissig Minuten Gymnastik, täglich 10 000 Schritte, Wandern, Fern-Radtouren ohne elektrische Unterstützung, Skifahren, Langlauf.

Weltwoche: Was ist das Wichtigste, was Sie Ihren drei Kindern mit auf den Weg gegeben haben?

Weibel: Offenheit und Neugier, Lust am lebenslangen Lernen.

Weltwoche: Was lesen Sie gerade?

Weibel: «Mein zwanzigstes Jahrhundert» von Ludwig Marcuse.

Weltwoche: Zum Schluss haben Sie noch einen Wunsch offen...

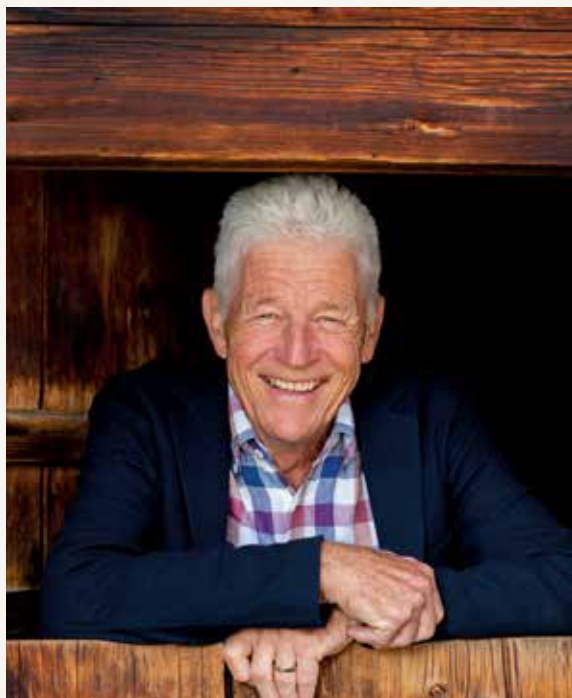
Weibel: Genügend und schönen Schnee in den Alpen bis weit in den Frühling.

André Häfliger



«Lust am lebenslangen Lernen»:
Benedikt Weibel 1999 und heute.

Benedikt Weibel, geboren 1946 in Thun, ist ein Schweizer Manager und Mitglied der SP. Am 1. Januar 1993 ernannte ihn der Bundesrat zum Chef der Schweizerischen Bundesbahnen (SBB). Er ist verheiratet, Vater dreier Kinder und wohnt in der Nähe von Bern.



Quicklebendige Traditionsbeiz

Bodega Española, Münstergasse 15, Zürich,
Telefon 044 251 23 10

Das Lokal, von dem heute die Rede sein soll, liegt mitten in der rechtsufrigen Altstadt von Zürich, es ist zugleich eine urgemütliche Tapas-Bar, aber auch ein gediegenes Speiserestaurant und eine Weinhandlung. Klar, jeder, der Zürich kennt, weiss, das kann nur die «Bodega Española» sein. 1874 gegründet, hat sie ihr historistisches Interieur zum Glück perfekt erhalten. Handwerker aus Katalonien haben das Lokal 1892 eingerichtet. Hier wäre es schon ein Verbrechen, die Decke neu zu streichen: Zu sehr passt die Patina der Jahre, als man noch rauchen durfte, zur historischen Holzaukleidung mit ihrem *moresque* anmutenden Schnitzwerk und den Wappen der spanischen Provinzhauptstädte an der Wand. Eric Winistörfer trägt seinem Restaurant und



der Tradition Sorge, er liebt den Wein, die traditionellen Gerichte, und er ist gern Gastgeber. Ob hier, wie es die Legende will, Genosse Lenin noch eine Rechnung offen hat, bleibe dahingestellt.

Die Tapas im Erdgeschoss sind hervorragend, frisch zubereitet und schmackhaft. Man holt sie sich an der Theke, seien das nun geschnittener Jamón, Salate mit Oliven, Artischocken, Sepia, Tunfisch, Tortilla, spanischer Käse et cetera. Übrigens: Solange es an einem Tisch Platz hat, darf man sich in der Regel dazusetzen.

Die Sala morisca im ersten Stock ist gepflegt weiss aufgedeckt, und die Küche wirkt so original spanisch wie die Kellner, die zum Inventar gehören. Die Karte umfasst diverse Salate – wir haben die Tomates à la murciana mit Oliven, Kapern und Zwiebeln sehr genossen –, aber auch die Klassiker Paella, Zarzuela, Parrillada de pescado. Hervorragend auch die Lammkoteletts a la plancha mit grillierten Peperoni und der geschmorte Ochsenschwanz. Und ohne Calamares geht es einfach nicht. Wir haben übrigens den Hauswein, den Bodega Española, einen Tempranillo aus dem baskischen Teil des Riojas, getrunken. Ein guter Freund, der in der Zürcher Altstadt wohnt, und ich haben einst wenige Stunden nacheinander im gleichen Spital in Zürich das Licht der Welt erblickt. Ein sehr plausibler Grund, gemeinsam Geburtstag zu feiern – aber wir waren nicht die Einzigsten. Auch dazu eignet sich die Bodega gut.

WEIN/PETER RÜEDI

Jenseits des Beerliweins

Staatskellerei Zürich: P Pinot Noir AOC
Zürich 2018. 14,5%. Mövenpick Wein.
Fr. 45.– www.moevenpick-wein.com,
info@staatskellerei.ch

Unter einer Staatskellerei stellt sich der gediegene Weinfreund nicht unbedingt ein Unternehmen vor, das sich mit den Bedürfnissen einer feineren Genusskultur befasst. Schon der genossenschaftlichen Organisation im Weinbau begegnet er in der Regel erst mal mit Skepsis, ungeachtet schlagender Gegenbeweise aus dem Piemont (Produttori del Barbaresco) oder, gleich vielfach, in Südtirol.

Die neuere Geschichte der Staatskellerei Zürich beginnt 1862 mit einem Dokument, das der eben ernannte Staatsschreiber Gottfried Keller unterzeichnet hatte und in dem im Zuge der Säkularisation das Kloster Rheinau, ein benediktinisches Stift aus karolingischer Zeit, verstaatlicht und damit dessen Klosterkeller mit dem Zürcher Spitalamtskeller zur neuen Staatskellerei Zürich vereinigt wurde. Trotz der peripheren Lage hart an der deutschen



Grenze wurden hier in der Folge Trauben aus dem ganzen Kanton verarbeitet. Spätestens ab der Mitte des letzten Jahrhunderts entsprachen die Weine allerdings zunehmend dem, was sich das Vorurteil unter einem «Staatswein» vorstellt. Lang wurde die Frage eines Regierungsrats kolportiert: «Nehmen wir was von der Staatskellerei, oder gehen wir direkt zum Wein?» Max Frisch liebte diese Landweine. Sein zeitweiliger Freund Friedrich Dürrenmatt, passionierter Bordeaux-Trinker, schüttete sich aus vor Lachen über die dünnen, sauren Säfte.

1997 endlich wurde der Betrieb verkauft, zu mancher Verblüffung an die Mövenpick Wein AG, einen *big player* im Handel, aber ohne Erfahrung in der Produktion von Wein. Der Turnaround, welcher in der Folge der

nunmehr privaten Staatskellerei gelang, ist erstaunlich. Nach Volg der zweitgrösste Produzent im Kanton Zürich, verarbeitet sie im idyllischen Rheinau eine breite Sortenpalette von neunzig Winzern aus dem ganzen Kanton, bei denen sie im Rebberg hohe Qualitätsstandards kontrolliert.

Der Pinot noir P 2018 von Kellermeister Fabio Montalbano ist ein strahlendes Beispiel dafür, wie aus einer sortenreinen Assemblage von unterschiedlichen Terroirs ein Wein entsteht, der selbst Beerliweinskeptiker Dürrenmatt beeindruckt hätte: fabelhaft vielseitig changierende Aromatik (rote und schwarze Beeren, *sottobosco*, Kirschen, mit einem Untertzug von Lakritz, etwas Zimt und Zedernholz), weiche Tannine; viel Eleganz, grosser Charme. Nach einem Satz auf dem Etikett: «das Beste, was wir mit einem Kilo Pinot-noir-Trauben machen können». Nicht zu warm trinken (15/16 Grad), man riskiert sonst etwas von seiner vibrierend elastischen Spannung. (Wie bei dieser Gelegenheit wieder einmal daran erinnert werden soll: Rotweine werden oft zu warm, Weissweine zu kalt getrunken.)

Hinten rechts

Es gibt wenige Fahrzeuge, die nicht nur aus der Position am Lenkrad attraktiv sind. Zu ihnen zählt der elektrische BMW i7.



Diese Kolumne entsteht wöchentlich gewissermassen auf der Position vorne links am Steuer eines Autos. Von wo aus sonst sollen auch die Vorzüge oder Nachteile eines bestimmten Modells beurteilt werden, wenn nicht am Steuer des Fahrzeugs?

Nun, das ist möglicherweise auch bloss eine Frage der Perspektive. Vergangene Woche fuhr ich über Davos und den Julier nach St. Moritz und passierte dabei das World Economic Forum (WEF). Bei manchen WEF-Teilnehmern ist der Blick auf die Welt vermutlich geprägt von der Sicht, die man darauf hat, wenn man grundsätzlich hinten rechts im Auto Platz nimmt.

Perspektivenwechsel sind eine interessante Geistesübung. Ich habe deshalb eine Ausnahme von der Regel gemacht und mich für einmal auf den «Lounge Chair» in der neuen Elektrolimousine i7 von BMW gesetzt. Der Vollständigkeit halber bin ich das Auto dann auch noch selbst gefahren, aber dazu später mehr. In dem futuristischen Wagen sass ich in einem feinen, mit Kaschmirwolle bezogenen Fauteuil, während sich der Beifahrersitz so nach vorne falten kann, damit ich auf dieser bevorzugten Position die Füsse auf eine ausfahrbare Ottomane legen konnte.

Diesen Text schrieb ich also in halb liegender Stellung hinten rechts, während mich ein freundlicher Fahrer ans Ziel brachte. Wer gerade nicht arbeitet, die Welt rettet oder sonst etwas halbwegs Nützliches tut, kann im Fond des i7 einen ziemlich grossen Bildschirm aus dem Dachhimmel in Position fahren lassen; gesteuert werden alle Funktionen über ein Farb-

display von der Grösse eines Smartphones in den Armlehnen der Türen. Betrachtet man die Welt auf diese Art, erscheinen manche Dinge ziemlich weit weg – die eigene Bedeutsamkeit hingegen schwillt mit jedem Meter an.

In seinem avantgardistischen Stil in Verbindung mit höchster Material- und Verarbeitungsqualität sowie gut sichtbar gemachtem technischem Fortschritt ist der BMW i7 zurzeit ein einzigartiges Fahrzeug auf dem Markt. Auch ein EQS von Mercedes etwa ist zwar ein modernes Elektroauto grösseren Ausmasses, aber diese Aura des ultimativen Limousinen-Luxus findet sich dort nicht. BMW reizt hier die Grenzen des Möglichen und Machbaren aus. Das muss einem nicht gefallen, aber sich dieser Faszination zu entziehen, ist dennoch schwer.

Zumal der i7 auch auf dem Platz des Fahrers, mit den Händen am Steuer, ein Vergnügen ist. Obwohl das Auto, wie es umgangssprachlich heisst, ein ziemliches «Schiff» ist, fährt es sich dank Allradlenkung und sorgsam abgestimmten Regelsystemen so leichtfüssig und dynamisch die Kurven zum Julier hoch, als sässe ich hinter dem Lenkrad eines Kompaktportlers. Auch das ist dann wieder ein erkenntnisreicher Perspektivenwechsel. Und zudem sieht man vorne links deutlich mehr von der Welt.

BMW i7 xDrive60

Motor/Antrieb: 2 Elektromotoren, elektrischer Allradantrieb, zweistufiges 1-Gang-Getriebe; Leistung: 400 kW / 544 PS; max. Drehmoment: 745 Nm; Lithium-Ionen-Batterie: 101,7 kWh; Ladeleistung (Gleichstrom): 195 kW; Beschleunigung (0–100 km/h): 4,7 sec; Höchstgeschwindigkeit: 240 km/h; Reichweite: 623 km; Verbrauch (WLTP): 18,5 kWh / 100 km; Preis: ab Fr. 169 900.–



OBJEKT DER WOCHE

Spiel mit der Nostalgie

Lego-Set «Atari 2600»
Online für Fr. 192.– erhältlich

Atari prägte so manches Kinderzimmer in den achtziger Jahren. Die amerikanische Firma konnte ihren grossen Erfolg jedoch nicht weiterführen. Bereits 1984 kam es im Betrieb zu einer Aufspaltung in Atari Corporation und Atari Games. «Corporation» wurde 1996 und «Games» schliesslich 2003 aufgelöst. Noch heute aber lässt der Begriff Atari das Herz der Jugend von damals höher schlagen. Jeder erinnert sich, irgendwann einmal mit einem Gerät oder einem Spiel der Gaming-Pioniere in Berührung geraten zu sein. Zu besonderem Ruhm brachte es Ataris Spielkonsole VCS 2600, die ab 1977 hergestellt wurde.

Der dänische Milliardenkonzern Lego haucht dem amerikanischen Kult-Computer seit einigen Monaten nun neues Leben ein. Natürlich ein nur sehr oberflächliches, denn der Lego-Atari ist bloss zum Zusammenbauen und Ausstellen. Über elektronische Innereien verfügt er nicht. Das Spiel mit der Nostalgie ist dennoch verlockend. Schliesslich besteht die Herausforderung darin, das Set inklusive Joystick und dreier *cartridges* («Asterooids», «Adventure» und «Centipede») aus 2532 Einzelteilen zusammenzufügen, bis es dem ursprünglichen Gerät verblüffend ähnlich sieht. Es misst dann 33 × 8 × 8 Zentimeter und ist nur wenig kleiner als das Vorbild. Lego-Fans schaffen es in knapp vier Stunden. Was man sicher sagen kann: Der Lego-Atari 2600 ist die noch purere Spielerei als das Original.

Benjamin Bögli



SRF-Direktorin *Nathalie Wappler*,
Pascal Crittin, Chef Fernsehen RTS.



FDP-Nationalrat *Kurt Fluri* mit seiner
Gattin *Denise*.



Ex-Preisüberwacher *Rudolf Strahm*
mit Partnerin *Sandra Gerber*.



Berns Stadtpräsident *Alec von Graffenried* mit Ehefrau *Cornelia Häfliger von Graffenried*,
SP-Nationalrat *Matthias Aebischer* mit Partnerin *Tiana Angelina Moser*, GLP-Fraktionschefin.

BEI DEN LEUTEN

Grosses Kino in Solothurn

Zum 58. Mal fanden die Filmtage statt. Mit viel Prominenz,
rund 65 000 Gästen und wundervollen Werken.

André Häfliger

Der grosse Abwesende an der Eröffnung war *Alain Berset*. Der Kulturminister sass wegen schlechten Wetters am WEF in Davos fest, ein Heli-Flug war nicht möglich. «Sorry, das tut mir leid, ich wäre noch so gerne gekommen», sagte Berset den 800 Gästen an der Eröffnung in einer Videoschaltung. «Diese Filmtage sind ein wichtiger Bestandteil des Schweizer Filmschaffens.»

In seiner Eröffnungsrede warnte der Bundespräsident am WEF vor der Gefahr wachsender Ungleichheit in den demokratischen Institutionen: «Die Welt steht an einem Wendepunkt.» Zudem verurteilte er erneut den Angriffskrieg in der Ukraine.

Für Berset in die Bresche sprang *Carine Bachmann*. «Wir sind sehr stolz, dass dem Schweizer Filmschaffen während acht Tagen diese hervorragend organisierte Plattform gegeben wird», sagte die Chef des Bundesamtes für Kultur. Filmtage-Präsident *Thomas Geiser* ergänzte: «Wir sind mit 217 Filmen auch dieses Jahr sehr gut aufgestellt. Unser rund fünfzigköpfiges Team darf zu Recht stolz sein.» SP-Nationalrat

Matthias Aebischer war mit seiner Partnerin, GLP-Fraktionschefin *Tiana Angelina Moser*, gekommen: «Dieses Festival muss man einfach besuchen.» Eines der Highlights: «Die goldenen Jahre» mit *Esther Gensch* und *Stefan Kurt*.

Die Solothurner Filmtage sind das bedeutendste Festival für den Schweizer Film. Sie präsentieren seit 1966 jährlich eine repräsentative Auswahl von Schweizer Spiel-, Dokumentar- und Kurzfilmen. In Gesprächsrunden und Podiumsveranstaltungen diskutieren das Publikum und die Filmbranche. Der an den Filmtagen vergebene «Prix de Soleure» gilt als einer der bedeutendsten Schweizer Kulturpreise.

Marco Solari, Präsident des Locarno Film Festival: «Solothurn ist für mich immer ein wichtiges Highlight des Jahres.» *Ivo Kummer*, Filmchef des Bundes, war sich mit SRG-Generaldirektor *Gilles Marchand* (unterstützt den Schweizer Film mit jährlich 50 Millionen Franken) einig: «Es ist ein freudiges Wiedersehen – wie an einem Klassentreffen. Grosses Kompliment an alle Mitwirkenden!»



Filmexpertin Monika Schärer, Filmemacher Christoph Schaub («Sternenberg»).



«Wir sind mit 217 Filmen sehr gut aufgestellt»: Filmtage-Präsident Thomas Geiser und Carine Bachmann, Direktorin Bundesamt für Kultur.



Marco Derighetti (l.), Direktor Operationen SRG, Edi Estermann, Mediensprecher SRG.



FDP-Nationalrätin Doris Fiala, Partner Armin Walpen, Ex-Generaldirektor SRG.



SRG-Generaldirektor Gilles Marchand (l.), Raymond Loretan, Ex-Präsident SRG.



«Wichtiges Highlight»: Marco Solari (l.), Präsident Locarno Film Festival, Ivo Kummer, Filmchef des Bundes.



CVP-Ständerat Pirmin Bischof mit Ehefrau Bettina Karli.

Prädikat «gut»



Viel Reisefreiheit, aber nicht Spitze: Schweizer Pass.

Die Generation X und frühere Kohorten wuchsen mit dem seltsamen Bewusstsein auf, dass man gegen Vorzeigen des roten Reisepasses an den Zöllen dieser Welt mit begeisterter Bewunderung empfangen wird. Das ist mittlerweile relativ zu sehen. Geschuldet ist dies wohl der Globalisierung, die Wohlstand und Vorzeigenationen auch ausserhalb Westeuropas produzierte. Die Ausnahmesituation

Covid-19 machte deutlich, dass es auch für uns keine Extrawurst gibt. Und das verkorkste Verhältnis zu Europa förderte den Respekt auch nicht. Dazu passt eine jüngst veröffentlichte Rangliste darüber, wie viel Reisefreiheit ohne vorgängig beantragtes Visum mit welchem Reisepass gewährleistet ist. Die Schweiz steht gut da, aber nicht an der Spitze, nämlich auf Platz 7 mit vielen anderen. Weiter vorne lie-

gen Japan (Platz 1), Singapur, Südkorea (beide Platz 2), Deutschland, Spanien (3), Finnland, Italien, Luxemburg (4), Österreich, Dänemark, die Niederlande, Schweden (5), Frankreich, Irland, Portugal, Vereinigtes Königreich (6).

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

FRAGEN SIE DANIA / ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, mein Mann und ich haben zwei Kinder und arbeiten Vollzeit. Für Sex haben wir keine Zeit mehr. Was raten Sie uns?

M. W., Zürich

Mit zwei Kindern und zwei Vollzeitjobs bringt ihr sicher unzählige To-dos und Termine unter einen Hut: den Kindergeburtstag und den Arztbesuch, das Meeting und den Einkauf. Im Alltag managt ihr also tausend Dinge, nur der Sex, der soll sich irgendwie alleine managen. Und mit dieser Erwartung seid ihr nicht alleine.

Ganz viele Menschen glauben, dass der Sex noch irgendwie zwischen Kindern und Karrieremachen reinhüpft. Doch das tut er nicht. In einem vollen Leben passen Sexualität und Spontaneität nicht mehr



zusammen. Ihr dürft euch fragen, ob ihr Lust aufeinander habt und Sex in eurem Leben vorkommen soll. Und wenn ihr nicht auf ihn verzichten wollt, braucht es auch für den Sex ein aktives Management. Das bedeutet, dass ihr euch feste Paarzeiten zugesteht und dem Sex damit Platz in eurem Leben einräumt. Voraussetzung hierfür ist, dass ihr es beide relevant findet und es euch wichtig ist, weiter regelmässig Sex zu haben.

Ja, das klingt erst einmal unromantisch. Doch die Alternative ist, keinen Sex mehr zu haben und diesen Teil der Beziehung nach und nach verkümmern zu lassen. Das wäre schade. Findet also Raum, dass er stattfinden kann. Plant den Sex, wie ihr auch den Wochenendausflug oder die Ferien plant. Eine Möglichkeit ist, sich zum Sex zu verabreden und ihn an einem festen Tag stattfinden zu lassen. Mit der Zeit werdet ihr lernen, Vorfreude zu entwickeln, euch selbst ernst zu nehmen und euch auf die gemeinsame Zeit zu freuen.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich. Ihr jüngstes Buch «Keep It Coming – Guter Sex ist Übungssache» erschien letztes Jahr bei Piper.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an dania@weltwoche.ch

Hans-Ulrich Bigler

Der abtretende Direktor hinterlässt den Schweizerischen Gewerbeverband in bester Verfassung. Jetzt will der frühere FDP-Mann für die SVP in den Zürcher Kantonsrat.

Die Gewerbliche Winterkonferenz ist eine Institution. Seit 74 Jahren findet sie jeden Januar in Klosters statt. Vertreter des Gewerbes – der Schweizerische Gewerbeverband (SGV) vereint über 230 Organisationen – knüpfen hier Kontakte und bereiten sich auf das Jahr vor. Für Hans-Ulrich Bigler ist die diesjährige Konferenz die 13. und gleichzeitig letzte als Direktor.

Bigler führt den SGV seit 2008. In dieser Zeit hat er aus einem relativ wirkungslosen, zerstrittenen Verband eine politische Kampfmaschine der ersten Güteklasse gemacht. Sein Auftrag habe zu Beginn unter anderem darin bestanden, die Initiativ- und Referendumsfähigkeit wiederherzustellen. «Das ist gelungen», sagt der gebürtige Berner mit dem ihm eigenen Understatement. In Klosters wird deutlich, wie viel das Gewerbe ihm verdankt. Der Verband erweckt einen starken und geeinten Eindruck.

Beharrliche Arbeit im Hintergrund

Einige Tage später treffen wir Bigler in einem Zürcher Café. Er resümiert die grössten politischen Erfolge. Der SGV hatte unter seiner Federführung massgeblichen Anteil daran, dass die sozialistischen Initiativen für eine Lohndeckelung bei 1:12, für einen allgemeinen Mindestlohn und für fünf Wochen Ferien vom Stimmvolk gebodigt wurden. Beim Widerstand gegen das Radio- und Fernsehgesetz verpasste Bigler einen Überraschungssieg nur um Haaresbreite. «Es war ein Zufallsmehr», sagt er. Mindestens ebenso wichtig wie die Kampagnen sei aber die beharrliche Arbeit im Hintergrund. Bigler nimmt einen Schluck Kaffee.

Seine Gegner zur Linken brachte der kantige Bürgerliche nicht selten zur Weissglut. Denn an Biglers Gewerbeverband kam man in der Schweizer Wirtschaftspolitik nur schwer vorbei, seit er die Organisation auf eine klare Strategie verpflichtet hatte, bei welcher die Wirtschaftsfreiheit zuoberst steht. Er beendete die Jagd nach Subventionen aus der Staatskasse, für die der SGV vor seiner Zeit notorisch war.

Als freisinniger Nationalrat gehörte Bigler von 2015 bis 2019 dem Parlament an. Aber wer nicht zum Partei-Establishment gehöre, habe



Brachte Gegner zur Weissglut: Politiker Bigler.

es schwer in der Zürcher FDP, bilanziert er seine Abwahl vor vier Jahren. So seien alle Bisherigen bei den letzten Wahlen zu einem gemeinsamen, «eher lauwarmen» Wahlkampf genötigt worden. Parallel dazu habe die Partei engagiert die Werbetrommel gerührt für ausgewählte Insider. Inhaltlich habe sich die FDP leider häufig von bürgerlichen Positionen entfernt. «Meine FDP war die Partei von Ernst Cincera in den 1990ern.»

Aus diesem Grund wechselte Hans-Ulrich Bigler kürzlich zur SVP. Derzeit kandidiert er für den Kantonsrat. Die Nomination seines Stellver-

treters Henrique Schneider für seine Nachfolge freut den abtretenden Direktor: «Starke Organisationen rekrutieren ihre Führung intern.» Die Stabübergabe erfolgt Ende Juni. Bis dahin gibt es noch viel zu tun. Gemeinsam mit Bauernverband, Economiesuisse und Arbeitgeberverband hat der SGV eine Allianz gezimmert, welche den Bürgerlichen bei den eidgenössischen Wahlen im Herbst zum Durchbruch verhelfen soll. Nach dem Austausch im Café muss Hans-Ulrich Bigler weiter nach Bern – natürlich im Auto.

Florian Schwab

Dynamik, Inspiration, Kreativität

Freddy Burger, der Doyen unter den Schweizer Eventveranstaltern, tritt allmählich kürzer. Den Nachfolger hat er in den eigenen vier Wänden gefunden: seinen Sohn Oliver.

Thomas Renggli

Er ist kein Mann der lauten Töne. Aber er verschafft sich mit Kompetenz, Überzeugungskraft und Verlässlichkeit Gehör. Faktisch hat Oliver Burger die Nachfolge seines Vaters Freddy Burger bei FBM Home of Entertainment bereits übernommen. Er leitet die Geschäfte der Thunerseespiele, den operativen Betrieb im Theater 11 in Zürich sowie im Musical-Theater in Basel. Bis 2024 wird die Wachablösung auch buchhalterisch vollzogen.

Doch der 35-jährige Zürcher aus Ebmatingen ist zu schlau, als dass er zu forsich vorgehen würde: «Wir kommen direkt aus der grössten Krise der Branche seit Jahrzehnten. Deshalb geht es in erster Linie darum, die Geschäfte zu konsolidieren und vernünftige strategische Entscheide zu treffen.» Am Firmensitz an der Carmenstrasse in Zürich Hottingen belegt er bis auf weiteres noch ein kleines Büro – ein viel kleineres als sein Vater. Aber Oliver Burger trägt Qualitäten ins Unternehmen, die in diesen schwierigen Zeiten von grossem Wert sind. Mit dem abgeschlossenen Studium in Volkswirtschaft kann er die Zusammenhänge in der Branche auch aus akademischer Sicht beurteilen – und dank Praktika bei den Vereinigten Bühnen in Wien sowie in der Planungs-, Produktions- und Logistik-Agentur Aroma von Lukas Meier in Zürich besitzt er Erfahrungen, die weit über den eigenen Betrieb hinausgehen.

Die brachliegende Zeit während der Pandemie nutzte Oliver Burger, um sein Studium an der Universität Zürich mit dem Master in Kulturmanagement zu veredeln. Die Abschlussarbeit schrieb er zum Thema «Der Broadway in der Krise – Eine marktwirtschaftliche Analyse des Broadways im Spannungsfeld seiner grössten Krisen». So fällt ihm eine Bestandesaufnahme der Szene leicht: «Die Pandemie hat uns gelehrt, dass wir den persönlichen Kontakt brauchen. Shows und Aufführungen über digitale Kanäle können das Live-Erlebnis nie ersetzen.» Dieses bietet Burger mit seiner Agentur. Doch sei die Konkurrenzsituation derzeit noch grösser als ohnehin schon: «Es besteht ein grosser Nachholbedarf. Es wird noch rund anderthalb Jahre dauern, bis sich die Lage normalisiert», so Burger.



«Qualität, die immer wichtiger wird»: Entertainment-Unternehmer Burger.

Freddy Burger, 77, stammt aus dem Zürcher Aussenquartier Schwamendingen. Der gelernte Hochbauzeichner wagte Ende der sechziger Jahre den Schritt ins Showbusiness mit der Absicht, «die Freizeit der Nachkriegsgeneration neu zu organisieren», wie er es beschreibt. Er gründete den Nachtclub «Joker», übernahm das «Mascotte» und managte Pepe Lienhard, Nana Mouskouri und Katja Ebstein. Nun übergibt er seine Firma sukzessive seinem Sohn Oliver, über den er sagt: «Mit dem Bachelor in Volkswirtschaft und dem Master in Kulturmanagement bringt er eine Qualität in den Job, die heute immer wichtiger wird.»

Burger spricht ruhig und überlegt – und bildet so durchaus einen Kontrast zu seinem impulsiven, extrovertierten Vater. Dass er fast zwangsläufig immer mit ihm verglichen wird, stört ihn nicht: «Ich habe viel profitiert, weil ich schon früh mit dem Showbusiness in Berührung kam. Und mein Vater konnte mir die eine oder andere Türe öffnen. Wenn man dann aber selber die Verantwortung trägt, steht man auch unter verschärfter Beobachtung. Ich muss vermutlich

mehr leisten, um die volle Akzeptanz zu gewinnen.» Spricht Oliver Burger von seinen ersten Berührungspunkten mit der Unterhaltungsbranche, fällt immer wieder ein Name: Udo Jürgens. Der grosse Sänger und Entertainer war der wichtigste Partner von Freddy Burger – und wurde zu einem engen Freund: «Er war bei uns wie ein Familienmitglied», erzählt Oliver Burger, «ich habe erst später realisiert, wie bekannt Udo eigentlich war.»

Weltoffen und neugierig

2012 begleitete Burger junior die Tournee von Udo Jürgens durch Deutschland, Österreich und die Schweiz: «Wir machten in 36 Städten Halt, und ich konnte als Assistent des Tournee-Managers in alle Bereiche der Organisation hineinschauen, von der Logistik über die Technik bis zum Bühnenaufbau.» Vor allem fand er sein privates Glück – in der Person einer deutschen Geigerin mit südkoreanischen Wurzeln.

Es ist jene Mischung aus theoretischem Wissen, praktischer Erfahrung und einer angeborenen Lebensfreude, die Oliver Burger die Sicherheit gibt, auf dem richtigen Weg zu sein. Selber bezeichnet er sich als «weltoffenen und neugierigen Charakter», der gerne reist und immer auf die Menschen zugeht. In den kommenden Monaten will er diese Qualitäten auch im Berufsalltag noch stärker einbringen. Anlässlich des Zwanzig-Jahr-Jubiläums der Thunerseespiele (12. Juli bis 26. August) kommt es zur Neuaufführung von «Dällebach Kari». «Wir haben uns bewusst für eine einheimische Geschichte entschieden, weil sie perfekt an diesen Ort passt und einst die erste Eigenproduktion in Thun war», so Oliver Burger.

Das Kontrastprogramm ist ab November im Theater 11 in Oerlikon zu sehen: «The Lion King», die kommerziell erfolgreichste Musicalproduktion der Geschichte: «Wir wollen das Publikum während zweieinhalb Stunden zum Träumen animieren und in eine andere Welt entführen – mit einer Mischung aus Dynamik, Inspiration und Kreativität.» Oliver Burger gerät ins Schwärmen, wenn er auf die nächsten Monate blickt. Die Vorfreude steigt.



«In eine andere Welt entführen»: Oliver Burger, 35.

Weltwoche Nr. 04.23

Bild: Gian Marco Castelberg für die Weltwoche

Sandra Studer, Entertainerin

Die Moderatorin, Sängerin und Schauspielerin spielt gerne Brändi Dog und Klavier; sie ist überzeugt, dass Roger Federer ihretwegen Fehler beging; einen Seitensprung könnte sie verzeihen.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Sandra Studer: Alle, die die Stadt nach grossen Partys vom Müll befreien.

Weltwoche: Wen haben Sie schon einmal um ein Autogramm gebeten?

Studer: Einen Helden meiner Jugend, Otto Waalkes. Er kam zu unserer Vorstellung von «Spamalot» in Hamburg, und es gab sogar ein Foto. Liegt in meiner Schatzkiste.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Studer: Dass Roger Federer immer Fehler machte, wenn ich den Fernsehraum betrat und zuschaute.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Studer: So viel, dass ich ruhig schlafen kann.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Studer: Witz und Köpfchen, wenn er nicht zu eitel ist und Brändi Dog spielen kann.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Studer: Dass meinen Liebsten etwas zustossen könnte.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Studer: Bei einem Dokumentarfilm über den Ukraine-Krieg.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Studer: Frauen und Männer, denen es ernst ist, sich für ein paar Jahre komplett in den Dienst unseres Landes zu stellen.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Studer: Ja. Zumindest an eine stärkende und allumfassende Macht.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Studer: Je nach Thema und Persönlichkeit kann das alles sein – ausser ganz rechts und ganz links aussen.

Weltwoche: Mit wem hatten Sie das erste Mal Sex?

Studer: Ich gehe davon aus, dass er seinen Namen hier nicht lesen möchte.

Weltwoche: Welches Lied können Sie immer wieder hören?

Studer: «Gran Torino» von Jamie Cullum.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Studer: Im Katalog hätte ich «schlankere Beine» angekreuzt.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Studer: Ja, übermässig Zucker. Bei «Sister Ät» liegt backstage eine Dose mit saurem Gummizeugs, und ich hole mir da wohl gerade ein Magengeschwür.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Studer: Dass ich vor die Fernsehkamera geschubst werde, das Rotlicht angeht und ich keine Ahnung habe, was ich sagen soll und worum es in der Sendung geht. Mein Allzeit-Albtraum.

Weltwoche: Was ist der beste Ratsschlag, den Sie je bekommen haben?

Studer: Negative Kritik immer im kleinen Kreis und mündlich. Positive Kritik gerne schriftlich und so weit streuen, wie man will.

Weltwoche: Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

Studer: Nach 32 gemeinsamen Jahren wäre das eine Verletzung, aber kein Grund, den Bettel hinzuschmeissen.

Weltwoche: Was passiert, wenn wir sterben?

Studer: Auf diese Reise – wenn es denn eine gibt – bin ich sehr gespannt. Aber ich habe es nicht eilig.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Studer: Jede und jeder muss eine halbe Stunde täglich singen. Die Gesundheitskosten würden sinken.

Weltwoche: Welches Talent hätten Sie gern?

Studer: Klavier spielen wie ein Profi. Rachmaninows Klavierkonzert Nr. 2 spielen und dann sterben.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Studer: Sicher mein schweizerisch-spanisches Elternhaus.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Studer: Wenn ich meine ganze Rasselbande um mich habe, wir gemeinsam kochen, laut Musik hören, lachen und ich dann beim Brändi Dog gewinne.



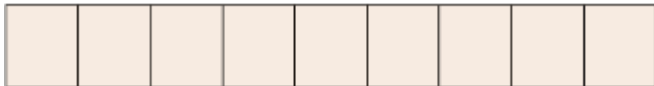
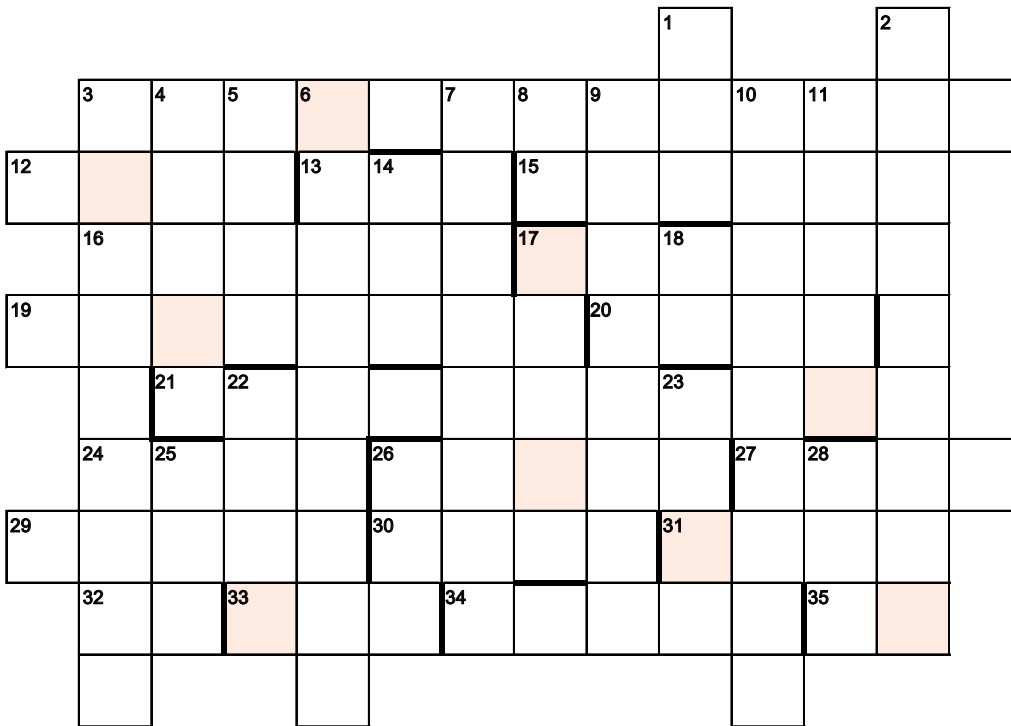
«Habe es nicht eilig»: Moderatorin Studer.

Weltwoche: Mit welcher bekannten Persönlichkeit möchten Sie einen schönen Winterabend verbringen?

Studer: Wenn im Kamin ein Feuer brennt und davor ein Flügel steht, gerne mit Jamie Cullum. Mit ihm zu singen, wäre ein absoluter Traum.

Weltwoche: Mit welcher fiktiven Figur können Sie sich am meisten identifizieren?

Studer: Pippi Langstrumpf.



Lösungswort — Teil von Eisenbahnradern?

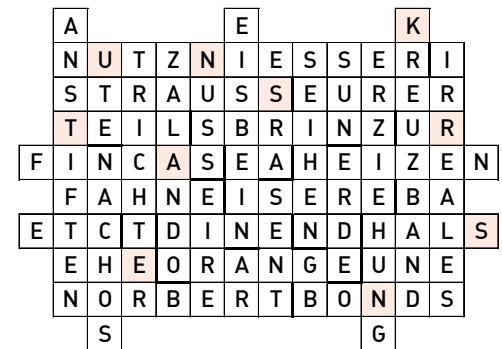
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 Militärfahrzeugführer im fortgeschrittenen Alter? 12 ist sie sturmfrei, geht es dort oft wild zu und her 13 in Zusammenhang stehender nicht zusammenhängender Teil der Erdoberfläche 15 ein Fall für Mathematiker und Cineasten 16 Podest, demontiert und neu zusammengesetzt 17 für Radrennfahrer angeblich gleichbedeutend mit wettkampfbereit 19 Misserfolg, der mit einem Reim beginnt 20 Aufforderung zum Verfrachten, die Deutsche möglicherweise als Aufforderung zum Schneeschaufeln missverstehen 21 Kriechtiere mit After ganz vorne 24 Bestandteil von Ingwerkeksen 26 noch nicht geschlagene Schachfiguren stehen paradoxerweise auch in einer, wenn sie nicht in einer ... stehen 27 dauert im Tennis deutlich länger als im Weitsprung 29 ihr fehlt es an Originalität 30 9 senkrecht in Normalgrösse 31 Wege ohne Anfang 32 was Chöfen und Senträgern fehlt 33 Victoria Eugénie von Spanien, wie sie Kreuzworträtsler kennen 34 jene aus der Papeterie sind nicht explosiv 35 in der Westschweiz in, in der Südostschweiz nass

Senkrecht — 1 macht nicht miau, sondern miaow 2 abfällige Bezeichnung für alternde Prostituierte? 3 etwas, wofür sich Tierschutzvereine einsetzen? 4 gibt es in 34 waagrecht und in uns 5 Name eines «ungeheuerlichen» Lochs 6 dasselbe wie ergreifend? 7 rätselt mehrköpfig 8 kurze 0,54 Seemeilen 9 in der Mitte kurz von Scandium unterbrochene Handarbeit 10 Westschweizer Gipfel 11 was darauf steht, ist nicht gerade sicher 14 ist manchmal unwiderstehlich 17 Gestein mit ablehnendem Kern 18 das heisst ebendies 22 geräuschvoller Teil von Havarien 23 hilft dabei, etwas gebacken zu kriegen 25 damit wird fleissig 17 waagrecht 26 Bestandteil von Lebewesen und von Haarnadeln 28 Abschied in Baden

© Daniela Feurer – RätselFactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 801



Waagrecht — 4 NUTZNIESSER 14 STRAUSS 15 ein Abenteuer 16 TEIL 17 SBRINZ (Werbeslogan) 18 UR 19 Langlau-FINCAS-trisch 21 (B)EAtenberg/(S)EAttle (Electronic Arts) 22 HEIZEN 24 FAHNE 26 ISERE 28 JojoBA 29 ETC 30 DINE (engl. f. dinieren) 31 KiND 32 SCHALS 33 EHE 34 ORANGE (Telekommunikationsunternehmen) 37 UNERwartetes 38 NORBERT (nor Bert) 39 BONDS

Senkrecht — 1 ANSTIFTEN (an Stiften) 2 EISEIN 3 KREUZBAND 5 MinUTE 6 TRICHTER (T-Richter) 7 ZALANDO 8 NUSS 9 der BundesRAt 10 SEIHEN 11 SUN (engl. f. Sonne, engl. Zeitung) 12 ERZIEHUNG 13 IRREALES (irre Ales) 20 NACHOS (nach Os) 23 ERDE 25 EIRE (irisch f. Irland) 27 SENT (engl. f. verschickt) 35 ARaber (Appenzell Ausserrhoden) 36 GB

Lösungswort — **KUNSTRASEN**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

DER NACHFOLGE VERPFLICHTET

UNTERNEHMEN VERKAUFEN

Business Transaction ist spezialisiert auf Nachfolgeregelungen von Schweizer KMU. Die unabhängige M&A Boutique begleitet Unternehmer beim Firmenverkauf und übernimmt die ganzheitliche Projektleitung von der marktnahen Unternehmensbewertung über die vertrauliche Käuferansprache bis hin zum reibungslosen Vertragsabschluss.



Referenzen und
Video-Stories

UNTERNEHMEN KAUFEN

Unternehmen	Branche	Mitarbeiter	Umsatz CHF	EBITDA CHF
Spezialist für Sonnenschutz mit grossem Showroom	Handwerk / Baugewerbe	5 – 10	2 600 000	700 000
Weltweit führendes Technologieunternehmen	Industrie / Produktion	10 – 20	3 900 000	610 000
Lokal verankertes Baugeschäft mit konstantem EBITDA	Handwerk / Baugewerbe	5 – 10	1 750 000	250 000
Onlineshop in attraktiver Beauty-Nische	E-Commerce	5 – 10	2 200 000	370 000
Erfolgreicher Serviceprovider im Kapitalmarktbereich	Dienstleistung	5 – 10	3 050 000	1 300 000
Führendes Handelsunternehmen mit attraktiver Bruttomarge	Grosshandel	5 – 10	2 200 000	380 000
Stark wachsender Onlinehandel im Bereich Motorsport	E-Commerce	1 – 5	2 300 000	400 000
Gartenbauunternehmen mit konstant hohem Auftragsvorrat	Handwerk / Baugewerbe	40 – 50	7 000 000	600 000
Etablierter ICT-Anbieter im Bereich Workplace-Management	IT / Software	5 – 10	3 400 000	470 000
Modernes Fachgeschäft für Bodenbeläge	Handwerk / Baugewerbe	25 – 30	4 500 000	400 000

Business Transaction AG

Mühlebachstrasse 86 | 8008 Zürich | T +41 44 542 82 82 | info@businesstransaction.ch | businesstransaction.ch